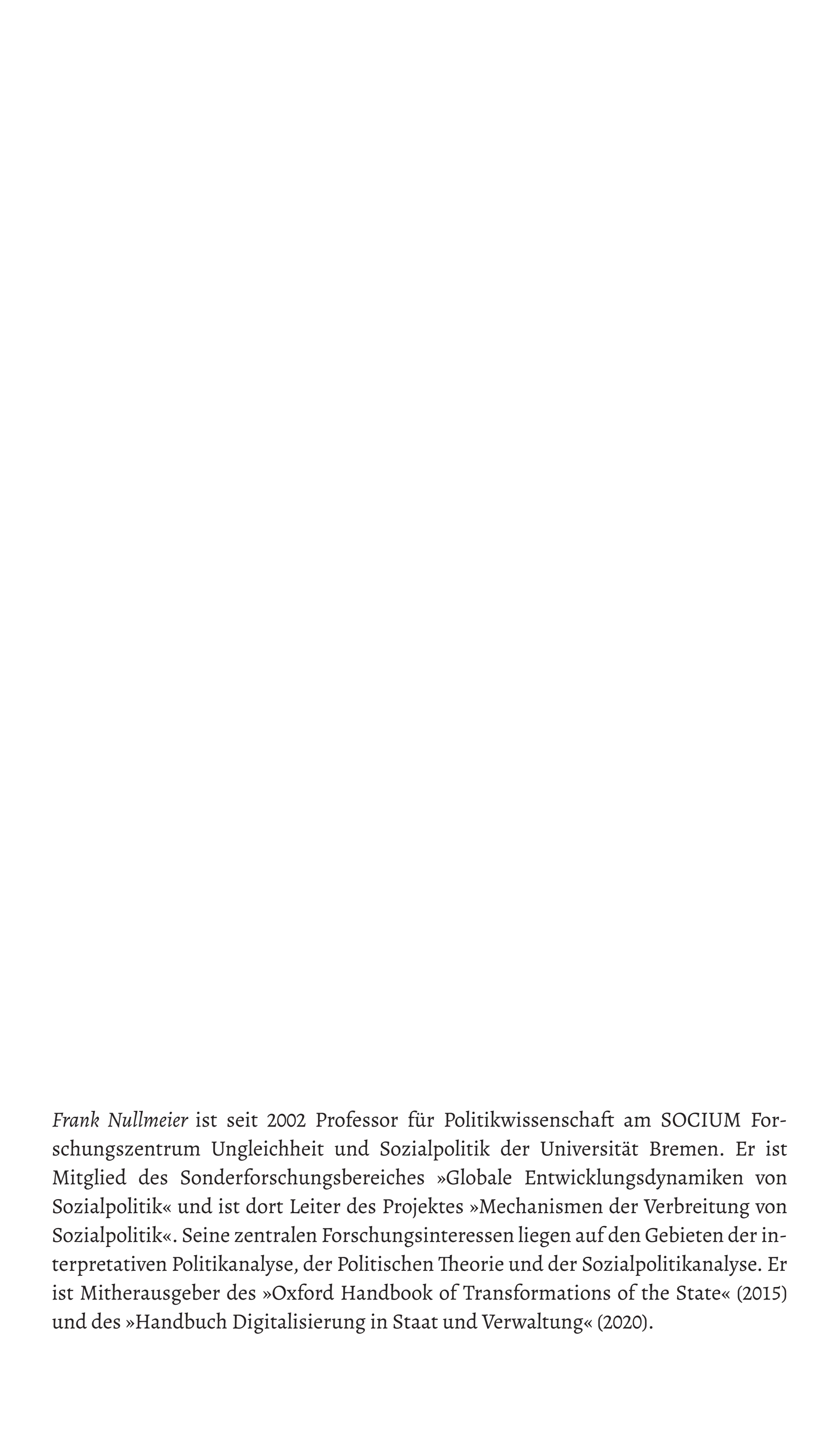
Frank Nullmeier

Kausale Mechanismen und Process Tracing

Perspektiven der qualitativen Politikforschung

campus

Kausale Mechanismen und Process Tracing



Frank Nullmeier ist seit 2002 Professor für Politikwissenschaft am SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen. Er ist Mitglied des Sonderforschungsbereiches »Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik« und ist dort Leiter des Projektes »Mechanismen der Verbreitung von Sozialpolitik«. Seine zentralen Forschungsinteressen liegen auf den Gebieten der interpretativen Politikanalyse, der Politischen Theorie und der Sozialpolitikanalyse. Er ist Mitherausgeber des »Oxford Handbook of Transformations of the State« (2015) und des »Handbuch Digitalisierung in Staat und Verwaltung« (2020).

Frank Nullmeier

Kausale Mechanismen und Process Tracing

Perspektiven der qualitativen Politikforschung

Campus Verlag
Frankfurt/New York



ISBN 978-3-593-51207-5 Print
ISBN 978-3-593-44400-0 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-593-44563-2 E-Book (EPUB)
DOI 10.12907/978-3-593-44400-0

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Satz: le-tex transpect-typesetter, Leipzig
Gesetzt aus der Alegreya
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe GmbH sind ein klimaneutrales Unternehmen (ID 15985-2104-1001).
Printed in Germany

www.campus.de

Für und dank F.

Inhalt

Vorwort 11

1. Einleitung 15

2. Theorien kausaler Mechanismen 31

2.1 Entwicklungsstränge der Theoriebildung 31
Kritischer Realismus 31
Vom analytischen Marxismus zur analytischen Soziologie 33
Historische Soziologie, historischer und akteurzentrierter Institutionalismus 37
Methodologie qualitativer Politikforschung 40
Mechanische Philosophie 41

2.2 Jon Elster 43

2.3 Analytische Soziologie 55

2.4 Die soziologische Vorgeschichte: Parsons, Merton, Luhmann . 59

2.5 Daniel Little: Eine Methodologie der Sozialwissenschaften . . . 60

2.6 Charles Tilly 65

2.7 Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf 70

2.8 Methodologie qualitativer Politikforschung 79
2.8.1 James Mahoney und Gary Goertz 79
2.8.2 Derek Beach und Rasmus Brun Pedersen 84

3. Grundlagen mechanismenbasierten Erklärens 91

3.1 Modularität und Skalierung 92

3.2 Typologien von Mechanismen 94

3.3 Akteurzentrierung 97
3.3.1 Situationale Mechanismen? 98
3.3.2 Institutionelle Mechanismen? 103

3.3.3 Systemische Mechanismen? ... 107
3.3.4 Akteurzentrierung und Prozessanalyse ... 113

4. Elementare kausale Mechanismen ... 115

4.1 Perzeptionsmechanismen ... 116
4.1.1 Ein eigener Typus von Mechanismen ... 116
4.1.2 Aufmerksamkeit ... 120
4.1.3 Wahrnehmung als Chance oder Hindernis, Bedrohung oder Gelegenheit ... 122
4.1.4 Evaluation und Kausalattribution ... 123
4.1.5 Täuschungen ... 125
4.1.6 Vom magischen Denken zum Vergeblichkeitsdenken ... 128
4.1.7 Die Wahrnehmung der anderen, Zeichen und Aufforderungen ... 129

4.2 Handlungsmechanismen ... 131
4.2.1 Theorie der Handlungsmechanismen und die Entwicklung des Rational-Choice-Modells ... 131
4.2.2 Handlungsmechanismen als Anomalien der Rational-Choice-Theorie ... 134
4.2.3 Soziologische Handlungstheorien und Handlungsmechanismen ... 136
4.2.4 Rationale Kalkulation, Normbefolgung und normativ eingebettete Kalkulation ... 139
4.2.5 Reflexion, Emotion und Selbstdarstellung ... 142
4.2.6 Soziales Vergleichen ... 146
4.2.7 Relationen von Perzeptions- und Handlungsmechanismen ... 147

4.3 Interaktionsmechanismen ... 149
4.3.1 Interaktion und Interaktionsergebnis ... 150
4.3.2 Nicht-intendierte Konsequenzen ... 151
4.3.3 Polarisierung, Fragmentierung, Eskalation und Groupthink ... 152
4.3.4 Identitätsbildung, Verwandlung und Aufführung ... 154

4.4 Von elementaren zu komplexen kausalen Mechanismen ... 158

5. Process Tracing ... 163

5.1 Entstehung ... 163

5.2 Durchbruch ... 170

5.3 Stabilisierung und methodologische Debatten ... 178

5.3.1 Bayesianische Wahrscheinlichkeitstheorie und Testverfahren ... 178

5.3.2 Kausalitätstheorien ... 183

5.3.3 Kontext, Trigger und Scope Conditions ... 188

5.4 Kritik der Process Tracing-Debatte ... 193

5.5 Prozessanalytiken in Soziologie und Geschichtswissenschaft ... 197

5.5.1 Prozesssoziologie ... 198

5.5.2 Prozessanalyse und Geschichtswissenschaft ... 203

6. Prozessanalyse ... 209

6.1 Grundlagen ... 210

6.1.1 Erklärung eines einzelnen »Falles« ... 210

6.1.2 Zeitbezogene Grundbegrifflichkeit ... 214

6.1.3 Anfangszeitpunkt einer Prozessanalyse ... 220

6.1.4. Anfangszustand ... 227

6.1.5 Erstellen einer Chronologie und Typisierung von Ereignissen ... 229

6.1.6 Erklären von Prozessen mittels kausaler Mechanismen ... 232

6.1.7 Visualisierung ... 233

6.2 Themenwahl bei einer Einzelfallstudie ... 234

6.2.1 Vorüberlegungen ... 236

6.2.2 Motivreflexion, politische und wissenschaftliche Relevanz ... 238

6.2.3 Erklärungsbedürftigkeit und Erklärungswert ... 240

6.2.4 Machbarkeit ... 243

6.3 Arbeitsschritte einer Prozessanalyse ... 246

6.3.1 Erstellen der Chronologie ... 247

6.3.2 Narrationstest ... 250

6.3.3 Identifikation elementarer kausaler Mechanismen ... 251

6.3.4 Partialanalysen ... 259

6.3.5 Typisierungen ... 260

6.3.6 Identifikation komplexer kausaler Mechanismen ... 268

6.3.7 Auslösebedingungen eines komplexen Mechanismus ... 269

7. Datenquellen, Erhebungs- und Auswertungsmethoden ... 273

7.1 Ziele der Datenerhebung: Ereignisrecherche und Mechanismenerschließung 274
7.2 Datenquellen und Datenarten 275
Dokumente und Archivrecherche 279
Klassische Medien als Quelle 280
Autobiografien und Biografien 281
Websites und andere Internetquellen 282
Social Media 283
7.3 Erhebungsmethoden 284
Befragung 285
Experteninterviews 285
Gruppendiskussionen 289
Ethnografie und Beobachtung 290
Digitalisierung und Online-Methodiken 293
7.4 Auswertungsmethoden 294
Nicht-Textdaten 294
Textdaten 296
8. Weitere Anwendungsmöglichkeiten von Prozessanalysen 303
8.1 Prozessszenarien – die prognostische Anwendung von Prozessanalysen 303
8.2 Evaluative, normative und präskriptive Fragestellungen 304
8.2.1 Evaluative Fragestellungen 305
8.2.2 Normative Fragestellungen 306
8.2.3 Präskriptive Fragestellungen 308
9. Perspektiven der qualitativen Politikforschung 311
Literatur 317

Vorwort

Diese Arbeit wurde in Corona-Zeiten geschrieben. Ein geringer Grad des persönlichen Austausches mit Kolleg*innen und Mitarbeiter*innen und zudem eine ungewöhnliche Entlastung von Gremiensitzungen, deren Vorbereitung sowie von Vorabsprachen für die Vorbereitungstreffen der Gremiensitzungen ermöglichte es, konzentrierter, aber auch einsamer als üblich zu arbeiten. Die Beschäftigung mit kausalen Mechanismen und Process Tracing wurde von 2018 bis 2021 im Rahmen des Teilprojektes »Mechanismen der Verbreitung von Sozialpolitik« des Sonderforschungsbereichs (SFB) 1342 »Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik« von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Zusammen mit den Co-Projektleiter*innen Delia González de Reufels und Klaus Schlichte sollten im Teilprojekt Konzepte entwickelt werden, um *Fallstudien* zur Sozialpolitik in verschiedensten Ländern und zu verschiedenen Entwicklungsphasen, beginnend im späten 19. Jahrhundert, besser miteinander in Beziehung setzen zu können. Daher stand dieses Teilprojekt im engen Kontakt zu jenen Teilprojekten des Sonderforschungsbereichs, die sich in qualitativen Studien einer begrenzten Zahl von Ländern und nur einem oder zwei Subfeldern der Sozialpolitik widmeten.

Den Kolleg*innen und Mitarbeiter*innen sei gedankt für den intensiven Austausch, der viel dazu beigetragen hat, konzeptionelle Arbeiten vorzulegen, die dem Stand der Theoriebildung genügten, aber auch auf die Erfordernisse und Möglichkeiten empirischer Arbeit abgestimmt waren. Kerstin Martens, Herbert Obinger, Heiko Pleines und Heinz Rothgang als Kolleg*innen im SFB-Vorstand gilt besonderer Dank für die verlässliche, jederzeit belastbare kollegiale Begleitung dieser Aufgabe. Die Erfahrungen, die sich bei einem solchen Meta-Projekt ergeben, in dem es darum ging, Beziehungen zwischen ganz unterschiedlichen Untersuchungen aufzuspüren, die sich in mehreren Fallstudien finden lassen, liegen der hier präsentierten Sicht auf ein systematisiertes Process Tracing zugrunde. Ein Projekt, dem eine Historikerin mit Lateinamerika-Schwerpunkt und ein

Politikwissenschaftler aus der Teildisziplin Internationale Beziehungen mit Afrika-Schwerpunkt als Leitung neben einem Policy-, speziell Sozialpolitikspezialisten angehören, erwies sich als großartiger Anregungsraum. Engere fachliche Perspektiven lassen sich so eher überwinden und Konzepte entwickeln, die für Vertreter*innen verschiedener Disziplinen und thematischer Ausrichtung nachvollziehbar und anwendbar sein können.

Aber erst die Diskussionen mit Johanna Kuhlmann als politikwissenschaftlicher Mitarbeiterin im SFB-Projekt haben dazu geführt, die vielfältigen Anregungen in ein klar strukturiertes Konzept einer mechanismenbasierten Politikforschung zu übersetzen. Viele Überlegungen zu diesem Buch sind in Diskussionen und daraus resultierenden Texten und Präsentationen für internationale Tagungen oder interne Workshops im Sonderforschungsbereich mit Johanna Kuhlmann zusammen entwickelt worden. Für diese besondere Art, Ideen wechselseitig aufzugreifen und weiterzuentwickeln – im Gespräch wie in der Arbeit an Texten – bedanke ich mich sehr herzlich. Das hat große Freude gemacht. Aus der Zusammenarbeit entstand der fast gleichzeitig zu diesem Buch erscheinende Sammelband »Causal Mechanisms in the Global Development of Social Policies« (herausgegeben von Johanna Kuhlmann und Frank Nullmeier), der etliche Fallstudien aus dem SFB und die fallstudienübergreifende Suche nach kausalen Mechanismen der Sozialpolitikentwicklung präsentiert.

Viele der hier präsentierten Überlegungen sind von den Vorträgen und Diskussionen der SFB-Konferenz »Causal Mechanisms in the Analysis of Social Policy Dynamics« im November 2019 in Bremen angeregt worden. Den Teilnehmer*innen der Konferenz, darunter James Mahoney, Gary Goertz, Armando Barrientos, Peter Starke und vor allem Renate Mayntz sei herzlichst gedankt für ihre spannenden und weiterführenden Beiträge. Ein Workshop mit Derek Beach in Bremen erlaubte es zudem, einzelne Themen zu dem von ihm und Rasmus Brun Pedersen verfassten Lehrbuch zum Process Tracing genauer zu diskutieren. Sybille Münch und Hubert Heinelt, beide in der interpretativen Policy-Forschung engagiert, haben mich vielfach ermutigt, eigene methodologische Überlegungen zur politikwissenschaftlichen Diskussion beizusteuern.

Allein, die Suche nach systematischem Vorgehen auf dem Feld qualitativer Forschung geht über Methodenforschung und Verfeinerung von Methodologien deutlich hinaus. Ohne eine Bezugnahme auf Sozialtheorie und damit die Theorieentwicklung in der Soziologie ist ein mechanismenbasierter Ansatz für Sozial- und Politikforschung nicht möglich. Die Zumutung für

rein politikwissenschaftliche Interessierte besteht darin, diesen Zugriff auf soziologische Theorie als notwendiges Element von Politikforschung zu begreifen. Dagegen können soziologisch Geprägte von dem bisher allein in der Politikwissenschaft ausgebildeten Vorgehen des Process Tracing profitieren. Für das Verständnis des soziologischen Zugangs zu kausalen Mechanismen bildeten die Gespräche mit Uwe Schimank und Rainer Greshoff zentrale Anstöße für neuerliches Nachdenken und Überarbeiten. Einen ersten Impuls zu der Beschäftigung mit kausalen Mechanismen gab bereits 1990 ein Vortrag zusammen mit Friedbert W. Rüb am MIT, der die Gelegenheit mit sich brachte, die Buchläden in Cambridge zu durchstöbern. »Nuts and Bolts for the Social Sciences« von Jon Elster erwies sich als bis heute faszinierender Treffer. Seit Beginn der gemeinsamen Leitung des neugegründeten Kölner Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung haben die Arbeiten von Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf für den Autor als Anregung und Maßstab gegolten.

Für die Auseinandersetzung mit anderen Traditionen der soziologischen Theorie und der kritischen Gesellschaftstheorie sorgte die Verankerung in einem Diskussionszusammenhang, dessen Zentrum die Arbeiten von Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, bei klarer Präferenz für erstere, bildeten. Diese Theorierunde mit Rainer Schmalz-Bruns, Thomas Saretzki und Hubertus Buchstein, der immer auch ein Freundeskreis war, ist leider durch den Tod von Rainer Schmalz-Bruns im März 2020 zerrissen worden.

Selbstverständlich liegt die Verantwortung für alle Überlegungen in diesem Text ausschließlich beim Autor. Die Arbeit an diesem Buch wurde gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 1342 »Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik« Projektnummer 374666841.

Frank Nullmeier, Bremen, Juni 2021

1. Einleitung

Process Tracing hat sich seit Anfang der 2000er Jahre als *die* neue Vorgehensweise im Bereich der qualitativen Politikforschung etabliert. Process Tracing als Forschungsmethodik verspricht, die Zentrierung auf Korrelationen und große Fallzahlen zu überwinden. Wer immer eher ›qualitativ‹ arbeitet, wird auf dieses Wort verwiesen – aber danach leider allein gelassen. Denn trotz der Versuche, Lehrbuchtexte vorzulegen, dominiert die Beschäftigung mit methodologischen Grundsatzfragen. Aber ein Sprung in die Praxis der Fallstudienarbeit und die Vorlage von Handreichungen für die Forschung ist nicht möglich, solange ungeklärt ist, was unter kausalen Mechanismen zu verstehen sei. Denn die gesamte Methodologie, die das Process Tracing als Vorgehen rechtfertigt, beruht auf dem Konzept der kausalen Mechanismen. Jenseits von definitorischen Bemühungen, ausgewählten Beispielen und leider eher beliebig anmutenden Listen möglicher kausaler Mechanismen gibt es keine Theorie oder auch nur eine Typologie zu diesem zentralen Begriff. Solange man aber nicht weiß, was man sich unter kausalen Mechanismen vorzustellen hat, bleibt vom Process Tracing nicht mehr als der Hinweis, es handle sich um die Konzentration auf die detaillierte *Beschreibung* von Prozessabläufen. Sobald es um *Erklärungen* geht, benötigt man jedoch ein Verständnis von erklärungsrelevanten Mechanismen – denn Erklären via Process Tracing ist mechanismenbasiertes Erklären. Ein Process Tracing ohne Mechanismen wird schnell zu einem bloß negativen Marker, der anzeigt, dass nicht quantitativ gearbeitet werden soll, aber mit keiner eigenen systematischen Vorgehensweise verbunden ist. Hier soll der Versuch unternommen werden, zu einer systematischen Prozessanalyse anzuleiten auf der Basis klarer Aussagen über das Konzept kausaler Mechanismen und einer ersten umfangreichen Auflistung elementarer kausaler Mechanismen.

Der Begriff Mechanismus schreckt gerade jene besonders ab, die einer qualitativen, historisch oder interpretativ ausgerichteten Politik- oder Sozialforschung zuneigen. Es ist daher zu zeigen, dass die kausalen Mechanismen – der Begriff ist international eingeführt und kann daher nicht

beliebig zur Disposition gestellt werden – keineswegs eine ›mechanistische‹ Form der Politikanalyse anleiten. Im Gegenteil kann eine Prozessanalyse so mit einer Konzeption kausaler Mechanismen verbunden werden, dass sie den Zugang zu Handlungsorientierungen, Deutungsmustern, Wahrnehmungsweisen und Emotionen als wichtigen Elementen des Verständnisses von politischen Prozessen eröffnen. »Mechanismus« ist im digitalen Zeitalter kein attraktiver Begriff, das Adjektiv »mechanistisch« wirkt vielmehr befremdlich. Die Mechanik, aus der Zeit gefallen, scheint wenig tauglich zur Kennzeichnung gegenwärtiger Phänomene. Die wissenschaftliche Tauglichkeit des Terminus »kausaler Mechanismus« liegt in seiner Funktion als *Gegenbegriff zu »kausalen Effekten«*. Während die quantitative Methodik es nur erlaubt, Beziehungen zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen zu bestimmen, also die Effekte bestimmter Ursachen (einführend: Tausendpfund 2017; Kellstedt and Whitten 2018; Schnell, Hill und Esser 2018), bleibt die Frage unbeantwortet, *wie* eine Ursache diese Wirkung erzeugt. Wer sich nicht damit zufriedengibt, dass ein Zusammenhang besteht, sondern wissen will, warum dieser besteht, muss den Prozess zwischen Ursache und Wirkung näher erkunden.

Für die Wirkweise der Ursache in diesem Prozessverlauf – zwischen dem Auftreten der Ursache und der eintretenden Wirkung – hat sich der Begriff Mechanismus etabliert. Die Metapher der »nuts and bolts«, der Muttern und Bolzen, oder der »wheels and cogs«, der Zahnräder oder Rädchen und Ritzel (Elster 1989a), soll erläutern, wie man sich die Übertragung von Kraft, hier ›kausaler Kraft‹, wie man sich das Funktionieren des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung erklären kann. Nur in dieser Entgegensetzung zu kausalen Effekten legitimiert sich der Begriff Mechanismus und kann zum leitenden Konzept des Process Tracing werden, das das Wie politischer und auch sozialer Prozesse detailliert untersuchen will. Die Nutzung des Begriffs hat folglich nichts damit zu tun, Gesellschaften wie Maschinen verstehen zu wollen. Eine solche Analogie wäre verfehlt und führte zu einem objektivistischen Missverständnis gesellschaftlichen Geschehens. Soziale und politische Prozesse beruhen auf dem Handeln von Akteuren, ihrem Miteinander, Nebeneinander oder Gegeneinander. Dies muss rekonstruieren, wer politische und gesellschaftliche Abläufe erklären und verstehen will. Process Tracing kann gelingen, wenn es mit einem Mechanismusbegriff arbeitet, der das Wahrnehmen, Interpretieren, Handeln, Interagieren von individuellen und kollektiven Akteuren in den Mittelpunkt rückt. Zur Erklärung wird die Kenntnis von Mechanismen gebraucht, die

sich gerade auf Interessen, Deutungen, Gefühle, Wahrnehmungen, Wissen, Interpretationen, Bewertungen, Vorlieben von Menschen beziehen. Erklärungskräftige Mechanismen sind in der Sozialwissenschaft Aussagen zu den Gründen und Ursachen, die menschliches Handeln, Wahrnehmen und Interagieren hervorbringen.

Dieses Buch zeichnet die verschiedenen Ansätze zu kausalen Mechanismen und Process Tracing in der sozialwissenschaftlichen Literatur nach und stellt anschließend ein aus der Kritik einzelner Theorien und Vorschläge entworfenes eigenes Konzept von Prozessanalyse vor – eng verbunden mit dem gerade skizzierten Verständnis von Mechanismen. Diese Arbeit entwickelt ein Konzept von kausalen Mechanismen und Prozessanalyse, das von folgenden neun Grundüberlegungen getragen wird:

1. Zentral für die Vorgehensweise des Process Tracing ist die Analyse eines einzelnen Falles. Dieser wird über mehrere Mechanismen erklärt, die Erklärungsweise ist modular.
2. Die Möglichkeit des Vergleichs solcher Einzelfallanalysen ergibt sich auf der Ebene von Prozesssequenzen, nicht auf der Ebene der Fälle.
3. Process Tracing trägt zur Entwicklung sozialwissenschaftlicher Theorien und zur Vorlage generalisierbarer Ergebnisse dadurch bei, dass es ermöglicht, die gleichen Mechanismen in sehr unterschiedlichen Fällen aufzufinden.
4. Die Vorgehensweise von Prozessanalysen muss in enger Verbindung mit Theorien kausaler Mechanismen entwickelt werden – und damit in der Zusammenarbeit der verschiedenen Sozialwissenschaften, insbesondere von Politikwissenschaft und Soziologie.
5. Prozessanalyse ist eine Form qualitativer Politik- und Sozialforschung, die offen bleibt für die interpretative Tradition qualitativer Sozial- und Politikforschung und sich nicht in die Strukturierung aller Forschung durch die Kategorien unabhängiger und abhängiger Variablen fügt.
6. Die Prozessanalyse überwindet die weit verbreitete Bindung des Mechanismenbegriffs an das Rational-Choice-Paradigma.
7. Kausale Mechanismen sind akteurzentriert. Es gibt keine situativen, institutionellen oder systemischen Mechanismen.
8. Es lassen sich drei Typen elementarer Mechanismen unterscheiden: Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen.
9. Erst in der Kopplung mit dem Konzept kausaler Mechanismen lässt sich die Vorgehensweise des Process Tracing detailliert entfalten.

Die Analyse eines einzelnen Ereignisses

Die Sozialwissenschaften haben sich im Laufe ihrer Geschichte häufig an den Naturwissenschaften und deren Modell der Erklärung über die Identifikation von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten orientiert. Die Suche nach derartigen Gesetzmäßigkeiten gestaltete sich jedoch derart aussichtslos, dass dieses Ziel zumindest implizit aufgegeben wurde. Jedoch blieb mit dem Gütekriterium der Generalisierbarkeit ein Maßstab für Forschungsergebnisse erhalten, der vom Ideal der Gesetzmäßigkeit herrührt. Die Analyse eines einzelnen Ereignisses oder Geschehens erscheint daher bis heute in den dominanten Strömungen der Sozialwissenschaft als wissenschaftlich nicht ertragreich. Die Einzelfallanalyse wird nur als Material für vergleichende Studien oder als eingebettetes Element in Mixed-Methods-Studien anerkannt. In methodologischen Debatten erscheint die Analyse eines einzelnen Falles als bloßes »storytelling«: Wenn Sozialwissenschaften nicht meist leisten könnten, als plausible Geschichten zu erzählen, hätten sie ihre Aufgabe verfehlt (Elster 1989a: 7; Elster 1993: 191). Diese Kritik fördert eine scharfe Abgrenzung von einer ideografischen Zielsetzung, wie sie als typisch für die Geschichtswissenschaft angesehen wird. Die detaillierte Darstellung historischer Vorgänge ließe die Sozialwissenschaft zu sehr in die Richtung der Geschichtswissenschaft rücken oder gar in dieser aufgehen. Erst die Ausrichtung an generellen Aussagen unterscheide Soziologie, Politikwissenschaft und auch Ökonomie als Sozialwissenschaften von der geschichtswissenschaftlichen Untersuchung einzelner historischer Vorgänge, die sich dabei des Erklärungsformats der »Erzählung« bediene. Oft schwingt sogar mit, dass man einfach eine Geschichte erzähle, ohne dass für Dritte zu ersehen sei, ob diese eine schöne Erfindung oder eine überprüfbare Rekonstruktion darstelle. Die Einzelfallanalyse steht auch im Verdacht, sich von fiktionalem Schreiben, speziell der literarischen Erzählung, nicht abgrenzen zu lassen. Die Kritik als »storytelling« bedeutet für die Kritiker*innen daher: mindere Standards der wissenschaftlichen Überprüfung, fehlende Belege, Konstruktion von Zusammenhängen, die vielleicht plausibel sein mögen, aber nicht nachzuweisen sind.

Dabei ist es für die Politikwissenschaft zentral, bestimmte einmalige Geschehnisse erklären und verstehen zu können. Es ist interessant, wie sich Revolutionen, Kriege, Wirtschaftskrisen oder Regimewechsel auf die Entstehung von Sozialstaatlichkeit und Demokratie auswirken, es ist – ungeachtet der Frage, ob es viele Fälle von Revolutionen, Kriegen, Wirtschafts-

krisen oder Regimewechsel gibt oder nicht – ein legitimes und notwendiges Interesse der Politikwissenschaft, die Auswirkungen der Französischen Revolution, des Zweiten Weltkrieges, der Weltfinanzkrise 2008/2009 oder des Endes der Franco-Diktatur in Spanien beschreiben und erklären zu können. Auch auf der Ebene alltäglicherer Ereignisse ist es eine Aufgabe dieses Faches, zumindest auf öffentliche Nachfrage darlegen zu können, wie sich eine bestimmte Gesetzgebung in einem bestimmten Politikfeld vollzogen hat. Das Pochen auf Generalisierung und Vergleich kann das Interesse am Einzelfall nicht zum Schweigen bringen.

Process Tracing in der hier vorgestellten Variante der »*Prozessanalyse*« wird eine Form der Analyse und Erklärung von einzelnen ›Fällen‹, Ereignissen und Geschehnissen liefern, die Kriterien der Überprüfbarkeit der einzelnen Analyseschritte und Forschungsergebnisse erfüllt und nicht als Storytelling abgetan werden kann. Die Prozessanalyse zielt auf die minutiöse *Rekonstruktion* des Prozessverlaufs zwischen einem Anfangszustand und dem zu erklärenden Ereignis und die *Erklärung* der Prozessschritte in ihrer kausalen Verkettung mittels kausaler Mechanismen. Zielsetzung dieser wissenschaftlichen Vorgehensweise (nicht: Methodik) ist es, kausale Verkettungen durch einzelne kausale Mechanismen zu erklären, um aus dem Zusammenwirken mehrerer Mechanismen schließlich den gesamten Vorgang erklärbar zu machen.

Welche Bedeutung die Rekonstruktion eines einzelnen Geschehens und die Erklärungsstrategie über kausale Mechanismen hat, lässt sich ex negativo anhand von Niklas Luhmanns Systemtheorie erläutern. Luhmann hat eine konsequente Absage an jede Einzelfallanalyse formuliert: »Nur auf der Ebene seiner Elemente ist ein System voll konkretisiert. Nur hier gewinnt ein System zeitweise wirkliche Existenz. Temporalisierte Elemente (Ereignisse, Handlungen) haben aber immer ein Moment der Überraschung an sich, sind immer Neukombinationen von Bestimmtheit und Unbestimmtheit. Das schließt ein Wissenschaftsprogramm aus, das die Absicht verfolgt, das Konkrete zu erklären. Es befriedigt dann auch nicht, an diesem Programm Abstriche vorzunehmen, sozusagen auf zahllose Details zu verzichten, sich mit einer nur ungefähren Erfassung des Konkreten zu begnügen, denn das Problem liegt nicht nur in der unerfaßbaren Komplexität des Konkreten, sondern in seiner zeitlichen Diskontinuität. Diese Einsicht zwingt zu einer radikalen Umstellung des Wissenschaftsprogramms. Die Leitfrage ist nicht mehr: wie ist dieser oder jener konkrete Zustand zustandegekommen? Sie muß vielmehr lauten: wie ist Abstraktion möglich?« (Luhmann

1984: 394/395) Die hier entwickelte Vorgehensweise der Prozessrekonstruktion rückt diese temporalisierten Elemente (Ereignisse, Handlungen) ins Zentrum. Das Überraschungs- oder besser Andersheitsmoment eines jeden auf ein Ereignis folgenden Ereignisses ist zu verstehen und zu erklären – und dazu benötigt man abstrakt gefasste Verbindungsglieder, die kausalen Mechanismen. Das Konkrete eines jeden einzelnen Prozesses wird erklärbar durch die Verwendung von Mechanismen als einer Anzahl an Abstraktionen. Erforderlich ist die Kombination von theoretischer, aber empirisch irritierbarer Arbeit an den Abstraktionen und der Erfassung der prozesshaften Komplexität des je konkreten Prozesses.

Eine andere Art des Vergleichens

Der Vergleich gilt weithin als *die* politikwissenschaftliche Methodik. Wo sich quantitativ fassbare Vergleichsindikatoren entwickeln ließen wie in der Wahl- und Einstellungsforschung oder in der international vergleichenden Policyforschung, konnten Methodik und Methodologie der quantitativen empirischen Sozialforschung zur Anwendung gelangen. Richtete sich die politikwissenschaftliche Untersuchung auf den Vergleich von Institutionen und deren Stellung insbesondere in einem nationalen politischen System, mussten mangels quantifizierbarer Größen eigene qualitative Vergleichsverfahren entwickelt werden. Ein Rückgriff auf die qualitative Sozialforschung einschließlich ethnografischer Methoden und (Experten-)Interview, wie sie die Soziologie ausgehend von der Chicago School entfaltete, half dabei nicht weiter, da es darum ging, ein Verfassungs- bzw. Institutionensystem in seiner verfahrensmäßigen Logik zu verstehen. Die Methodik der *vergleichenden Fallstudien bei einer kleinen Zahl an Fällen* wurde daher zum zentralen Thema der qualitativen Methodenforschung in der Politikwissenschaft. Process Tracing ist vor diesem Hintergrund entwickelt worden, überwand aber die eher statische Logik des Institutionenvergleichs durch ihre Prozessorientierung. Die Orientierung an Denkweisen der quantitativen Forschung mit ihrer Sprache der Variablen blieb auch dort wirksam, wo sich die Forschung gegen den Versuch wandte, die qualitative Forschung gänzlich nach dem Muster der quantitativen zu denken (King, Keohane and Verba 1994). Entsprechend waren Fallauswahl und die Suche nach Wegen, wie man Theorien zum Zusammenhang zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen am besten entwickeln oder testen könnte, auch

Leitlinien der qualitativen Methodenforschung in der Politikwissenschaft. Untersuchungseinheit waren immer die Fälle.

Mit dem modularisierten Verständnis von Prozessanalyse lässt sich ein einzelner Fall durch das Zusammenwirken mehrerer Mechanismen erklären, zugleich gewinnt man auf der Ebene der durch Mechanismen erklärten *Prozesssequenzen* eine neue Vergleichseinheit. Es lassen sich nun Prozesssequenzen auch bei Fällen, die ganz unterschiedlichen Grundgesamtheiten zugerechnet werden, miteinander vergleichen und darauf prüfen, ob derselbe Mechanismus – in einem ansonsten ganz anderen Umfeld – wirksam ist. Mit dieser ›kleineren‹ Vergleichseinheit der Prozesssequenzen und Mechanismen wird ein viel weiterer Vergleichsraum eröffnet. Überall, wo ähnliche Prozesssequenzen auftreten, kann nach deren Erklärbarkeit durch einen bestimmten, in anderen Fällen bereits identifizierten Mechanismus gefragt werden.

Die Suche nach kausalen Mechanismen

Die Analyse von Prozesssequenzen und deren Erklärung mit der Wirksamkeit bestimmter kausaler Mechanismen in einem Fall ist ein Beitrag zu einer allgemeinen Theorie politischer und sozialer Prozesse. Prozesse haben eine Verortung in Raum und Zeit. Das Handeln jedes individuellen und kollektiven Akteurs und deren Interaktionen besitzen allesamt eine Raum-Zeit-Stelle, sie sind situiert. Mechanismen dagegen werden ohne Raum-Zeit-Stelle definiert. Ein bestimmter Prozess wird modular durch das Zusammenwirken mehrerer Mechanismen erklärt. Diese Konstellation dürfte in der Regel einmalig sein, es sei denn, es treten identische kausale Verkettungen bei unterschiedlichen Akteuren in anderen historischen Perioden und in anderen Ländern auf. Weit eher ist zu erwarten, dass einzelne Sequenzen in ganz unterschiedlichen Kontexten wieder auftreten. Die sie erklärenden Mechanismen können als Teil eines allgemeinen Wissens der Sozialwissenschaften verstanden werden, das immer herangezogen werden kann, um zu prüfen, ob ein anderes Ereignis oder Geschehen ähnlich oder gleich erklärt werden kann. Die Identifikation von kausalen Mechanismen ermöglicht es, Einzelfallanalysen, Vergleiche und generelle Theoriebildung miteinander zu verknüpfen, jedoch nicht im Sinne eines Theorietests. Denn die raumzeitlich unbestimmt definierten Mechanismen können unterschiedliche Reichweiten – Ländergruppen, Politikfelder, Institutionenbereiche, soziale Felder, historische Phasen – besitzen, die nicht Teil der Definition

eines Mechanismus sind. Bestimmte Mechanismen mögen in bestimmten Phasen gesellschaftlicher Entwicklung gar nicht oder besonders häufig auftreten, manche sind für einzelne Ländergruppen, Politikfelder und soziale Institutionen prägend, lassen sich jenseits dieses Feldes aber kaum als Erklärungsweg fruchtbar machen.

Im Unterschied zu Gesetz- oder Regelmäßigkeiten werden Anwendungsbereich bzw. Reichweite und kausale Beziehungen bei Mechanismen nicht zusammengeführt. Für deterministische Gesetzmäßigkeiten bzw. probabilistisch bestimmte kausale Effekte gilt: »Für alle a aus der Menge A gilt: wenn x dann (mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit) y.« Die Formulierung von Mechanismen verzichtet auf dieses vorangestellte »Für alle a aus der Menge A gilt…« und konzentriert sich auf das »Wenn x, dann y«. Wie bei der Diskussion der Konzeption kausaler Mechanismen bei Jon Elster noch genauer beschrieben wird, bedeutet die Formulierung eines Mechanismus »Wenn x, dann y« jedoch *nicht*, dass ein Mechanismus »Wenn x, dann z« ausgeschlossen ist. Eine mechanismenbasierte Forschung interessiert sich zunächst für eine gute Erklärung eines einzelnen Vorganges. Es ist also wichtig, jeweils entscheiden zu können, durch welche Mechanismen ein bestimmter Prozessablauf erklärt werden kann. Die Reichweite eines Mechanismus entscheidet sich aus der Zusammenschau vieler Einzelfälle, auch aus unterschiedlichen Untersuchungskontexten. Erst dann können Aussagen dazu getroffen werden, in welchem Maße generalisiert werden bzw. Aussagen über die Fälle getroffen werden können, bei denen ein Mechanismus auftritt bzw. zur Erklärung herangezogen werden kann.

Integration von Prozessanalyse und Sozialtheorie

Process Tracing wurde als methodische Vorgehensweise innerhalb der Politikwissenschaft entwickelt. Der Rekurs auf Mechanismen ist Teil der Vorgehensweise des Process Tracing. Dennoch ist die Beschäftigung mit den sozialtheoretischen Ansätzen zum Mechanismenbegriff recht begrenzt geblieben. Arbeiten zum Process Tracing blieben Teil der Methodendiskussion und wurden nicht mit Grundfragen der Theoriebildung in den Sozialwissenschaften verbunden. Wenn Mechanismen mehr sein sollen als intervenierende Variablen oder Zwischenerklärungen, ist eine stärker sozialtheoretische denn nur methodologische Diskussion erforderlich. Nicht alles, was den Prozess zwischen zwei Größen potentiell zu erklären vermag, kann als Mechanismus bezeichnet werden. Damit Process Tracing kein bloßer Sam-

melbegriff für qualitative Verlaufsanalysen wird, sondern eine Vorgehensweise mit dem Ziel der Erklärung, muss ein sozialtheoretisch fundiertes Verständnis von Mechanismen entwickelt und durch eine Theorie und Typologie kausaler Mechanismen unterfüttert werden.

Qualitative Politikforschung

Die Besonderheit der jüngeren qualitativen Forschung in der Politikwissenschaft besteht darin, dass sie sich nicht mit der qualitativen Sozialforschung soziologischer Provenienz und auch den mit qualitativer Sozialforschung eng verbundenen interpretativen Ansätzen auseinandersetzt. In ihrem programmatischen Buch »A Tale of Two Cultures« haben Gary Goertz und James Mahoney (2012) sich explizit gegen den interpretativen Ansatz und die in der Soziologie dominierende Methodologie qualitativer Forschung gewandt und argumentiert, dass die Suche nach Erklärungen im Sinne von kausalen Schlüssen eine andere, allerdings auch qualitativ genannte Methodologie verlange: »One consequence of our focus on causal inference is that important currents within the qualitative paradigm drop out of the analysis. In particular, interpretive approaches are not featured in our two cultures argument. These approaches are usually less centrally concerned with causal analysis; they focus more heavily on other research goals, such as elucidating the meaning of behavior or critiquing the use of power. The interpretive tradition has its own leading norms and practices, which differ in basic ways from the quantitative and qualitative paradigms that we study in this book.« (Goertz and Mahoney 2012: 4). Als Beispiele interpretativer Forschung werden Clifford Geertz, Kritische Theorie und Poststrukturalismus genannt, der Bezug auf Forschungsarbeiten aus der interpretativen Policy-Forschung fehlt (Ebd.). Die Auswirkungen dieses Vorgehens in der Politikwissenschaft sind weitreichend. Interpretative Ansätze und an der qualitativen Forschung in der Soziologie orientierte Arbeiten vermisst man in dieser »Geschichte der zwei Kulturen«. Der Begriff »qualitativ« dagegen wird für nicht-interpretative Ansätze reserviert und dezidiert anders als in der Soziologie gebraucht. Interpretative Forschung (u.a. Münch 2016; Heinelt 2016, 2019; Nullmeier 2013, 2019) wird damit in der Politikwissenschaft methodologisch ›heimatlos‹ gemacht. Sie geht ihrer Benennung verlustig und bleibt als ein wichtiger Strang politikwissenschaftlicher Forschung unerwähnt.

	Variablenbasierte Sozialwissenschaft	**Sinnverstehende, interpretative Sozialwissenschaft**
Quantitative Methoden	Quantitative Politik- und Sozialforschung	-
Qualitative Methoden	Qualitative Politikforschung	Qualitative Sozialforschung in Soziologie und interpretativer Politikforschung

Tabelle 1: Zwei Arten qualitativer Forschung
Quelle: Eigene Darstellung

Process Tracing zur Erklärung von politischen und sozialen Prozessen muss sich aber keineswegs dieser methodologischen Einordnung fügen. Da die Variablenlogik das Studium einzelner Fälle ohne deren Nutzung für einen Theorietest ausschließt, versagt sich die Politikwissenschaft mit dieser Ausrichtung den Zugang zum Material: dem politischen Geschehen jenseits eines Denkens in Variablen. Die Prozessanalyse verzichtet entgegen der Charakterisierung bei Goertz und Mahoney auf eine Orientierung an der Terminologie der Variablen. Die Prozessanalyse steht einer verstehend-interpretativen Forschungstradition weit näher, als dies in den Arbeiten zur Methodologie qualitativer Politikforschung behauptet wird.

Jenseits des Rational-Choice-Paradigmas

Der Mechanismusbegriff wird in vielen Beiträgen in Anlehnung an das Rational-Choice-Paradigma entfaltet. Rationales Wahlhandeln ist demnach eine Art Basismechanismus. Alle anderen Mechanismen sind als Abweichung von diesem Grundstandard der rationalen Wahlhandlung konzipiert. Der vorgelegte Ansatz folgt nicht der Rational-Choice-Tradition der Bestimmung von Mechanismen als Abweichung vom rationalen Wahlhandeln. Etliche der in diesem Kontext identifizierten Mechanismen sind sicherlich nutzbringend in einem breiter verfassten Ansatz von Prozessanalyse und Mechanismenforschung weiterzuverfolgen. Jedoch muss die Suche nach kausalen Mechanismen eigenständig betrachtet werden und Anregungen aus verschiedenen Theorieschulen und Paradigmen aufgreifen können. Eine sozialtheoretische Vertiefung des Konzepts kausaler Mechanismen verlangt

eine Abwendung vom Rational-Choice-Paradigma und die Öffnung gegenüber anderen sozialwissenschaftlichen Theorieschulen.

Akteurzentrierung

Wenn der Mechanismenbegriff für andere sozialwissenschaftliche Theorietraditionen anschlussfähig gemacht werden soll, stellt sich die Frage, ob der methodologische Individualismus als ein tragendes Element der Rational-Choice-Tradition zur Diskussion gestellt werden soll (Udehn 2001). Schließlich rekurrieren etliche Theorietraditionen in Soziologie und Politikwissenschaft auf Strukturen, Systeme, Institutionen oder auch Situationen, die als eigene Entitäten jenseits individuellen Handelns gelten. Kann der Mechanismenbegriff mit all diesen Entitäten kombiniert werden, kann es also institutionelle, strukturelle, systemische und situationale Mechanismen geben? Die auf detaillierte Analysen von Prozessen ausgerichtete Nutzung des Konzepts kausaler Mechanismen verträgt sich, das wird die Untersuchung zeigen, nicht mit der Überlegung, dass der Prozess in seinen einzelnen Schritten von Entitäten bestimmt sein könnte, die keinen Ereignischarakter haben und nicht auf Akteure bezogen werden können. Was immer sich auf einer Makro-Ebene, in Strukturen und Systemen abspielt, muss von Akteuren wahrgenommen werden (gleich auf welcher Stufe der Bewusstheit und Reflexion), damit es handlungsrelevant werden kann. Eine wirtschaftliche Krise z.B. führt solange noch nicht zu der Forderung nach Kürzung der Sozialleistungen, wie das ökonomische Geschehen nicht als Krise, sondern als kurzfristige ›Delle‹ wahrgenommen wird. Und diese Wahrnehmung kann zwischen einzelnen Akteuren stark divergieren. Ohne Perzeption können Makro-Entitäten sozial und politisch nicht wirksam werden. Um Mechanismusbegriff und Prozessanalyse miteinander kompatibel zu machen, wird eine akteurzentrierte Verwendung des Mechanismenbegriffs vorgestellt.

Drei Typen elementarer Mechanismen

Statt sozioökonomischen Bedingungen, institutionalisierten Regeln oder situativen Faktoren werden individuelle und kollektive Akteure, ihre Wahrnehmungen und Interpretationen des Geschehens, ihre Handlungen und Interaktionen als zentrale Treiber des sozialen und politischen Geschehens angesehen. Wahrnehmungen, Handlungen und Interaktionen können

durch elementare Kausalmechanismen erklärt werden. Die Unterscheidung von elementaren und komplexen Mechanismen ist die Grundlage modularen Erklärens. Eine einzelne kausale Verkettung wird durch elementare Mechanismen erklärt, Sequenzen solcher Kausalzusammenhänge durch komplexe Mechanismen und die gesamte Kausalkette eines einzelnen Prozesses zwischen Anfangszustand und Wirkung durch Kombinationen mehrerer komplexer Mechanismen. Elementare Mechanismen setzen auf der Ebene individueller und kollektiver Akteure und ihrer Wahrnehmungen, Aktivitäten und Interaktionen an. Komplexe Mechanismen bestehen aus mehreren aufeinanderfolgenden Schritten und setzen sich aus einer Abfolge von Ereignissen zusammen, die wiederum durch elementare Mechanismen erklärt werden können.

Die Soziologie hat mit Handlungstheorien und Analysen von Interaktionen die Grundlagen gelegt für zwei Typen von elementaren Mechanismen, den Handlungs- und Interaktionsmechanismen. Handlungsmechanismen beziehen sich auf Aktivitäten eines individuellen oder kollektiven Akteurs, die dieser einseitig vornehmen kann. Interaktionen sind verdichtete Zonen der sozialen Kommunikation sind: Sehr vieles passiert gleichzeitig. Interaktionen werden dabei nicht auf Face-to-face-Begegnungen, also Kommunikation unter Bedingungen der Ko-Präsenz begrenzt (siehe: Kieserling 1999). Vielmehr findet diese Verdichtung auch in digitalen Kommunikationsformen statt. Entsprechend werden alle zeitlich synchronen Formen der Kommunikation als Interaktion verstanden. Nicht die physische Anwesenheit an einem Ort, sondern die zeitlich synchrone Beteiligung an einem Kommunikationsprozess mit wechselseitiger Bezugnahme und Aufmerksamkeit kennzeichnen eine Interaktion. Wahrnehmungen wurden jedoch in der Sozialtheorie als Bestandteil des Handelns theoretisiert, statt eigenständige kausale Mechanismen der Perzeption anzunehmen. In der Einführung von Perzeptionsmechanismen liegt die entscheidende Veränderung gegenüber den vorliegenden mechanismenbasierten Theorieansätzen wie gegenüber sonstigen soziologischen Theorien. Perzeptionsmechanismen bezeichnen sowohl die kognitive als auch die emotive Verarbeitung eines Wahrgenommenen, Erfahrenen, Gehörten, Gesehenen, kommunikativ zur Kenntnis Genommenen. Erst durch die gleichberechtigte Berücksichtigung von Perzeptionen gegenüber Handlungen und Interaktionen lässt sich eine hinreichend umfassende Grundlage sozialwissenschaftlicher Analyse gewinnen.

Arbeitsschritte einer sozialtheoretisch angeleiteten Prozessanalyse

Für eine sozialtheoretisch angeleitete Prozessanalyse lassen sich systematisch bestimmte Arbeitsschritte benennen. Sie beginnen mit der Erstellung einer detaillierten Chronologie unter Nutzung aller erreichbaren Datenquellen. Auf dieser Basis sind versuchsweise Erzählungen zum untersuchten Prozess zu entwickeln, die ihn verständlich machen und Wichtiges von weniger Wichtigem (und damit auch weniger Erklärungsrelevantem) trennen. In einem »Narrationstest« wird eine besonders plausible Erzählung des Gesamtprozesses ausgewählt und dient fortan als (jederzeit zurückweisbare) Vorlage einer mechanismenbasierten Erklärung. Im Folgeschritt ist für die Glieder der Erzählkette zu prüfen, ob sich ihnen sinnvoll bestimmte elementare Mechanismen zurechnen lassen. Stimmen am Ende dieser Zurechnungsarbeit Erzählkette und Mechanismenidentifikation nicht überein, sind Modifikationen der Erzählung vorzunehmen. Um raumzeitlich gebundene und höchst spezifische Geschehnisse miteinander vergleichen zu können, bedarf es in einem weiteren Schritt der Typisierung: von Akteuren zu Akteurtypen, von Handlungen und Interaktionen zu Aktivitäts- und Interaktionstypen etc. Hauptaufgabe des Vergleichs ist die Identifikation von gleichen oder ähnlichen Sequenzen in verschiedenen Einzelprozessen, die durch komplexe kausale Mechanismen erklärt werden können. Komplexe Mechanismen zu identifizieren, ist der zentrale Beitrag der Prozessanalyse zu den gegenstandsorientierten Forschungsfeldern der Politikwissenschaft.

Übersicht zu den einzelnen Kapiteln

In neun Kapiteln wird diese Konzeption von kausalen Mechanismen und Prozessanalyse vorgestellt. Die Kapitel 2 bis 4 widmen sich der Konzeption kausaler Mechanismen. Die Geschichte dieses Terminus in der jüngeren Sozialwissenschaft wird in Kapitel 2 dargestellt. Es sind fünf Entwicklungsstränge, die diese Geschichte sozialwissenschaftlicher Theoriebildung prägen: der Kritische Realismus mit seinem Konzept der generativen Mechanismen, der analytische Marxismus der späten 1970er und 1980er Jahre sowie die daraus hervorgegangene analytische Soziologie, der historische und der akteurzentrierte Institutionalismus, die qualitative Politikforschung der 2000er Jahre, die den Mechanismenbegriff mit dem Konzept des Process Tracing verbindet, aber den Link zur Sozialtheorie kausaler Mechanismen kappt, und schließlich die mechanische Philosophie. Die

zentralen Texte dieser Traditionen werden ausführlicher dargelegt und in ihren Stärken und Schwächen analysiert, um Anhaltspunkte für eine sozialtheoretisch fundierte Konzeption des Process Tracing zu gewinnen.

Kapitel 3 skizziert die Grundlagen eines mechanismenbasierten Erklärungsprogramms mit den zentralen Elementen der Modularität des Erklärens via kausaler Mechanismen, der Differenzierung von drei grundlegenden Typen von elementaren Mechanismen: Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen sowie der Akteurzentrierung von kausalen Mechanismen, womit Kategorien situationaler, institutioneller oder systemischer Mechanismen verneint werden. Eine Aufstellung inhaltlich gefasster elementarer Mechanismen, gegliedert nach Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen findet sich in Kapitel 4. Aus der Mechanismenliteratur, wie sie im geschichtlichen Überblick in Kapitel 2 vorgestellt wird, werden Darstellungen einzelner Mechanismen in die Systematik der drei Grundtypen von Mechanismen integriert, ergänzt um weitere Mechanismen, die aus der handlungstheoretischen Literatur, Jon Elsters Idee der Komplementärmechanismen oder aus der Identifikation von offensichtlichen Lücken beim Versuch systematischer Sortierung gewonnen wurden. Es handelt sich mithin bei weitem nicht um eine umfassende oder vollständige Aufstellung. Eine solche systematisierte Übersicht zu elementaren kausalen Mechanismen lag jedoch in der Literatur bisher nicht vor. Komplexe Mechanismen werden als Verbindungen mehrerer elementarer Mechanismen definiert, aufgrund deren Spannweite werden erste Hinweise genannt – die Arbeit in diesem Bereich wird aber von der sozialwissenschaftlichen Forschung zu einzelnen Themenfeldern zu tragen sein (für die Sozialpolitik z.B.: Kuhlmann and Nullmeier 2021c).

Die Kapitel 5 bis 8 stellen die Prozessanalyse ins Zentrum. Im Kapitel 5 wird die Entwicklungsgeschichte des Process Tracing in der Politikwissenschaft von den ersten Ansätzen bei Alexander L. George bis zu der aktuellen Lehrbuchversion von Derek Beach und Rasmus Brun Pedersen vorgestellt. Wie eine Prozessanalyse aussehen kann, die auf einem sozialtheoretisch gehaltvollen Konzept kausaler Mechanismen aufbaut, wird in Kapitel 6 dargestellt. Prozessanalyse stellt Zeitlichkeit in den Vordergrund, entsprechend müssen darauf ausgerichtete Grundbegriffe entwickelt werden wie Ereignis, Sequenz, Zustand. Der Verzicht auf die Variablenlogik zugunsten dieser zeitbestimmten Begrifflichkeit hat Folgen auch für die Bestimmung des zu erklärenden Ereignisses und des Untersuchungsanfangs. Wie eine Prozessanalyse praktisch durchgeführt werden kann von der Erstellung einer Chro-

nologie bis zur mechanismenbasierten Erklärung des fraglichen Ereignisses wird in allen Einzelschritten ebenfalls in Kapitel 6 geschildert.

Um Chronologien zu erstellen, die Charakterisierung von Ereignissen in verschiedenen Datenquellen zu kontrollieren und Evidenz für die Zuschreibung eines bestimmten Mechanismus als Erklärung zu gewinnen, greift die Prozessanalyse auf das Methodenarsenal der Sozialwissenschaften zurück. Welche Erhebungs- und Auswertungsmethoden besonders geeignet sind für die Zwecke der Prozessanalyse und welche Datenquellen zu berücksichtigen sind, wird in Kapitel 7 ausgeführt. Eine mechanismenbasierte Prozessanalyse kann sogar mehr leisten als nur die Rekonstruktion von Vorgängen, die in der Vergangenheit liegen. Dass auch prospektive Fragestellungen mittels Prozessanalyse und der Theorie kausaler Mechanismen bearbeitet werden können, schildert das Kapitel 8 ebenso wie die Einsatzmöglichkeiten bei normativen, evaluativen oder präskriptiven Fragestellungen.

Das Kapitel 9 legt abschließend dar, wie sich das vorgelegte Konzept von kausalen Mechanismen und Prozessanalyse in die qualitative Politikforschung einfügt und zu deren weiterer Entwicklung beitragen kann.

Für *anwendungsorientierte Leser*innen*, die Process Tracing für eine eigene politikwissenschaftliche Forschungsarbeit verwenden wollen, sind die Kapitel 4 und 6 zentral. Hingegen kann auf die theoriegeschichtlichen Ausführungen in Kapitel 2 und 5 für diesen Zweck eher verzichtet werden. Sozialtheoretisch interessierte Leser*innen werden vor allem in den Kapiteln 2 und 4 weiterführendes Material finden.

Die Prozessanalyse lässt sich – obwohl entwickelt vor dem Hintergrund politikwissenschaftlicher Entscheidungsprozess- und Policy-Analysen – auch für bestimmte *soziologische Fragestellungen* anwenden. Erprobungen sind bisher an politischen Prozessen erfolgt, es fehlen mithin Erfahrungen mit einer an den Maßstäben des Process Tracing geschulten genuin soziologischen Prozessanalyse. Unter Prozessanalyse werden in der deutschsprachigen Soziologie meist noch Untersuchungsverfahren verstanden, die mit dem Namen Fritz Schütze und der Konzeption narrativer Interviews verbunden sind (Schütze 2016). Jüngst haben aber Thomas Hoebel und Ulrich Knöbl (2019) für eine Prozessanalyse konzentriert auf die temporale Dimension sozialen Geschehens plädiert, die auf der »processual sociology« von Andrew Abbott aufbaut (2016, 2019, 2020). Diese Begriffsfassung bereitet einer soziologischen Beschäftigung mit der Prozessanalyse den Boden. Insofern wendet sich die Arbeit an Vertreter*innen beider Disziplinen.

2. Theorien kausaler Mechanismen

2.1 Entwicklungsstränge der Theoriebildung

Der Begriff der sozialen oder kausalen Mechanismen findet sich in etlichen sozialwissenschaftlichen Theorien – bei erheblicher Bedeutungsvarianz. In diesem Kapitel soll diese Varianz durch eine theoriegeschichtliche Darstellung strukturiert dargeboten werden. Es ist keineswegs so, dass Begriffsdefinitionen ungeordnet nebeneinanderstehen und bereits ihre Vielzahl und Disparität die weitere Verwendung des Begriffs problematisch erscheinen lassen müsste. Die Beiträge zum Mechanismenbegriff lassen sich in *fünf größeren Entwicklungssträngen* bündeln, die die Diskussion zum Mechanismusbegriff und zu seinem Bedeutungsgehalt seit den 1970er Jahren in den Sozialwissenschaften prägen. Diese fünf Stränge werden hier kurz skizziert, bevor in den Abschnitten 2.2 bis 2.7 einzelne Arbeiten und Werke detailliert vorgestellt werden.

Kritischer Realismus

Die älteste Entwicklungslinie, die in der angelsächsischen Soziologie stark fortwirkt, aber im deutschen Sprachraum kaum bekannt ist (Little 2016; Hedström 2005; Danermark, Ekström and Karlsson 2019), findet sich im »critical realism«. Als dessen Begründer gilt Roy Bhaskar, in dessen Werk »A Realist Theory of Science« (1975) der Begriff »generative mechanisms« eine zentrale Stellung einnimmt. Mit ihm verbindet sich die Vorstellung einer »causal power«, die übertragen werden kann.

Der Kritische Realismus greift zurück auf die Linguistik. Rom Harré, Doktorvater von Roy Bhaskar, hatte sich bereits in den 1960er Jahren mit den wissenschaftstheoretischen Debatten in der Linguistik auseinandergesetzt (vgl. Harré and Harris 1993), die damals von Noam Chomskys Ansatz einer »generativen Transformationsgrammatik« bestimmt wurden

(Chomsky 1957, 1973) und in dessen Arbeiten Mechanismus ein vielgebrauchter Terminus ist. In der Linguistik dominierte bis in die 1960er Jahre die Unterscheidung zwischen mechanistischen (materialistischen) und mentalistischen Untersuchungstraditionen (vgl. Bloomfield 1984: 32–34), eine Gegenüberstellung, die Chomsky unterlaufen wollte (Chomsky 1973: 241). Seine zentrale Überlegung bestand in der Kritik des behavioristischen Reiz-Reaktions-Schemas und der Entwicklung einer strukturalistischen Sprachtheorie, der Transformationsgrammatik. Sprachliche Reaktionen, so seine Argumentation, werden nicht durch äußere Reize ausgelöst. Es gibt vielmehr generative Kapazitäten als Teil der Sprachkompetenz, die dafür sorgen, dass grammatikalisch korrekte Sätze generiert werden und in unterschiedlichen Kontexten neu generiert werden können. Die entsprechenden Mechanismen sind mithin *keine Reaktionsmechanismen* auf Umweltreize, sondern *generative Mechanismen*. Rom Harré (vgl. Harré, Clarke and de Carlo 1985) verwendet den Begriff generative Mechanismen im Kontrast zur Humeschen Kausalitätsvorstellung, dem einer regelhaften Folgebeziehung. Auf dieser Gegenüberstellung baut Bhaskar den Kritischen Realismus auf – als philosophisch begründete Leitlinie für sozialwissenschaftliche Forschung.

Grundlage ist die Unterscheidung dreier ontologischer Ebenen: des Realen, des Aktualen und des Empirischen. Diesen drei Ebenen entsprechen die Begriffe von Mechanismen, Ereignissen und Erfahrungen. Dem klassischen Empirismus in seiner Suche nach generellen Gesetzmäßigkeiten wirft Bhaskar vor, auf der Ebene des Empirischen und der Erfahrungen, wie sie sich aus methodischen Erkundungen ergeben, stehenzubleiben. Gesetze können nur in der Humeschen Form des Auftretens von Regelmäßigkeiten postuliert werden. Ein transzendentaler Realismus der Kantischen Tradition dagegen erkennt den Charakter der Erfahrungen als sozialer Produkte an, verbleibt aber auf der Ebene des Aktualen und der hinter den Erfahrungen stehenden Ereignisse. Erst wenn anerkannt wird, dass ›hinter‹ den Ereignissen Strukturen bzw. Mechanismen stehen (die Bezeichnungen werden parallelisiert), die auch dann existieren, wenn aktuell keine Ereignisse generiert werden, gelangt man zum Kritischen Realismus, der die nicht beobachtbaren Mechanismen als das Reale ansieht: »I have argued that the causal structures and generative mechanisms of nature must exist and act independently of the conditions that allow men access to them, so that they must be assumed to be structured and intransitive, i.e. relatively independent of the patterns of events of men alike.« (Bhaskar 1975: 56) Kausale Strukturen bzw. generative Mechanismen sind Einheiten einer nicht unmittelbar erfahrbaren Welt des

Realen, die die Ereignisse, die geschehen und die Menschen erfahren können, aus sich heraus generieren. Darin liegt ihre kausale Kraft. Sie generieren das Aktuale und das Empirische als beobachtbare Ebenen der Realität. Bhaskar entwickelt eine strukturalistische Ontologie, die mit einer Epistemologie und Methodologie einhergeht, die von Erfahrungen über Ereignisse zu den aufzudeckenden Mechanismen gelangt.

Die Soziologin Margaret Archer (1995, 2015) vertritt in der Nachfolge von Roy Bhaskar das Konzept der »generative mechanisms« als festen Bestandteil ihrer Diskussion des Mikro-Makro-Problems und der Begründung einer »morphogenetischen Soziologie«. Das Verhältnis von »agency« als menschlicher Handlungsfähigkeit und der Bestimmtheit dieses Handeln durch gesellschaftliche Strukturen gilt es in Fortführung der Auseinandersetzung zur Dualität von Struktur und Handeln bei Anthony Giddens zu bestimmen (Giddens 1995). Auch Arbeiten aus dem soziologischen »emergence paradigm« (Sawyer 2005) unterstützen die Vorstellung einer »downward causation« von emergenten sozialen Eigenschaften höherer Stufe auf individuelles Verhalten und sind damit dieser Entwicklungslinie zuzuordnen. Emergenztheorien argumentieren, »that the causal power of emergents cannot be explained solely in terms of individuals‘ representations of them, their demonstrated orientations to them, or their subjective interpretations of them. Properties at higher levels have autonomous causal force.« (Sawyer 2005: 213) Die strukturalistische Konzeption bleibt in diesen soziologischen Beiträgen zum Mikro-Makro-Problem erhalten: Es sind nicht die Individuen, sondern Strukturen und Makrophänomene, die über eine eigenständige kausale Kraft verfügen. Die kritisch-realistische Entwicklungslinie ist durch den Vorrang der Strukturen gegenüber den Handlungen und Erfahrungen von Akteuren bestimmt. Die kausale Kraft wird nur den Strukturen zugeschrieben. Wenn die Strukturen aber zu Trägern der kausalen Kraft werden, wird das Erforschen von Prozessen zu einer Durchgangsstation, um zu den wirklich interessierenden Strukturen und Mechanismen vorzudringen. Das Unterfangen, Mechanismen und Prozessanalyse miteinander zu verbinden, ist mit dieser Entwicklungslinie und ihrer strukturalistischen Ausrichtung nicht zu vereinbaren. Und in der politikwissenschaftlichen Literatur zu Mechanismen hat der Kritische Realismus bisher keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Entsprechend wird auf eine detaillierte Diskussion einzelner Beiträge aus dieser Entwicklungslinie verzichtet.

Vom analytischen Marxismus zur analytischen Soziologie

Die zweite, auf die späten 1970er Jahre zurückreichende Entwicklungslinie setzt ein mit dem »analytischen Marxismus«. Diese Strömung des zeitgenössischen Neomarxismus entstand gerade aus Enttäuschung über strukturalistische Interpretationen des Marxismus, wie sie in Frankreich dominierten und vor allem von Louis Althusser und Nicos Poulantzas vertreten wurden. Sowohl G.A. Cohen als auch Jon Elster inspirierte zwar das bei diesen strukturalistischen Ansätzen leitende Versprechen einer Rekonstruktion des Marxismus in einer exakten Form, doch die Ausführung schienen ihnen nahezu tautologisch. Die strukturalistische Version blieb demnach die Antwort auf die Frage schuldig, wie ein zeitgenössischer Marxismus als wissenschaftliche Theorie aussehen könnte (Cohen 2001: X).

Der analytische Marxismus, dessen Gründungsdokument Cohens Monografie »Karl Marx's Theory of History. A Defence« aus dem Jahre 1978 war, stand für eine Rekonstruktion des Marxismus, die ihn von den Formen Hegelscher Dialektik ebenso lösen wollte wie vom Determinismus ökonomischer Gesetzmäßigkeiten. Die Suche nach Klarheit und Genauigkeit – darum »analytisch« (Roemer 1986a) – war dabei die leitende Idee. Eine vorrangig methodologische Debatte entstand dadurch, dass Cohen die *funktionale Erklärung* zum Kernelement eines modernen wissenschaftlichen Marxismus erhob. Die Kontroverse über diesen Schachzug erzeugte einen internationalen Arbeitszusammenhang (Roberts, M. 1996) mit jährlichen Konferenzen im September, deshalb die Selbstbezeichnung »Septembrists« (Van Parijs 1993), und mit gemeinsamen Publikationsreihen und Publikationen (insbesondere Roemer 1986b). Jon Elster, ein norwegischer Sozialwissenschaftler, lehnte die Überlegungen Cohens (Cohen 1986) und sein Modell funktionaler Erklärung als logisch unhaltbar ab (Elster 1983, 1985, 1986b). Ebenso wie John Roemer, der dritte Exponent dieser Forschungsrichtung, wandte sich Elster daher der Spieltheorie und dem Rational-Choice-Modell als geeigneterer Grundlage der Sozialwissenschaften zu. Diese Theorien ermöglichten auch eine Mikrofundierung (Van Parijs 1993: 70–85) der ökonomischen Theorie des Marxismus unter Umgehung der häufig als problematisch angesehenen Werttheorie. In dieser Auseinandersetzung zwischen Funktionalismus, Strukturalismus und Rational-Choice-Erklärung (eine variablenbasierte Methodologie spielte damals keine Rolle) entwickelte Jon Elster das Konzept kausaler Mechanismen (Elster 1983, 1986b).

In »Explaining Technical Change« wird das Potential des Mechanismenbegriffs erstmals angedeutet (Elster 1983: 23–24), in »Making Sense of Marx«, dem Versuch der sozialwissenschaftlichen Rekonstruktion der Marxschen Theorie (auch: Elster 1986a) findet sich ein Abschnitt zu »mechanisms« (Elster 1985: 476–493). Doch wird der Begriff des kausalen Mechanismus dort wie in der Einleitung (Ebd.: 10, 18) ohne genauere theoretische Verortung als Weg zur Erklärung von Präferenzen eingeführt, die in Rational-Choice-Theorien als gegeben unterstellt werden. Der kausale Mechanismus fungiert als ein Abwehrkonzept gegen funktionalistische Erklärungen, aber auch als Loslösung von einem allzu engen, neoklassisch inspirierten Verständnis von Rational Choice. Der Funktionalismus könne, so Elster, nur dann das Problem der umgekehrten zeitlichen Reihenfolge lösen, dass nämlich die Konsequenzen einer Handlung die Handlung erklären sollen, wenn er den Nachweis liefere, dass es einen »feedback mechanism« gebe, der Wirkung und Ursache miteinander verbinde, ein Nachweis, der aber weder geführt werde noch geführt werden könne. Ergebnis dieser Suchbewegung war schließlich in »Nuts and Bolts for the Social Sciences« (Elster 1989a) die systematische Einführung der Kategorie kausaler Mechanismen. Angesichts der wachsenden Schwierigkeiten der Ökonomie, die Unterstellung nutzenmaximierender Rationalität mit den in der Sozialpsychologie entdeckten Anomalien (u.a. Kelley and Thibaut 1978; Kahneman and Tversky 2000; Kahneman 2014; in der Ökonomie: Gintis, Bowles and Fehr 2009; Akerlof und Shiller 2009) und basalen Einsichten der Soziologie zur Bedeutung von Normen zur Deckung zu bringen, konnte mit der Begrifflichkeit kausaler Mechanismen ein über die Rational-Choice-Theorie hinausgehender einheitlicher theoretischer Bezugsrahmen gefunden werden. Dieser Integrationsversuch von Sozialpsychologie, Soziologie und Ökonomie ermöglichte es zugleich, die vorhergehende methodologische Diskussion zugunsten einer *sozialtheoretisch* ausgerichteten Entwicklung des Konzepts kausaler Mechanismen zu überwinden.

Eine breitere Verwendung von Elsters Begriff des Mechanismus erfolgte mit zeitlicher Verzögerung bei jenen, die weit stärker als Jon Elster selbst der Rational-Choice-Theorie verbunden waren und diese zur basalen Sozialtheorie in der Soziologie erheben wollten. Beginnend mit Hedströms und Swedbergs Sammelband 1998 und Hedströms »Dissecting the Social« (2005) entwickelte sich eine breite Strömung, die den Namen »analytische Soziologie« beanspruchte. Peter Hedström als ihr Begründer zählt neben Raymond Boudon (1979, 1980) noch Jon Elster, James Coleman (1991) und

Thomas C. Schelling (1978, 1980, 1984, 2006) zu den zeitgenössischen Autoren mit bedeutendem Einfluss auf die analytische Soziologie. Elster habe die Verbindung zur analytischen Philosophie und den Behavioral Economics (incl. Sozialpsychologie) hergestellt, die anderen drei Autoren lieferten dagegen zentrale Beiträge zum Mikro-Makro-Thema unter Beibehaltung einer handlungstheoretischen Grundlegung der Sozialwissenschaft. Damit wird als Traditionslinie vor allem das Bemühen um eine Adaptation von Rational-Choice-Ansätzen in der Soziologie gesehen.

Die analytische Soziologie beruft sich zudem auf Robert K. Mertons Konzept der »Theorien mittlerer Reichweite« (Merton 1959). Hedström blieb distanziert gegenüber Mertons Konzept, da die Bezugnahme auf eine rationalistische Handlungstheorie eine weit tragfähigere Begründung für Theorien mittlerer Reichweite liefere: »Buildung upon the foundations laid by them, an analytical middle-range approach to sociological theory can be developed that avoids the somewhat empiricist and eclectic tendencies of Merton's original middle-range approach.« (Hedström 2005: 8–9) Nach einer Debatte zwischen Talcott Parsons, dem Vertreter einer umfassenden Theorie des Sozialen, und Robert Merton auf dem amerikanischen Soziologentag 1947 setzte der Prozess ein, sich von Großtheorien zu verabschieden (Rueschemeyer 2009: 10). Stil und Maßstäblichkeit der Theoriebildung in der analytischen Soziologie folgten der mertonschen Konzeption. Der Begriff »mechanism« allerdings hatte bei Merton keine besondere Funktion, während er gerade in der Theorie seines Gegenübers, Talcott Parsons, eine herausgehobene Position einnahm. In der strukturfunktionalistischen Theorie, die Talcott Parsons 1951 vorlegte, bezeichneten »mechanisms« die dynamischen Elemente, die das Einhalten der Funktionsanforderungen des strukturfunktionalistisch interpretierten Systems beeinflussen. So heißt es in »The Social System« über Handlungssysteme: »A mechanism as the term will here be used is an empirical generalization about motivational processes stated in terms of its relevance to the functional problems of an action system.« (Parsons 1951: 6) Die Bedeutung des Mechanismusbegriffs bei Parsons verdankte sich dabei nicht der Rezeption der Kybernetik von Norbert Wiener aus dem Jahre 1948, in der Mechanik, die mechanistische (gegen die vitalistische) Tradition und der auch als Mechanismus bezeichnete Feedback als Element im Steuerungskreislauf im Zentrum standen (Wiener 1961). Mechanismus bei Parsons war eine eigenständige Formulierung vor dem Hintergrund einer traditionellen naturwissenschaftlichen Begriffsverwendung. Paradoxerweise führte die Kritik funktionalistischer bzw.

systemtheoretischer Ansätze zu einer Nutzung des Begriffs Mechanismen, aber gegenüber Parsons in stark veränderter Bedeutung und mit Zuordnung zu einem stärker kausal ausgerichteten Erklärungsprogramm. Diese Transformation hatten Arthur L. Stinchcombe (1968, 1978) und Raymond Boudon (1979, 1980) eingeleitet. Dabei leistete Stinchcombe die Wiederannäherung an ein historisches Erklären, die für die historische Soziologie noch wichtig werden sollte, während Boudon die Öffnung zur Rational-Choice-Theorie vornahm. Die analytische Soziologie und der Mechanismusbegriff konnten auf eine verschlungene Vorgeschichte in der eigenen Disziplin zurückschauen. Allerdings hat sich seit dem Aufbruch um die Jahrtausendwende die Bedeutung des Mechanismusbegriffs abgeschwächt. Die Elemente der Rational-Choice-Tradition und der stärker formalisierten und modellbasierten Forschung gewannen an Einfluss auf die Entwicklung der analytischen Soziologie. Im »The Oxford Handbook of Analytical Sociology« (Hedström and Bearman 2009a) wird der Mechanismenbegriff zwar als methodologischer Kern analytischer Soziologie ausgewiesen, gewinnt aber keine tragende Bedeutung für die materiale Einzelforschung und die Analyse einzelner Themenfelder: So wird Mechanismus zwar in der Einführung zu diesem Band ausführlich diskutiert, danach greift ihn aber kaum einer der Beiträge wieder auf. Damit schwächt sich der Impuls des Theorie Jon Elsters ab, statt einer Öffnung des Rational-Choice-Denkens prägen formalisierte Middle-Range-Theorien aus dieser Tradition diese Forschungsrichtung (Hedström und Udehn 2009; vgl. die Kongresse des International Network of Analytical Sociology – INAS, https://analyticalsociology.com/index.php/meetings/past-conferences). Die mangelnde Fähigkeit, die Forschungslinie der analytischen Soziologie über den Mechanismenbegriff zu organisieren und neue Überlegungen zu generieren, hat zu folgendem harten Urteil über mechanismenbasierte Ansätze in dieser Entwicklungslinie geführt: »Die Debatte neigt sich ihrem Ende zu.« (Hoebel und Knöbl 2019: 180)

Historische Soziologie, historischer und akteurzentrierter Institutionalismus

Mitte der 1960er Jahre dominierten Systemtheorie und Funktionalismus, Strukturalismus und Marxismus sowie die »behavioralistische Revolution« die Sozialwissenschaften. In dieser von divergierenden Theorieansätzen und Methodologien bestimmten Forschungslandschaft konnte eine historisch arbeitende Soziologie und Politikwissenschaft nur wenig Auf-

merksamkeit finden. Bemühungen, historische Erklärungen als Modus soziologischer Forschung zu begründen, fanden sich vereinzelt, so bei Arthur Stinchcombe (1968), der in allen späteren Entwürfen einer historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung als entscheidender Anreger gewürdigt wurde. Jedoch entstanden in dieser Zeit Werke, die heute als Meilensteine historischer Sozialwissenschaft gelten, so »The Vendée. A Sociological Analysis of the Counter-revolution of 1793« von Charles Tilly (1964), »Social Origins of Dictatorship and Democracy« von Barrington Moore (1966), die Arbeiten von Stein Rokkan zur politischen Entwicklung Europas (zusammengefasst in: Rokkan 2000) und schließlich Theda Skocpols »States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia and China« aus dem Jahre 1979. Anfang der 1980er Jahre setzte eine stärkere Reflexion dieser Art soziologisch-historischer Forschung ein, so in Veröffentlichungen von Tilly (1984), Skocpol (1984) und Philip Abrams (1983). Mit der Zusammenarbeit von Dietrich Rueschemeyer, Evelyn Huber Stephens und John D. Stephens (1992) rückten vergleichende Kapitalismus-, Demokratie- und Wohlfahrtsstaatsforschung in das Zentrum und erreichten mit »Bringing the State Back in« (Evans, Rueschemeyer and Skocpol 1985) besondere Aufmerksamkeit, weil Staaten nunmehr als autonome Akteure verstanden wurden, eine Sicht, die durch die Dominanz marxistischer Denkfiguren längere Zeit verloren gegangen war. Die methodologische Stoßrichtung lag in der Überwindung des makro-quantitativen Ansatzes statistischer Ländervergleiche. »At the same time, such a correlation, no matter how often replicated, does not carry its own explanation. It does not identify the causal sequences accounting for the persistent relation, not to mention the reasons why many cases are at odds with it. … The repeated statistical finding has a peculiar ›black box‹ character that can be overcome only by theoretically well grounded empirical analysis. Comparative historical studies, we argue, carry the best promise of shedding light into the black box. … Far more important, historical research gives insight into sequences and their relations to surrounding structural conditions, and that is indispensable for developing valid causal accounts. Causal analysis is inherently sequence analysis.« (Rueschemeyer, Huber Stephens and Stephens 1992: 4). Vergleichende Fallanalyse wurde als Untersuchung von Sequenzen verstanden, womit das Tor zu einer prozessorientierten Forschung weit aufgestoßen wurde. Der später erfolgte Versuch, angesichts dieser Betonung von Sequenzen eine eigene »comparative sequential method« zu entwickeln, konnte sich gegen

das inzwischen dominante Process Tracing nicht mehr durchsetzen (Falleti and Mahoney 2015).

Der Terminus »historischer Institutionalismus« etablierte sich endgültig mit Veröffentlichung des Aufsatzes von Peter Hall und Rosemary C.R. Taylor (1996) und fungierte neben »comparative-historical analysis« als Name für historische Analysen im Übergangsfeld von Soziologie und Politikwissenschaft (Steinmo, Thelen and Longstreth 1992; Hall 2009; Lange 2013; Mahoney and Thelen 2015; Fioretos, Falleti and Sheingate 2016). Erst allmählich wurde der Begriff Mechanismus verwendet, teilweise als Rezeption der frühen Arbeiten zum Process Tracing, teilweise auch deshalb, weil mit James Mahoney ein Vertreter der historisch-institutionalistischen Forschung sich der methodologischen Arbeit widmete und einer der führenden Vertreter der vierten, methodologischen Entwicklungslinie wurde. In der Rückschau (Thelen and Mahoney 2015: 16; Rueschemeyer 2009: 22–23) erscheint »Capitalist Development and Democracy« (Rueschemeyer, Huber Stephens and Stephens 1992) als Werk, das der Mechanismenbasierung zum Durchbruch verholfen hat, ohne sich dem Begriff Mechanismus intensiver zu widmen Neben dieser Untersuchung von Mechanismen im Zusammenwirken von Kapitalismus und Demokratie finden sich mechanismenbasierte Analysen Anfang der 2000er bei Charles Tilly (theoretisch begründet in Tilly 2008a), vor allem aber in »Dynamics of Contention« (McAdam, Tarrow and Tilly 2001). Auch die Unterscheidung von vier Typen graduellen institutionellen Wandels: drift, conversion, layering, displacement (Streeck and Thelen 2005) wird als ein mechanismenbasiertes Erklären interpretiert. Die in den materialen Studien gefundenen Mechanismen sind überwiegend auf einer makrosoziologischen Ebene angesiedelt, bezeichnen eher längere Sequenzen in historischen Entwicklungen oder Entwicklungsschritte, die in sich durchaus komplex sind und den zeitlichen Zusammenhang zwischen zwei makrosoziologischen Größen (wie Kapitalismus und Demokratie) herstellen.

Diesem Entwicklungsstrang kann auch der »akteurzentrierte Institutionalismus« (Mayntz und Scharpf 1995) noch zugerechnet werden. Bei diesem Forschungsansatz motiviert die Ablehnung eines probabilistischen Kausalitätsverständnisses und einer rein quantitativ-vergleichenden Forschungspraxis die Suche nach theoretisch tragfähigen Fallstudien. Die Arbeiten von Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf sind weniger historisch und makrosoziologisch ausgerichtet, vielmehr konzentrieren sie sich auf Organisationen, kollektive Akteure, Policyfelder und Institutionen. Die auf

die Meso-Ebene ausgerichteten Arbeiten münden in Theorien mittlerer Reichweite, um die Prägung von Politikentscheidungen durch institutionelle Strukturen und Akteurkonstellationen in einzelnen Mechanismen zu erfassen. Der akteurzentrierte Institutionalismus orientiert sich sowohl an spieltheoretischen Modellen, ohne in mathematisierte Modellbildung abzugleiten, als auch an Theorien zur Analyse von Dynamiken in den Naturwissenschaften. Die methodologischen Überlegungen sind vor allem in Fritz W. Scharpfs »Interaktionsformen« (2000) und in »Sozialwissenschaftliches Erklären« von Renate Mayntz (2009) niedergelegt.

Methodologie qualitativer Politikforschung

Die Konzepte kausaler Mechanismus und Process Tracing bestimmen die Debatten in der Politikwissenschaft über eine eigene Methodologie qualitativer Politikforschung seit Anfang des Jahrhunderts (George and Bennett 2004; Goertz and Mahoney 2012; Beach and Pedersen 2013, 2019; Bennett and Checkel 2015a; Goertz 2017). Den entscheidenden Startpunkt für die Entwicklung einer Methodologie qualitativer Forschung innerhalb der Politikwissenschaft markierte der Versuch, diese Möglichkeit grundsätzlich zu verneinen. Gary King, Robert O. Keohane und Sidney Verba hatten 1994 in »Designing Social Inquiry« das Postulat einer einheitlichen kausalen Inferenzlogik aufgestellt. Alle Formen der Forschung folgen danach einer einzigen Methodologie. Arbeiten, die dieser nicht folgen, sind – so die nicht nur implizite Tendenz dieser Konzeption – wissenschaftlich nicht wertvoll. Der massive ›Imperialismus‹ einer derartigen Vorgehensweise löste mit einer gewissen Verzögerung eine intensive Gegenbewegung aus (Brady and Collier 2004; Ragin 2000, vorher schon Ragin 1987; Gerring 2007; George and Bennett 2004), die schließlich zu Gary Goertz' und James Mahoneys 2012 veröffentlichter Arbeit »A Tale of Two Cultures. Qualitative and Quantitative Research in the Social Sciences« als Manifest der Eigenständigkeit qualitativer Politikforschung führte.

Auch der Mechanismusbegriff wird durch »Designing Social Inquiry« zu einem Gegenstand der Debatte. King, Keohane und Verba (1994: 85–87) hatten Überlegungen von Daniel Little (1991) kritisiert, der die Kategorie Mechanismus aus der Tradition des analytischen Marxismus übernommen hatte. Auch hier führte die Zurückweisung zu gesteigertem Interesse und löste eine genauere Erforschung dieser Kategorie aus (insbesondere Maho-

ney 2001). Eine sozialtheoretische Aufarbeitung des Mechanismusbegriffs wie im analytischen Marxismus und in der analytischen Soziologie tritt auf diesem Entwicklungspfad aber gegenüber methodologischen Überlegungen gänzlich zurück. Kausalitätstheoretische Überlegungen, Fragen des Forschungsdesigns und der Testverfahren stehen im Vordergrund und führen zu einer rein methodologischen Debatte, die den Kontakt zu den einzelnen Forschungsfeldern der Politikwissenschaft zu verlieren scheint. Mechanismen werden im Kontext des Process Tracing breit erörtert, aber es fehlt an Beispielen oder überzeugenden Auflistungen solcher Mechanismen, die die gegenstandsbezogene sozialwissenschaftliche Arbeit inspirieren könnten.

Mechanische Philosophie

Seit dem Entstehen der modernen Naturwissenschaft steht der Terminus »Mechanik« im Zentrum wissenschaftsphilosophischer Debatten. Das Grundverständnis neuzeitlicher Wissenschaft ist als das »mechanischer Objektivität« beschrieben worden (Daston und Galison 2007). Die klassische Entgegensetzung lautete »mechanisch« versus »organisch« oder – wenn es um Theorieentwürfe ging – »mechanistisch« versus »organizistisch«. Eine in der Medizin- und Philosophiegeschichte relevante Entgegensetzung ist zudem die von Vitalismus (romantische Naturphilosophie und Henri Bergsons Philosophie des »élan vital«) und Mechanismus (naturwissenschaftlich basierte Medizin und Orientierung an der Newtonschen Mechanik). Dabei können die Besetzungen durchaus unterschiedlich sein. Während Émile Durkheim die Entwicklung der Arbeitsteilung als Modernisierungsgeschichte von mechanischer zu organischer Solidarität schildert (Durkheim 1992), werden organizistische Theorien wie die des späteren Ständestaatstheoretikers Othmar Spann von Max Weber wegen ihres Funktionalismus deutlich kritisiert (Weber 2014: 11). Die Metapher des Organismus (Lüdemann 2007) betont das gelingende Zusammenspiel funktional differenzierter Teile in einem Ganzen, organizistisch genannte Theorien pflegen eine holistische, ganzheitsorientierte Theoriebildung, die, vom Ganzen ausgehend, einer analytischen oder methodologisch-individualistischen Vorgehensweise entgegensteht. Die Kritik des Organizistischen muss sich keineswegs mit einem Lob des Mechanischen und damit einem mechanistischen Theorieansatz verbinden, zumal sich auch unterschiedliche Konnotationen ergeben je nachdem, ob man Mechanik mit

der Newtonschen Physik oder mit Maschinen in einer Fabrik in Verbindung bringt (Remmele 2007).

Organisch, mechanisch und vital werden inzwischen allesamt alltagssprachlich als abwertende Vokabeln verwendet. Auch dort, wo in der Soziologie die Erforschung kausaler Mechanismen in den Vordergrund rückte, würde niemand diesen Ansatz als »mechanistische Soziologie« bewerben. Zu übermächtig waren und sind die negativen Konnotationen, Hegels Fassung des Mechanismus in seiner »Wissenschaft der Logik« bietet dafür nur ein Beispiel: »Dies macht den Charakter des Mechanismus aus, daß, welche Beziehung zwischen den Verbundenen stattfindet, diese Beziehung ihnen eine fremde ist, welche ihre Natur nichts angeht und, wenn sie auch mit dem Schein eines Eins verknüpft ist, nichts weiter als Zusammensetzung, Vermischung, Haufen usf. bleibt. Wie der materielle Mechanismus, so besteht der geistige darin, daß die im Geiste Bezogenen sich einander und ihm selbst äußerlich bleiben. Eine mechanische Vorstellungsweise, ein mechanisches Gedächtnis, die Gewohnheit, eine mechanische Handlungsweise bedeuten, daß die eigentümliche Durchdringung und Gegenwart des Geistes bei demjenigen fehlt, was er auffaßt oder tut.« (Hegel 1986: 409–410)

Seit den 1990er Jahren findet sich in der Philosophie jedoch eine Richtung, die sich explizit als »mechanical philosophy« und als »new mechanism« bezeichnet. Die Anstöße kamen dabei vor allem aus der Wissenschaftsphilosophie der Biologie und der Lebenswissenschaften. Den Status eines sehr breit rezipierten Manifestes erlangte der Aufsatz »Thinking about Mechanisms« von Peter Machamer, Lindley Darden und Carl F. Craver aus dem Jahre 2000, der auch gern in den Sozialwissenschaften angesichts seiner klaren, aber weit gefassten Definition von Mechanismus zitiert wird. Die insbesondere von Carl F. Craver (2007, 2014; Craver and Darden 2013) in den Lebenswissenschaften und in der Neurowissenschaft vorangetriebenen Versuche, mechanismisches Erklären zu etablieren, wurden von Stuart Glennan zu einer alle Disziplinen einbeziehenden Philosophie der Wissenschaft ausgebaut (Glennan 2017; Glennan and Illari 2018). Die kausalitätstheoretischen Vorarbeiten für das Wiederaufleben dieser mechanistischen Philosophie wurden schon von Wesley C. Salmon gelegt, der das Hempel-Oppenheim-Schema zurückgewiesen hatte, die Kategorien Prozess und Mechanismus in die Kausalitätsdebatte einführte, aber diese auch mit ontologischen Annahmen belastete (Salmon 1984, 1990; Krickel 2018: 18–22).

Als Minimaldefinitionen von Mechanismus in diesem wissenschaftsphilosophischen Entwicklungsstrang kursieren zwei Varianten: »Mecha-

nisms are entities and activities organized such that they are productive of regular changes from start or set-up to finish or termination conditions.« (Machemer, Darden and Craver 2000: 3) und: »A mechanism for a phenomenon consists of entities (or parts) whose activities and interactions are organized so as to be responsible for the phenomenon.« (Glennan 2017: 17) Die disziplinübergreifende Funktionsfähigkeit dieser Definitionen liegt darin begründet, dass Entitäten und Aktivitäten je nach Gegenstandsbereich ausgedeutet werden können. Dass der Mechanismus aus Entitäten und Aktivitäten bestehen soll, ist gerade für menschliches Handeln unplausibel. Die Entität kann eine einzelne Person oder eine Handlung sein, dennoch sind weder die Person noch die Handlung Element des Mechanismus, vielmehr interessiert, was eine Handlung in einer Person auslöst – und das ist der gesuchte Mechanismus. Als Entitäten können Institutionen, Strukturen und Systeme gelten, denen dann Aktionsfähigkeit bescheinigt wird. Wenn sich sowohl individualistische als auch strukturalistische Mechanismusinterpretationen einem einzigem Mechanismenbegriff zuordnen lassen, ist für die Sozialwissenschaften wenig gewonnen. Die Breite der Definition von Mechanismus muss daher kein Vorteil sein. Vereinzelt ermöglicht diese breite Begrifflichkeit zwar fächerübergreifende methodologische Diskurse, so zwischen Biologie und Geschichtswissenschaft oder Ökonomie (Kaiser et al. 2011; Chao, Chen and Millstein 2013), in der Regel werden die sozialwissenschaftlichen Beiträge aber additiv in vorwiegend naturwissenschaftlich ausgerichteten philosophischen Diskurse integriert (vgl. Glennan and Illari 2018, darin: Ylikoski 2018; Little 2018; Falkenberg and Schiemann 2019). Diese Entwicklungslinie des Nachdenkens über Mechanismen wird hier nicht weiter erörtert, da jenseits der Frage einer allgemeinen Wissenschaftsphilosophie keine eigenständigen Aussagen zur Anwendung der mechanischen Philosophie auf die Sozialwissenschaften gemacht werden. In diesem Feld rezipiert die Wissenschaftsphilosophie nur das, was an Reflexionen zum Begriff Mechanismus bereits in der analytischen Soziologie geleistet worden ist (Bunge 1997).

2.2 Jon Elster

Jon Elster kann als der eigentliche Begründer einer auf dem Mechanismenbegriff beruhenden Sozialwissenschaft gelten. Die Entwicklung vom

analytischen Marxismus und der Kritik des Funktionalismus hin zum Mechanismenbegriff war oben bereits erläutert worden. Zur Vorgeschichte des Mechanismenbegriffs gehört zudem die Vorstellung von *drei grundlegenden Arten der Erklärung*, der funktionalen (die Elster aus logischen Gründen ablehnt), der intentionalen und der kausalen Erklärung, die Elster insbesondere in »Explaining Technical Change« entfaltet (Elster 1983: 15–88; ebenso: Føllesdal, Walløe and Elster 1988: 148–181). Handeln kann ohne Zweifel intentional erklärt werden, wenn man intentionale Erklärung wie folgt versteht: »Intentional explanation essentially involves a triadic relation between action, desire and belief.« (Elster 1983: 70) Es stellt sich aber, wenn Handlungen durch Rekurs auf Wünsche und Überzeugungen intentional erklärt werden, die Frage, wie Überzeugungen ihrerseits zu erklären sind. Sicher können in bestimmten Fällen hochreflektierten Verhaltens auch Wünsche und Überzeugungen intentional erklärt werden, weil sie selbst gewählt sind. Doch die Wünsche und Überzeugungen, die diesen Wahl- und Reflexionsprozessen zugrunde lagen, müssten ebenso erklärt werden – man gerät in einen infiniten Regress. Elster schließt daraus, dass hier von intentionaler auf kausale Erklärung umgestellt werden muss, um die subintentionale Ebene der Fixierung von Wünschen und Überzeugungen zu erfassen (Ebd.: 84–85).

In der Diskussion dieser Sub-Intentionalität verwendet Elster den Terminus »causal mechanism« (Ebd.: 85–87). So werden Sozialisation, Konformismus aber auch kognitive Fehlleistungen als Mechanismen bezeichnet, etliche der später explizierten Mechanismen finden sich hier schon versammelt. In der Einleitung zu den drei Formen des Erklärens gibt Elster Mechanismen einen noch weiter ausgreifenden Sinn. Erklärungen verlangen nach einem Rekurs auf eine niedrigere Ebene, als sie das zu Erklärende bietet. Bei physikalischen Gegenständen erweist sich der Rekurs auf die atomare oder subatomare Ebene als wissenschaftlicher Durchbruch, in Medizin und Biologie der Rekurs auf die Zellebene bei der Erklärung von Krankheiten. In den Sozialwissenschaften entspricht dem der Zugriff auf individuelles Handeln oder das Handeln von kollektiven Akteuren, um Ereignisse wie ökonomische Krisen oder Revolutionen erklären zu können. Allgemein wird das als Suche nach einer Mikrofundierung bezeichnet (Ebd.: 23). Vor diesem Hintergrund formuliert Elster eine Art Manifest für mechanismenbasierte Vorgehensweisen mit dem entscheidenden Zusatz in Klammern: »To explain is to provide a mechanism, to open up the black box and show the nuts and bolts, the cogs and wheels of the internal machinery. (Here the term ›mecha-

nism‹ should be understood broadly, to cover intentional chains from a goal to an action as well as causal chains from an event to its effect.)« (Ebd.: 24) Im Unterschied zur Passage über subintentionale Kausalität ist der Mechanismenbegriff hier weiter gefasst: Ein mechanismenbasierter Erklärungsansatz umgreift danach intentionale und kausale Erklärungsformen und ermöglicht damit eine Vorgehensweise, die weniger von den philosophischen und methodologischen Debatten um Intentionalität, Handeln und Kausalität bestimmt ist. »The role of mechanisms is twofold. First, they enable us to go from the larger to the smaller: from molecules to atoms, from societies to individuals. Secondly, and more fundamentally, they reduce the time lag between explanans and explanandum. A mechanism provides a continuous and contiguous chain of causal or intentional links; a black box is a gap in the chain.« (Ebd.: 24). Dies ist die vielleicht beste Bestimmung der Aufgabe eines mechanismenbasierten Vorgehens. Erklärungen müssen mikrofundiert sein, um plausibel zu sein, und sie müssen eine kontinuierliche kausale Kette zwischen Ursache und Wirkung nachzeichnen und dabei keine zeitliche Lücke entstehen lassen. Mikrofundierung und Temporalitätsbezug sind die beiden wesentlichen Merkmale von Mechanismen. Wenn es gelingt, den zeitlichen Abstand zwischen einem als Ursache angenommenen Anfangszustand und dem zu erklärenden Geschehen als Wirkung durch eine möglichst minutiöse Rekonstruktion der Abfolge von einzelnen Vorgängen zu schließen, dann ist eine Erklärung überzeugend.

Diese kurzen Passagen aus »Explaining Technical Change« können als Grundlegung eines mechanismenbasierten Ansatzes in den Sozialwissenschaften gewertet werden. Zunächst dominiert jedoch noch ein engeres Verständnis. So arbeitet die umfangreiche Monografie »Making Sense of Marx« (1985: 3–37) weiterhin mit der Unterscheidung von drei Arten von Erklärung, der intentionalen, der kausalen und der funktionalen Erklärung. Nunmehr wird mit der intentionalen Erklärung begonnen, um die kausale Erklärung als Abweichung von der Möglichkeit intentionalen Erklärens vorzustellen, mit den beiden Unterformen der subintentionalen und supraintentionalen Erklärung. Von »kausalen Mechanismen« wird überall dort gesprochen, wo eine intentionale Erklärung des Handelns oder der Interaktion von Personen nicht mehr gelingt und eine kausale Erklärung der Ursachen von Wünschen, Präferenzen, Überzeugungen (Subintentionalität) oder der nicht auf strategischer Interaktion basierenden Effekte intentionalen Handelns (Supraintentionalität) erforderlich wird. Kausale Mechanismen und kausale Erklärung stehen noch in einem engen Zusammenhang.

Zum Kernkonzept sozialwissenschaftlichen Arbeitens werden Mechanismen erst in »Nuts and Bolts for the Social Sciences« (Elster 1989a). Das Ziel dieses Buches ist es, kausale Mechanismen als *Basiseinheiten* der Sozialwissenschaften zu etablieren (Ebd.: vii). Die beiden Kriterien Mikrofundierung und Temporalität stehen in der Begründung dieser Theorie nicht mehr im Vordergrund, auch wenn der Hinweis darauf, dass ein mechanismenbasiertes Vorgehen ungemein kleinteilige Erklärungen liefern könne, nicht fehlt (Ebd.: 7). Mechanismen werden vor allem über Abgrenzungen zu anderen Konzepten eingeführt. Elster ist in »Nuts and Bolts for the Social Sciences« zusammen mit der parallel erfolgten Veröffentlichung von »The Cement of Society« (1989b) daran interessiert, eine elementare Sozialtheorie zu entwickeln und geht daher nur am Rande auf die Methodologie des Erklärens ein – die Unterscheidung funktionaler, intentionaler und kausaler Erklärung z.B. taucht nicht mehr auf.

1. Kausale Mechanismen unterscheiden sich zunächst von Gesetzen, also Aussagen eines deterministischen Zusammenhangs zwischen einer Ursache und einer Wirkung, wie sie im Hempel-Oppenheim-Modell des Erklärens angenommen wird (Hempel and Oppenheim 1948; Hempel 1965). Die Allgemeinheit von Gesetzen weisen Mechanismen gerade nicht auf: »Laws by their nature are general and do not suffer exceptions. One cannot have a law to the effect that ›if p, then sometimes q.‹ Mechanisms, by contrast, make no claim to generality. When we have identified a mechanism whereby p leads to q, knowledge has progressed because we have added a new item to our repertoire of ways in which things happen.« (Elster 1989a: 10) Diese Abkehr von der Suche nach Gesetzen und die Hinwendung zu einer Vielzahl an benennbaren, aber nicht generellen kausalen Beziehungen, verdankt sich, so Elsters Auskunft (1999: 1), den Arbeiten des Historikers Paul Veyne, der in »Writing History« (1984, dt. 1990) Erklärungen, die Einzelereignisse durch den Verweis auf eine allgemeine Theorie bzw. Gesetzmäßigkeit zu verstehen suchen, für die Geschichtswissenschaft als verfehlt ansieht. Veyne folgt eher dem Weberschen Ansatz der verstehenden Soziologie, »Wirtschaft und Gesellschaft« liest er als geschichtswissenschaftliches Werk (Veyne 1990: 211–213). Ähnlich wie bei Weber sind es die trivialen Regelmäßigkeiten, die das historische Erklären prägen: »Auch verwendet die historische Erklärung Spuren einiger wissenschaftlicher Wahrheiten, hauptsächlich ökonomische und demografische. Vor allem aber verwendet sie Wahr-

heiten, die dermaßen Bestandteil unseres Alltagswissens sind, daß es kaum nötig ist, sie zu erwähnen, ja nicht einmal zu registrieren: Feuer brennt, Wasser fließt.« (Veyne 1990: 71). In der Abwendung von allgemeinen Gesetzen folgt Elster dem Vorbild Veynes, geht jedoch davon aus, dass es Aufgabe der Sozialwissenschaften sei, das spezifische Alltagswissen über soziale und psychologische Zusammenhänge zu explizieren. Das Ziel ist die Überführung des Alltagswissens – Elster wendet sich hier insbesondere den Sprichwörtern zu (Elster 1999: 10–13; 2007: 37–40; 2015: 27–30) – in sozialwissenschaftliches Elementarwissen in der Form von Mechanismen.

2. Kausale Mechanismen unterscheiden sich auch von bloßen Kausalaussagen, d.h. Aussagen, die eine Ursache für eine Wirkung benennen. Selbst wenn dieser Zusammenhang statistisch nachgewiesen ist, mithin eine Korrelation gegeben ist, liegt noch keine Erklärung vor. Für eine kausale Erklärung bedarf es der Beantwortung der Frage, *wie* die Ursache die Wirkung hervorbringt – und genau das leistet ein kausaler Mechanismus. Nur, wenn zusätzlich zur Ursache der kausale Mechanismus angeben werden kann, der zur Wirkung führt, kann die Benennung einer Ursache auch eine Erklärung der Wirkung anleiten (Elster 1989a: 4–5).
3. Kausale Mechanismen behaupten weder die Notwendigkeit einer kausalen Beziehung noch eine bloße Möglichkeit. Daher gehen sie auch nicht in bloßes Erzählen (»storytelling«) über (Ebd.: 6–9). Entsprechend der fehlenden Annahme der Notwendigkeit sind keine Prognosen möglich, zugleich müssen die kausalen Beziehungen über Mechanismen nachgewiesen werden, sie dürfen nicht nur als denkbare, mögliche Zusammenhänge vorgestellt werden.
4. Es kann kausale Mechanismen mit der genau gegensätzlichen Kausalbeziehung geben (Ebd.: 8–9). Das ist die stärkste Abweichung vom üblichen Verständnis sozialwissenschaftlichen Erklärens. Während eine auf Regelmäßigkeiten zielende Forschung versucht, die Bedingungen zu identifizieren, unter denen genau eine Wirkung auftritt, geht Elster davon aus, dass man zu einem solchen Wissen absehbar nicht gelangen könne. Möglich ist allein die Darlegung von »cogs and wheels«, die einmal in die eine und einmal in die andere Richtung weisen. »As far as I know, we have no theories that tell us when one or the other of these mechanisms will operate. When one of them operate, we recognize it immediately, and so we can explain the behavior it generates. But we cannot reliably predict when it will operate.« (Ebd.: 9) Elster entkoppelt das Erklären vom

> Prognostizieren und setzt damit ein Konzept allein nachträglich-historischen Erklärens frei.

Die ausführlichste Darstellung von Mechanismen im Werk von Jon Elster findet sich in »Alchemies of the Mind. Rationality and the Emotions« (1999, 1–47). Dort werden sie als Mittelding zwischen Beschreibungen und Gesetzmäßigkeiten eingeführt und wie folgt definiert: »Roughly speaking, mechanisms are frequently occuring and easily recognizable causal patterns that are triggered under generally unknown conditions or with indeterminate consequences.« (Elster 1999: 1) Diese Definition findet sich wortgleich in beiden Auflagen von »Explaining Social Behavior« (Elster 2007: 36; 2015: 26). Diese Definition ist aber nicht wirklich zufriedenstellend, nimmt sie doch weniger die Basisideen der Mikrofundierung und Schließung der zeitlichen Lücke zwischen Ursache und Wirkung auf, sondern nähert sich sprachlich mit Termini wie »frequently occurring« und »causal pattern« der Suche nach Regelmäßigkeiten an. Und warum Mechanismen »easily recognizable« sein sollten, lässt sich nur daraus verstehen, dass Elster Mechanismen in die Nähe von Sprichwörtern und Alltagswissen rückt.

Warum Mechanismen nicht auch schwer bis sehr schwer zu entdeckende Muster sein sollen, ist nicht verständlich zu machen oder gar argumentativ abgesichert. Auch die Annahme, dass es ein Kennzeichen von Mechanismen sei, dass sie »with indeterminate consequences« ausgelöst würden, wirkt befremdend für einen kausalanalytischen Ansatz. Diese Bestimmung ist nur nachzuvollziehen vor dem Hintergrund sehr spezieller Annahmen, in diesem Fall jener, dass Mechanismen oft als sich wechselseitig ausschließende Paare auftreten (Elster 1999: 6, 10–11; 2007: 37) wie im Musterfall von »sour grapes« und »forbidden fruits«. Auch das Definitionselement »are triggered under generally unknown conditions« geht von dieser *Annahme einer Paarbildung* aus. Mit der Unbestimmtheit auf Seiten der Bedingungen und der Wirkungen dürften auch die »trigger conditions« (TC) für den Mechanismenansatz bedeutsamer werden. Das hieße, Mechanismen wie folgt zu bestimmen: »A führt zu B unter (meist noch unbekannten) TC x,y,z« und »A führt zu C unter ebenso wenig bekannten TC a,b,c«. Die Identifikation von Mechanismen stellt aufgrund der unbekannten Größe TC eine recht defensive Zielbestimmung der Sozialwissenschaften dar, weil mit der Möglichkeit zu rechnen ist, dass die »trigger conditions« zumindest partiell identifiziert werden können (so: Elster 2007: 44–45). Geschieht dies, lägen laut Elster doch wieder Gesetze vor, allerdings in einer *schwachen* Form. Mechanismen werden

dann zu Gesetzen, wenn ihre Trigger Conditions bekannt sind. Gesetze in einem schwachen Sinne sind solche, die nur die Richtung der Entwicklung der abhängigen Variable angeben können, nicht die genaue Größe ihrer Veränderung – wie dies etwa das Gravitationsgesetz in der Physik leistet (Elster 2007: 35–36). Diese Möglichkeit der Rückkehr zu, wenngleich schwachen, Gesetzen, ist nicht überraschend, wird doch Mechanismus als Kausalmuster über Regelmäßigkeit definiert. Diese definitorische Fassung von Mechanismen bei Elster seit 1999 macht sie zu einer *Vorform von Gesetzen*.

Elster rückt damit explizit von den Grundideen der Mikrofundierung und der Öffnung der Blackbox ab (Elster 1999: 4–5), um sich stärker mit der Methodologie allgemeiner Gesetze zu beschäftigen. Während diese einen deterministischen Zusammenhang zwischen Ausgangsbedingungen und dem Auftreten eines Explanandums behaupten, reduzierten Mechanismen diesen Zusammenhang auf ein Manchmal: »In more abstract terms, a law has the form ›If conditions C_1, C_2, …C_n obtain, then always E.‹ … At the same abstract level, a statement about mechanisms might be ›If C_1, C_2, …C_n obtain, then sometimes E.‹« (Ebd.: 5) Die Generalisierungsthematik rückt hier weiter in den Vordergrund. »In this perspective, mechanisms are good only because they enable us to explain when generalizations break down.« (Ebd.: 6) In »Explaining Social Behavior« (2007) korrigiert Jon Elster sein Verständnis von Mechanismen weiter: »In some of my earlier writings I used »mechanism« to denote what I now call »causal chains.« In more recent work I began to use »mechanism« in the sense defined later in this chapter. I should probably have chosen a different terminology, but it is too late now.« (Ebd.: 32). Der Begriff »causal chains« tritt an die Stelle der nun weitaus enger definierten »mechanisms«.

Eine Kausalkette ist demnach alles, was von den Ursachen zu den Wirkungen führt. Mit dem Übergang von Korrelationsanalysen zu kausalen Erklärungen muss die Blackbox des Prozesses zwischen Ursache und Wirkung geöffnet werden. Man findet dann Kausalketten – aber noch nicht Mechanismen. Erst wenn man sich die Glieder dieser Kausalkette näher anschaut, stößt man auf Mechanismen. Elster nimmt noch eine weitere Verengung vor: Er unterscheidet zwei Aufgaben bei der Untersuchung der Kausalketten: erstens die Erklärung sozialer Phänomene, die nur durch Rekurs auf individuelles Verhalten gelingen kann, sowie zweitens die Erklärung individuellen Verhaltens durch psychologische und biologische Erkenntnisse. Die Erklärungsaufgaben stellen sich an der Grenze zwischen der Ebene des sozialen Geschehens, des individuellen Handelns sowie dessen

Motivation. Der Mechanismusbegriff wird auf die zweite Erklärungsaufgabe, die Erklärung individuellen Verhaltens via psychologischer (und evtl. auch biologischer) Mechanismen (Ebd.: 36) eingegrenzt. Damit reduziert sich der Stellenwert des Mechanismusbegriff erheblich: Als Terminus spielt er für das unmittelbare Erklären sozialer Phänomene keine Rolle mehr, diesen Platz nimmt nun der Begriff Kausalkette ein, ohne dass man wüsste, was mit dieser terminologischen Veränderung gewonnen wäre und wie nun die einzelnen Verbindungselemente zwischen den Gliedern einer Kette bezeichnet werden sollten. Mit der Einführung der Unterscheidung von »›atomic‹ mechanisms« und »molecular mechanisms« direkt im Anschluss an die Definition von Kausalketten (Ebd.: 42/43) wird die neue Terminologie allerdings gleich wieder in Frage gestellt. Individuelles Verhalten wird mit atomaren Mechanismen erklärt, die eher aus den Disziplinen Psychologie und Biologie stammen, für die Kausalketten dagegen werden »molecular mechanisms« und auch »macro-mechanisms« als Erklärungsgröße genannt (Elster 2015: 32).

Der Mechanismenbegriff verdankt seine herausgehobene Stellung aber nicht diesen terminologischen Fragen. Er half vielmehr dabei, die Frage nach der richtigen Art sozialwissenschaftlicher Erklärung zu beantworten, eine Frage, die Elster in den 1980er Jahren noch mit der Trias intentionalen, funktionalen und kausalen Erklärens beantwortet hatte. Die funktionale Erklärung schied aus, weil sie gerade keine Feedback-Mechanismen angeben konnte, die die Stabilität einer Ursache aus den Wirkungen ableiten konnte. Als Kern des intentionalen Erklärens erwies sich in der Folge die Rational-Choice-Theorie: eine Erklärung aus den individuellen »beliefs« und »desires« unter der Annahme der Maximierung des eigenen Nutzens. Da aber nachweisbar irrationales Verhalten häufig zu beobachten war und Sozialpsychologie, historische Soziologie und politische Psychologie hier detaillierte Erkenntnisse einbringen konnten, waren Mechanismen der Weg, rationales und irrationales Handeln (auch nicht-intentionaler Art) in *einem* Erklärungsmodell zu vereinigen. Dieses wird schließlich als kausales Erklären charakterisiert. Alle Erklärungen sind nunmehr kausal, Intentionen sind nur eine Gruppe von Ursachen: »I argue that all explanation is causal.« (Elster 2007: 7)

Elsters Werk zielt auf eine Form von Kausalerklärung, die Psychologie und Geschichtswissenschaft zusammenführt. Die in fast jeder seiner Arbeiten (insbesondere: 1993, 2009) spürbare Faszination von den beiden Werken Alexis de Tocquevilles zum Niedergang des französischen Ancient

Regime und dem Aufstieg der amerikanischen Demokratie hat dessen Art des Erklärens sozialer und politischer Systeme via Aufklärung menschlicher Motivationen einschließlich emotionaler Handlungsimpulse zum Vorbild werden lassen. Wie es gelingen kann, Tocquevilles Vorgehen sozialtheoretisch klarer zu fassen, wie seine Art der historischen Analyse systematischer angelegt werden kann, sind Elsters zentrale Interessen. Das Studium des sozialen und politischen Geschehens verlangt gemäß dieser Tradition eine Zuwendung zur politischen Psychologie (1993), zur philosophischen Affektenlehre, zu den Behavioral Economics und zur modernen Emotionspsychologie. In »Alchemies of the Mind« (Elster 1999) wird eine Emotions- und Kognitionstheorie vorgelegt, die als Hintergrund historischer Analysen fungieren kann. Mit dem 2020 erschienenen Buch »France before 1789« liegt der erste Band einer Trilogie vor (Elster 2020: ix), in der Elster die Verbindung von Psychologie und Geschichtswissenschaft an der Französischen und der Amerikanischen Revolution exemplifizieren will. Da er im dritten Band die unmittelbare Ereignisvorgeschichte der beiden Revolutionen und der revolutionären Verfassunggebungen vorstellen will, ist noch nicht zu ersehen, wie Elster den Mechanismusansatz in einer direkt auf die Abfolge der Einzelereignisse bezogenen Prozesserklärung nutzen wird. Im vorliegenden ersten Band werden die ›strukturellen‹ Voraussetzungen dieser Ereignisgeschichte untersucht, jedoch nicht in einer Terminologie von Makrotendenzen, sondern auf der Mikroebene der Motivationen und Überzeugungen der sozialen Großgruppen und der Mesoebene der Interaktionen in sozialen Bewegungen und politischen Institutionen. Für die Aufgabe der Untersuchung von Handlungswahl erweitert Elster das Standardmodell der Rational-Choice-Erklärung (Elster 2020: 11) in Richtung Emotionen. Emotionen werden in diesem »general model of choice« (Elster 2020: 15) als Vermittlungsgröße zwischen »beliefs« und »desires« eingesetzt. War im Rational-Choice-Modell eine Beziehung zwischen Überzeugungen und Wünschen ausgeschlossen, so können im allgemeineren Wahlmodell die Wünsche die Überzeugungen kausal beeinflussen, aber auch Überzeugungen über Emotionen auf die Wünsche einwirken. Damit wird Raum geschaffen für eine moderne Affektenlehre, die Überlegungen von Aristoteles, Seneca, den französischen Moralisten, Hume und Rousseau aufnimmt und in dieser ideengeschichtlichen Tradition auch weiter mit den alltagssprachlichen Emotionsbegriffen von Enthusiasmus und Angst bis zu Neid und Haß arbeitet.

Angesichts der innersoziologischen Paradigmenkonkurrenz von Homo Oeconomicus und Homo Sociologicus bietet das Mechanismenkonzept auch eine Lösung für die Thematik, wie *soziale Normen* mit dem Rational-Choice-Ansatz verbunden werden können. In der Geschichte der Soziologie hatte sich eine konsequentialistische Erklärungsstrategie im Gefolge ökonomischer Theorien als Paradigma des Homo Oeconomicus entwickelt, eine Erklärung von normorientierten Handlungen als Paradigma des Homo Sociologicus. Erklären über Normbefolgung bzw. über rationale Kalkulation stellten sich als Alternativen dar. Eine Integration schien nur als ›imperialistische‹ denkbar: Entweder mussten die rationalen Kalkulationen eines Handelnden als Ausdruck der Befolgung von Rationalitätsnormen erscheinen, so das Denkmodell bei Talcott Parsons, dann konnte der Homo Sociologicus obsiegen, oder die Befolgung von Normen musste eine positive Wirkung auf die Präferenzmaximierung des rational Handelnden haben, so die Überlegungen bei jenen, die ein erweitertes Modell des Homo Oeconomicus entwickelten (Esser 1999, 2002; Kroneberg 2011). Die Integration der Normbefolgung erfolgte selbst bei führenden Vertretern des Rational-Choice-Paradigmas, wie dem »unparalleled genius of Kenneth Arrow« (Elster 2015: 458 FN 4), über die positive Funktion von Normen für die Gesellschaft. Eine derartige Konstruktion ist Elster zufolge nur eine »functionalist just-so-story« (Ebd.: 458).

Die Leistung des Konzepts kausaler Mechanismen besteht darin, eine dritte Lösung zu eröffnen, die *Nebenordnung* normorientierten Handelns. Normorientierung war jetzt ein Mechanismus unter anderen. Mechanismen erlaubten eine additive Lösung, wobei die sonst als allgemeiner Ansatz geltende Normorientierung nun ein Mechanismus unter vielen anderen wurde. In »Solomonic Judgements« (Elster 1989c: 35) erklärt Elster die Vorrangstellung des rationalen Erklärens damit, dass eine allgemeine Theorie des Handelns, die auch die nicht-konsequentialistischen Motivationen umfasst, noch nicht vorstellbar sei. Die Mechanismus-Theorie half deshalb, alles Nicht-Rationale, und das war aus dieser Sicht auch die Normorientierung, so zu integrieren, dass es zu keinen Inkonsistenzen kam. Man kann aus der Sicht des Rational-Choice-Paradigmas die These vertreten, »Mechanismen« seien eine Verlegenheitslösung oder gar eine degenerative Erscheinung eines Forschungsprogramms, das mit massiven ›Anomalien‹ und nicht-integrierbaren Erscheinungen umgehen muss und nun Zuflucht bei einer rein additiven, nebenordnenden Lösung sucht. Die additive Konzeption von Mechanismen bildete aber für Elster gerade die

Basis der Vorstellung eines kumulativen wissenschaftlichen Fortschritts durch Mechanismenforschung: »The social sciences, by contrast, progress by the accumulation of mechanisms. When a new mechanism is added to the toolbox, it does not replace previous ones.« (Elster 2015: 486/487)

Im Schlusskapitel »Conclusion: is social science possible?« zur zweiten Auflage von »Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences« (Ebd. 2015: 452–493) polemisiert Elster gegen Obskurantismus in den Sozialwissenschaften. Dazu zählt er Funktionalismus, Strukturalismus, Psychoanalyse und Marxismus sowie auch die meisten regressionsanalytisch angelegten Arbeiten und viele Publikationen aus einer Rational-Choice-basierten Sozialwissenschaft, die er als »science-fiction economics« oder »science-fiction political science« (Elster 2015: 453, 459–463) bezeichnet. Beide Entwicklungslinien werden sogar einem »hard obscurantism« (Ebd.: 453) zugerechnet, der im Gewande höchster Wissenschaftlichkeit in den besten Publikationsorganen auftritt, aber nichts zu einer realitätshaltigen und empirisch arbeitenden Sozialwissenschaft beiträgt. So verknüpfen Elsters jüngste Arbeiten schärfste Kritik an Rational-Choice-basierten Arbeiten mit einer emphatischen Zustimmung zum Basisprogramm dieses Ansatzes: »The theory of rational choice, including game theory, has immense conceptual value. In my opinion, it was the greatest breakthrough in the history of the social sciences.« (Ebd.: 458). Diese harsche Kritik an modellbasierten Varianten der Ökonomie verbindet sich mit einem besonderen Lob der Behavioral Economics als Forschungsrichtung, die sich wieder der Entdeckung von Mechanismen zugewandt habe (Ebd.: 480/81). Das alles ist recht weit entfernt von einer analytischen Soziologie, die sich weitaus stärker als Teil eines interdisziplinär angelegten Rational-Choice-Forschungsprogramms begreift.

Die Abwendung von dem engen Modell rationalen Handelns prägen auch die jüngeren Arbeiten des ebenfalls als Vorläufer der analytischen Soziologie angesehenen Raymond Boudon (2013). Er hat einen Entwurf einer allgemeinen Theorie der Rationalität vorgelegt, um dem verengten Modell instrumenteller Rationalität im Rahmen des Rational-Choice-Modells zu entkommen. Die Lösung besteht nicht in der Erfassung von Irrationalitäten in Mechanismen, sondern in der Ausdehnung des Begriffes Rationalität. Boudon stellt eine Liste von sechs Grundpostulaten des Rational-Choice-Modells zusammen, von denen drei auch für seine weiter und allgemeiner gefasste Theorie der Rationalität gelten: der methodologische Individualismus, die Verstehbarkeit von Handlungen und die Erklärung aus subjektiv

rationalen Gründen. Dagegen werden die Postulate 4 bis 6 abgelehnt: der Konsequentialismus, der Egoismus und das Nutzenmaximierungspostulat (Boudon 2013: 45) Lässt man diese drei Postulate fallen, entsteht Raum für die Akzeptanz kognitiver Rationalität, also objektiv falsche, aber subjektiv als richtig angesehene Kognitionen, die nunmehr als rationaler Handlungsgrund anerkannt werden, als auch Raum für die Akzeptanz axiologischer Rationalität, also die Anerkennung von subjektiv als geltend angesehenen Werten und Normen – ebenfalls als rationaler Handlungsgrund (Boudon 2013: 56–67). Diese rationalitätstheoretische Wendung findet sich zwar bei Elster nicht. Auch die Öffnung gegenüber interpretativen Denkansätzen, die sich in Boudons Akzeptanz bloß subjektiv als wahr angesehenen Wissens als rationaler Handlungsgrund andeutet, fehlt bei Elster. *Interpretative und sozialkonstruktivistische Ansätze* kommen in seiner Kritik der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft nicht vor. Da der mechanismenzentrierte Ansatz von Elster von bloßem »story-telling« (Elster 1989a: 7) abgegrenzt und die Aufgabe des Erklärens ins Zentrum gerückt wird, ist sicherlich mit erheblicher Reserve gegenüber diesen Ansätzen zu rechnen. In »Explaining Social Behavior« findet sich ein ganzes Kapitel (2007: 52–66; 2015: 40–53) zu »interpretation«, allerdings bestimmt es Interpretation als eine Variante des Erklärens: »In my view, to interpret *is* to explain. Interpretation is nothing but a special case of the hypothetico-deductive method.« (Elster 2007: 52)

Elster ordnet »Verstehen« jedoch dem »Erklären« unter, statt beide – wie bei Max Weber – miteinander zu verbinden. Interpretation fungiert als Erklärung, wenn die Handlung einer Person als rational oder zumindest intelligibel, also nachvollziehbar erscheint. Andernfalls kommt Interpretation nicht mehr in Betracht. Rational und zugleich intelligibel sind alle Handlungen, die nach dem Modus des Rational-Choice-Ansatzes der Nutzenmaximierung folgen. Wo es um irrationales, aber intelligibles Handeln geht, z.B. wenn eine Person die erforderliche Information nicht sammelt, um eine Entscheidung zu treffen, sondern den Entscheidungsprozess abkürzt und daher vorschnell handelt (Ebd.: 54–55), ist ebenfalls Interpretation der angemessene sozialwissenschaftliche Weg. Erklären in einem Modus, der nicht zugleich Interpretation ist, findet dagegen dort statt, wo die Motivation eines Handelns nicht-intelligibel und damit nicht nachvollziehbar ist wie im Falle von Phobien und Suchtformen (Ebd. 55). Womit man wieder bei subintentionalen Mechanismen angekommen wäre. Die alte Unterscheidung zwischen kausalen und intentionalen Erklärungen schwingt bei Elster weiterhin

mit, auch wenn der Mechanismenansatz beide Erklärungsformen in einem Denkansatz zu verschmelzen trachtet.

2.3 Analytische Soziologie

Für die von Peter Hedström seit Ende der 1990er Jahre geprägte »analytische Soziologie« ist der Mechanismusbegriff zentral (Duller 2020). Die Bezeichnung »soziale Mechanismen«, die inzwischen weithin der Formulierung »kausale Mechanismen« gewichen ist – weshalb in diesem Buch auch durchgehend von kausalen und nicht sozialen Mechanismen die Rede ist, weist darauf hin, dass ein sozialtheoretisches Grundinteresse das Unternehmen der analytischen Soziologie antreibt. Hedström definiert analytische Soziologie z.B. im Jahre 2009 als Forschung, die soziales Geschehen nicht erklärt »by relating them to other social facts – an exercise that does not provide an explanation – but by detailing in clear and precise ways the mechanisms through which the social facts under consideration are brought about.« (Hedström und Bearman 2009b: 3–4). Und diese Mechanismen, so heißt es weiter, »invariably refer to individuals‹ actions and the relations that link actors to one another« (Ebd.: 4). Damit ist klar: Mechanismen erklären Makrozusammenhänge durch den Rekurs auf individuelles Handeln. Dieser Rückbezug auf individuelles Handeln ist durchaus polemisch gegen Erklärungen gerichtet, die sich begrifflicher Abstraktionen für soziale Makro-Tatbestände bedienen (Ebd.: 6). Die notorische Mikro-Makro-Frage soziologischer Theoriebildung wird damit im Hedströmschen Denken unmittelbar adressiert. Im Sinne von Robert Mertons Konzept der Theorien mittlerer Reichweite kann es Ziel analytischer Soziologie nur sein, »a toolbox of semigeneral mechanisms« (Ebd.) zu erstellen. Durch diese doppelte Konzentration auf Theoriebildung auf Erklärung via Rückführung auf individuelles Handeln und Relationen zwischen Individuen kann in der Frage der Definition von Mechanismen eher recht offen vorgegangen werden. Es erlaubt, sich gleichermaßen auf die Definitionen von Elster (1989a) und Machamer, Darden and Craver (2000) zu berufen (Hedström and Bearman 2009b: 5).

Der semigenerelle Charakter von Mechanismen wird anhand der »self-fulfilling prophecy« mittels einer Darstellung, die nur Überzeugungen und Handlungen einer Mehrzahl von Akteuren kennt, herausgearbeitet:

»This mechanism scheme has limited scope in that it only is relevant for explaining certain types of phenomena, but is general in the sense that it makes no reference to time, place, identity of actors, content of beliefs, or type of actions. The abstract symbols should be thought as placeholders for different concrete phenomena (different kinds of action, different kinds of beliefs, different individuals etc.) and what identifies it as a particular type of mechanism is the specific pattern linking the types of entities to one another.« (Hedström and Bearman 2009b: 7) Diese zeit-räumliche Ungebundenheit von Mechanismen, ihre Definition ohne Bezugnahme auf irgendeinen spezifischen Kontext, wird auch für die in den Kapiteln 3, 4 und 6 zu präsentierende eigene Konzeption von kausalen Mechanismen und Process Tracing gelten. Insoweit spielt die analytische Soziologie konzeptionell eine tragende Rolle, wenngleich die Bindung an das Rational-Choice-Modell überwunden werden soll.

Es gibt weitere partiell anschlussfähige Elemente im Mechanismusverständnis der analytischen Soziologie. Hedströms Typologie sozialer Mechanismen in »Dissecting the Social« (2005) kennt *elementare* und *molekulare* Mechanismen, wobei elementare als »intra-actor mechanisms«, molekulare aber als »inter-actor mechanisms« definiert werden (Hedström 2005: 145–146, siehe: Schimank 2012; Ylikoski 2012). Die molekularen Mechanismen orientieren sich wie die elementaren an der Theorie von Desires-Beliefs-Opportunities (DBO-Theorie). Exemplarisch für eine Interaktion ist bei Hedström die Beeinflussung. Die Einwirkungsrichtung des Handelns eines Akteurs i auf das Handeln eines Akteurs j wird über die Wünsche, Überzeugungen und Gelegenheiten von j vermittelt (Hedström 2005: 44). Interaktion ist mithin in dieser basalen Analyse kein Geschehen der Wechselseitigkeit, sondern der kausalen Einwirkung eines Akteurs auf einen anderen. Dieser Interaktionsbegriff ist leitend für die weitere Typologisierung in »(1) desire-mediated, (2) belief-mediated, and (3) opportunity-mediated interactions«: »To the extent that the action of one actor, actor *i*, influences the action of another, actor *j*, this influence must be mediated via the action opportunities or mental states of actor *j*. In terms of the DBO theory, the action (or behavior) of actor *i* can influence the desires of actor *j* and thereby the actions of *j*, it can influence the beliefs of *j* and thereby the actions of *j*, and/or it can influence the opportunities of *j* and thereby the actions of *j*.« (Hedström 2005: 44)

Zu den theoretischen Kernüberzeugungen der Entwicklungslinie von Jon Elster zu Peter Hedström gehört die DBO-Theorie: »Desires (D), beliefs

(B) and opportunities (O) are the primary theoretical terms upon which the analysis of action and interaction will be based.« (Hedström 2005: 38) Dieses DBO-Modell einer handelnden Person weist drei bedeutsame Schwächen auf, die zu einem theoretischen Neuansatz zwingen, will man ein sozialtheoretisch angemessenes Verständnis von Mechanismen gewinnen, das weniger stark an die Rational-Choice-Tradition gebunden ist.

1. Normwissen und Normen: Unter den Überzeugungen kann sich auch das Wissen über die Existenz von Normen befinden. Es gehört zum Belief-System, dass es in der Gesellschaft, in der z.B. der Autor lebt, die Norm gibt, bei Rot an der Ampel zu halten. Das kann man als *Normwissen* bezeichnen. Es kann weiterhin gewusst werden, wie streng die Einhaltung dieser Norm gehandhabt und wie sie rechtlich sanktioniert wird und welche Folgen es hat, eine Person zu sein, die diese Norm verletzt. Auch das ist Teil des Normwissens im weiteren Sinne, nämlich *Wissen über die Praxis der Normdurchsetzung*. Dieses Wissen zu besitzen, bedeutet aber nicht, diese Norm als Bestandteil seines Normsystems zu betrachten, es als für sich geltend anzusehen. Wenn eine Person eine Norm anerkennt, stellt sie ihre eventuell gegen die Normeinhaltung laufenden Wünsche wegen der legitimen Geltung dieser Norm und nicht wegen der drohenden Sanktionen zurück. Der nicht-konsequentialistische Sinn von Normen ist zwingend zu beachten. Das DBO-Modell kennt aber weder bei den Überzeugungen noch unter der Kategorie Wünsche einen Platz für Normen in diesem Sinne: als anerkannte und handlungsleitende Regeln.
2. Werte: In der DBO-Theorie fehlen auch Werte als evaluative Kategorien. Werte sind nicht identisch mit Wünschen und Präferenzen, sie legen vielmehr Standards der Beurteilung fest. Sie allein können ebenso wenig wie Überzeugungen Handlungen orientieren und motivieren. Wenn eine Institution als »ungerecht« bezeichnet wird, ist das mehr als ein Wissen über diese Institution, aber weniger als eine Norm. Mit dem Attribut »ungerecht« erhält das Faktum eine negative Kennzeichnung, die sich handlungsauffordernd auswirken kann. Es bedarf allerdings zusätzlich zu diesem Wert einer Norm, die besagt, dass Ungerechtes möglichst zu vermeiden ist, oder des Wunsches, Gerechtigkeit zu mehren, damit aus dem wertenden Urteil über eine Institution als »ungerecht« ein Entschluss zu einer Handlung werden kann.

3. Gelegenheiten: Hedström definiert sie wie folgt: »Opportunities, as the term is used here, describes a ›menu‹ of action alternatives available to the actor, that is, the actual set of action alternatives that exists independently of the actor's belief about them.« (Hedström 2005: 38–39) Gelegenheiten sind danach in der Welt gegebene Handlungsmöglichkeiten, unabhängig von den Überzeugungen der Handelnden. Wenn der Handelnde handelt, kann man dieses Handeln nicht als mentalen Vorgang erklären, sondern man zieht die Welt hinein – als Raum der Möglichkeiten. Das ist letztlich eine merkwürdige Vorstellung vom Handeln: Wenn »a constellation of desires, beliefs and opportunities« zum »cause of an action« erklärt wird (Hedström 2005: 39), ergäbe sich bei dieser Definition von Gelegenheiten ein Gegenüber aus zwei offensichtlich mentalen Zuständen und einer als objektiv angesehenen Menge an Handlungsalternativen, die kein mentaler Zustand sein soll. Alle drei Größen zusammen sind die gemeinsame Handlungsursache. In einer Fußnote heißt es bei Hedström: »Although opportunities exist independently of an actor's beliefs, they must be known to the actor and hence they can be said to influence actions via the beliefs of the actor.« (Hedström 2005: 39, FN 7) Auch Elster muss eine Brücke zwischen objektiven Möglichkeiten und Wissen des Akteurs herstellen: »In doing so, I adopt the implicit premise that the set of options the agent believes to be available to him coincides with the ›objective‹ opportunity set.« (Elster 2007: 165, FN 1) Nur wenn der Handelnde den objektiven Raum der Möglichkeiten kennt, ist eine konsistente Theoriebildung möglich, sie folgt dann den neoklassischen Konstruktionen in der Ökonomie. Da die Gelegenheiten, wie Elster wiederholt betont (Elster 1989a: 14–16; Elster 2007: 167–171), und dies ist die Erklärungslogik der gesamten Rational-Choice-Tradition, die weit wichtigere Erklärungskategorie darstellen als die Überzeugungen, werden die Handlungen vorwiegend aus den von den untersuchenden Wissenschaftler*innen behaupteten Handlungsspielräumen erklärt – statt sie durch die subjektiven Einschätzungen über die eigenen Möglichkeiten zu erklären. Elster hatte die Schwierigkeiten der Rational-Choice-Tradition in diesem fundamentalen Punkt schon 1989 klar gesehen: »Strictly speaking, there is something incongruous about explaining an action in terms of opportunities and desires. Opportunities are objective, external to a person. Desires are subjective and internal. We have no problem in understanding how external objects can act upon each other to produce an outcome,

nor in grasping the notion of purely psychic causality. It is less clear how objective and subjective elements can interact to produce an action. In fact, what explains the action is the person's desires together with his beliefs about the opportunities. Because beliefs can be mistaken, the distinction is not trivial.« (Elster 1989a: 20). In diesem Punkt muss jede allgemeiner gefasste Theorie der Mechanismen sich von der DBO-Theorie abwenden. Was ein Akteur als Handlungsmöglichkeit sieht, bestimmt seine Handlung und muss entsprechend als subjektive Wahrnehmung und Interpretation der Situation in sozialwissenschaftliche Erklärung eingehen.

2.4 Die soziologische Vorgeschichte: Parsons, Merton, Luhmann

Eine sozialtheoretische Tradition der Befassung mit Mechanismen reicht historisch weit hinter den analytischen Marxismus zurück. Meist wird Robert K. Mertons Konzept der »Theorien mittlerer Reichweite« als Ursprung der Mechanismusdebatte in der Soziologie ausgewiesen (Merton 1959). Jedoch hatte in diesem Konzept der Begriff Mechanismus keine systematische Funktion. Nur aufgrund der Gegnerschaft gegenüber zu hoch, zu allgemein, zu holistisch ansetzenden Sozial- und Gesellschaftstheorien ist verständlich, dass Merton in der analytischen Soziologie als Begründer mechanismenbasierter Ansätze angesehen wird. Merton trifft mit dem Konzept der Theorien mittlerer Reichweite den Stil und die Maßstäblichkeit einer bewusst auf Analytik setzenden Theoriebildung. Es geht der analytischen Soziologie nicht um umfassende oder integrative Begriffsgebäude oder historisch ausgreifende Gesellschaftstheorien, sondern um Sammlungen von einzelnen erklärungskräftigen Elementen. Dass diese Art der Theoriebildung sich mit dem Terminus Mechanismus verbindet, gibt Mertons Werk nicht vor.

In der Theorie von Talcott Parsons, Mertons Gegenüber, spielten Mechanismen dagegen eine systematisch tragende Rolle. In der strukturfunktionalistischen Theorie, die Parsons 1951 vorlegte, bezeichnet Mechanismus die dynamischen Elemente, die das Einhalten der Funktionsanforderungen des Systems beeinflussen. So heißt es in »The Social System«: »A mechanism as the term will here be used is an empirical generalization about motivational processes stated in terms of its relevance to the functional problems of

an action system.« (Parsons 1951: 6) Den Begriff Mechanismus übernimmt Parsons aus der allgemeinen naturwissenschaftlichen Sprache. Er sollte, übertragen in die soziologische Theorie, jeweils die dynamische Seite eines als Struktur beschriebenen Systems erfassen. Mechanismen der Kontrolle und der Sozialisation sorgen demzufolge dafür, dass die Motivationen der Gesellschaftsmitglieder auch den funktionalen Anforderungen entsprechen und auf diese bezogen werden. Mechanismen vermitteln nicht zwischen Ursache und Wirkung, sondern zwischen Personen und Systemanforderungen im Kontext einer Theorie sozialer Systeme. In der Systemtheorie Niklas Luhmanns tritt der Begriff der Mechanismen in etlichen Varianten auf, als »reflexive Mechanismen« (Luhmann 1970: 92–112; siehe auch: Schmitt, Florian und Hillebrandt 2006), als »symbiotische Mechanismen« (Luhmann 1981: 228–244) und als »Mechanismen soziokultureller Evolution« oder als »evolutionäre Mechanismen« (Luhmann 2017). Eine allgemeine Definition von Mechanismus findet sich gleichwohl: »Unter Mechanismus soll demgemäß eine funktional spezifizierte Leistung verstanden werden, deren bei Bedarf wiederholte Erbringung in einem System erwartet werden kann, so daß andere Einrichtungen sich darauf einstellen können. Mechanismen lösen Systemprobleme.« (Luhmann 1970: 92) Bei einer derartig offenen und allgemeinen Definition verwundert beinahe, dass der Begriff nicht weitaus häufiger genutzt wird (dazu: Greshoff 2015).

2.5 Daniel Little: Eine Methodologie der Sozialwissenschaften

Mit seinen »Varieties of Social Explanation« hat Daniel Little 1991 eine umfassende und integrative Methodologie mechanismenbasierter sozialwissenschaftlicher Forschung vorgelegt, die wesentliche Anregungen von Elsters Arbeiten bezog, aber dessen »Nuts and Bolts in the Social Sciences« (1989a) nicht eingearbeitet hatte. Bei Little steht am Anfang, ähnlich wie bei Elster, eine methodologische Auseinandersetzung mit Marx und dem Marxismus. Fast zeitgleich mit Elsters »Making Sense of Marx« (1985) legt Little »The Scientific Marx« (1986) vor, das in der Tradition des analytischen Marxismus steht. Im Unterschied zu Jon Elster, der seine Überlegungen eher in sozialpsychologischer, sozial- und politiktheoretischer Richtung ausbaute und die Methodologie zunehmend hinter sich ließ, entwickelt sich Little zum Theoretiker einer Philosophie der Sozialwissenschaften, die auf

materiale Beiträge zu bestimmten Forschungsgebieten weithin verzichtet. Daniel Little hat mit seinen Arbeiten, insbesondere zwei Monografien, im Übergangsfeld von Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaft auf die Diskussion eingewirkt, ohne selbst hinreichend als eigenständiger Theoretiker bemerkt zu werden. So stellt sein frühes Werk (1991) eine Brücke zwischen Soziologie und Politikwissenschaft dadurch her, dass es in King, Keohane und Verbas grundlegendem Methodologiebuch (1994) als einziges Beispiel für die Befürwortung des Mechanismenkonzepts kritisiert wird.

Daniel Little verfolgte eine eigenständige Konzeption des Begriffs kausale Mechanismen. In »Varieties of Social Explanation« plädierte er für die Verbindung von mechanismenbasierter Analyse, für die der Rational-Choice-Ansatz eine hervorgehobene Rolle hat, und qualitativ-interpretativer Forschung: »Causal analysis is legitimate in social science, but it depends upon identifying social mechanisms that work through the actions of individuals. Social causation therefore relies on facts about human agency, which both rational choice theory and interpretive social science aim to identify. It will be held, that rational choice theory and (to a lesser extent) interpretive social science provide accounts of the distinctive causal mechanisms that underlie social causation.« (Little 1991: 11) Die Verbindung der Theoriestränge gelingt dadurch, dass kausale Mechanismen als gesetzesartige Regelmäßigkeiten verstanden werden (und dadurch behaupten kann, dass es sich um eine kausale Erklärung handelt), dass die Wirkungsfähigkeit allein Individuen zugeschrieben wird, und dass auch sozialpsychologische und nicht-rational-kalkulierende Regelmäßigkeiten auftreten können. Individuen besitzen primär die Fähigkeit zu rational kalkulierendem Handeln: »First, the fact that agents are (often and in many circumstances) prudent and calculating about their interests produces a set of regularities encapsulated by rational choice theory – microeconomics, game theory, social choice theory.« (Little 1991: 18) Damit wird die Rational-Choice-Theorie als eine Theorie empirischer Regelmäßigkeiten interpretiert. Diese empiristische Interpretation von Rational Choice schafft für Daniel Little jenen Raum, den er braucht, um Theorien jenseits des Rational-Choice-Ansatzes aufzugreifen. Allerdings werden diese nur kurz benannt, fristen eher ein Randdasein im Gesamtaufbau der Arbeit. Im Unterschied zu Elster, der den Konstruktionscharakter des Rational-Choice-Vorgehens betont und daher in der Aufsprengung dieses Rahmens in Richtung nicht-rationalen Handelns den Weg zu kausalen Mechanismen geebnet hatte, bildet bei Little die empirische Regelmäßigkeit

die Brücke zwischen Rational-Choice-Ansätzen und anderen sozialwissenschaftlichen Ansätzen.

Daniel Little vertritt folgende Definition kausaler Mechanismen: »A causal mechanism is (i) a particular configuration of conditions and processes that (ii) always or normally leads from one set of conditions to an outcome (iii) through the properties and powers of the events and entities in the domain of concern« (Little 2011: 277). 2016 folgen auf diese Definition zwei weitere Begriffsbestimmungen, die einmal die Ursache A, dann aber wieder ein Set an Bedingungen angeben: »A social mechanism establishes a necessary connection between cause and effect (of some sort). A mechanism is a particular configuration of conditions that always leads from one set of conditions to an outcome.« (Little 2016: 191). Deutlicher wird Little kurz darauf: »So we can properly understand a claim for social causation along these lines: ›C causes E‹ means there is a set of causal mechanisms that convey circumstances including C to circumstances including E.« (Little 2016: 191)

Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob ein Prozess untersucht wird, der von einem ursächlichen Set an Bedingungen, nennt man sie die Ursachen C_1-C_n, zu E führt oder von einer Ursache C zu einer Wirkung E. Es geht hier nicht um die Frage der Zerlegbarkeit einer jeden als Ursache interpretierten Bedingung in Subelemente, sondern um die Frage, ob es eine benennbare Ursache gibt oder einen ganzen Raum von Faktoren, Ereignissen oder Aktivitäten, die als Ursache einzubeziehen sind. Mit Formulierungen wie »set of conditions« oder »circumstances including C« wird ein weiter Ausgangszustand angesprochen, der, vermittelt über kausale Mechanismen, Effekte hervorbringt. Von einem Bedingungsset oder einem Raum von Umständen gehen jedoch vielfältige Wirkungen aus, von denen wiederum etliche dazu beitragen können, dass der interessierende Effekt E entstanden ist. Es ist forschungspraktisch ein großer Unterschied, ob von einem Pfad zwischen einem sehr klar umgrenzten C und einem ebenso bestimmten E auszugehen ist oder von einem Ursachenfeld C_1-C_n, von dem Wege zu der Wirkung E oder gar einem Wirkungsfeld E_1-E_n führen, und ob dann noch ein bestimmtes C innerhalb des Ursachenfeldes als verantwortliche Ursache identifiziert werden kann und soll. Die Ursachenbestimmung als C oder als C_1-C_n hat nicht nur praktische Folgen. Sie ändert den Begriff des Mechanismus. Die Notwendigkeit, die »social necessity« (Little 2016: 191) von Mechanismen, erklärt sich daher, dass »whenever the conditions of the mechanism are satiesfied, the result ensues« (Ebd.). Danach besitzen auch die Mechanis-

men »Bedingungen«. Unklar ist nun, ob ein C diese Bedingung ist oder das Ursachenfeld C_1-C_n, oder ob man die Ursache C von spezifischen Auslösebedingungen (»trigger conditions«) des Mechanismus unterscheiden muss, denn Mechanismen können ja auch in anderen Fällen ausgelöst werden, in denen zwar ein C vorhanden ist, die Auslösebedingungen aber nicht mit C_1-C_n aus dem Untersuchungsfall identisch sind. Die scheinbar so einfache Frage, was als Ursache fungiert, wird bei Little nicht beantwortet, aber doch in ihrer Kompliziertheit transparenter dargestellt als in vielen anderen Darstellungen.

In seiner Monografie »New Directions in the Philosophy of Social Science« bindet Little (2016: 37–72) das Konzept kausaler Mechanismen in den Ansatz einer »actor-centered sociology« ein. Dieser von ihm entwickelte Ansatz soll verschiedene Strömungen der Soziologie zusammenführen, anknüpfend an die ebenfalls integrativen Bemühungen in seiner ersten Monografie. Die akteurzentrierte Soziologie muss allerdings noch integrativer ansetzen, denn die Ausgangslage in der Soziologie hat sich inzwischen geändert und ist für Little geprägt von drei Strömungen: der analytischen Soziologie als einer modifizierten Rational-Choice-Theorie, dem kritischen Realismus von Roy Bhaskar und Margaret Archer sowie der »assemblage theory«, denen sowohl Autoren wie Deleuze und Guattari als auch Bruno Latour zugerechnet werden. Für die deutsche Soziologie mag das eine befremdende Charakterisierung des Stands der Theorieentwicklung sein.

Neben dem Rational-Choice-Ansatz als Handlungstheorie steht der Kritische Realismus als Fortsetzung des Strukturalismus, während poststrukturalistische bzw. Arbeiten aus dem Umfeld der Science and Technology Studies unter dem Begriff »assemblage theory« gefasst werden. Ausgangspunkt einer auf Akteure bezogenen Sozialwissenschaft sind die Konzepte der Rational-Choice-Tradition, doch diese werden nur als Teilbereich der Analyse von Handlungsfähigkeit (agency) angesehen. Zielsetzung einer solchen akteurzentrierten Soziologie ist »a full theory of practical rationality« (Little 2016: 49), also eine Erweiterung des Rationalitätsverständnisses gegenüber dem Rational-Choice-Ansatz. Als umfassende Theorie praktischer Vernunft bleibt sie eine additive Konstruktion, dem Rational-Choice-Standard werden weitere Konzepte hinzugefügt, »embeddedness« (in Anlehnung an Granovetter), »performance« (Goffman) und »habit« (Bourdieu) sowie »norms« (aus der Parsonianischen Tradition des Homo Sociologicus), »cooperation« (Polanyi) und »trust« (Tilly) (Little 2016: 49–62). Eine Vorstellung dessen, wie sich die Konzepte zueinander verhalten und ob sie

ein vollständiges Set an erforderlichen Bausteinen bereitstellen, scheint zu fehlen. Bei aller Breite der Rezeption soziologischer Theorien und des Versuches, sie in einem Ansatz näher aneinander heranzuführen, fällt die schwache Rezeption der Behavioral Economics und damit sozialpsychologischer Mechanismen auf (Little 2016: 51). Die Zusammenstellung erinnert an die Elstersche Strategie der Erweiterung von Rational Choice oder an die Zusammenstellungen in der analytischen Soziologie. So können zwar Mechanismen-Listen erstellt werden, wie diese sich aber in einen systematischen Ansatz integrieren, wird nicht geklärt. In seiner Monografie aus dem Jahre 2016 legt Little eine solche (Beispiel-)Liste von kausalen Mechanismen vor (Little 2016: 193). Ohne systematischen oder typologischen Anspruch werden *neun* Bereiche benannt – »contention«, »collective action«, »organizational enforcement«, »norms and values«, »social communication«, »economic activity«, »government«, »state repression« und »system« –, denen jeweils zwischen drei und sechs soziale Mechanismen zugeordnet werden.

In diesen Bereichen werden allgemeine soziologische Grundbegriffe und spezifische Kategorien zu den Funktionssystemen von Ökonomie und Politik zusammengeführt, jedoch sind die genannten sozialen Mechanismen in ihrer Zuordnung und Skizzierung höchst problematisch. So heißt es unter ökonomischer Aktivität, dass Markt, Auktion und Vertrag, aber auch demokratische Entscheidungsfindung für diesen Bereich typische soziale Mechanismen seien. Verträge werden im ökonomischen Institutionalismus (Williamson 1985, 1996) extrem differenziert behandelt und können keineswegs als *ein* bestimmter Mechanismus vorgestellt werden. Die Benennung der demokratischen Entscheidungsfindung als Mechanismus im Bereich der Ökonomie verweist eher darauf, dass unterschiedliche Ordnungen ökonomischer Aktivitäten – von der reinen Marktwirtschaft bis zu einer demokratischen Planwirtschaft – erfasst werden sollen. Auch die Unterscheidung zwischen der Bereichs- und der Mechanismusebene wird aufgegeben, wenn Normen einmal als Bereich auftreten, zum anderen aber als Mechanismus im Bereich kollektiven Handelns (Little 2016: 193). Diese Auflistung kann aufgrund ihrer fehlenden Systematik nicht überzeugen und nährt zunächst eher Zweifel an der materialen Tragfähigkeit eines mechanismenbasierten Erklärens. Wenn klassische soziologische Begriffe zwar unter dem Titel Mechanismen ohne eine neue Systematik zusammengeführ werden, ist sowohl für die Anleitung empirischer Forschung als auch für die Weiterentwicklung soziologischer Theorie noch nicht viel gewonnen.

2.6 Charles Tilly

Für die Politikwissenschaft sind die Überlegungen Jon Elsters zum Mechanismusbegriff zunächst nicht von größerer Wirkung gewesen. Während seine politik- und verfassungstheoretischen Unterscheidung von »arguing« versus »bargaining« (Elster 1986c) breit aufgegriffen wurde, ist der Begriff Mechanismen nicht direkt von Jon Elsters Arbeiten in die Politikwissenschaft diffundiert. Vielmehr wirkte »Designing Social Inquiry« (King, Keohane and Verba 1994) durch seinen methodologischen Vereinheitlichungsdruck und die Ablehnung des Konzepts kausaler Mechanismen als Katalysator einer stärkeren Rezeption des Werkes von Jon Elster (George and Bennett 2004: 11–15). Damit war in der Politikwissenschaft die Beschäftigung mit kausalen Mechanismen in eine methodologische Debatte eingebunden. Die Entwicklung einer von methodologischen Fragen nicht absorbierten substantiellen Typologie kausaler Mechanismen, wie es die analytische Soziologie versuchte, fehlt weitgehend. Zudem wird in der Politikwissenschaft die Rede von Variablen und Faktoren fortgeführt. Die politikwissenschaftliche Diskussion kausaler Mechanismen folgt daher nicht Elsters Sozialtheorie mit ihrer Toolbox von Mechanismen, die diverse politische Ereignisse und Situation erklären helfen soll.

Anregungen für die materiale Arbeit mit dem Konzept kausaler Mechanismen kamen dagegen von Charles Tilly, einem Autor, der mit Arbeiten zu Krieg, Staat, Demokratisierung, sozialen Protesten und Bewegungen im Überschneidungsfeld von Soziologie, Politikwissenschaft und Geschichtswissenschaft hervorgetreten ist (u.a. Tilly 1990, 2002, 2003, 2007, 2008b). Er hat die für die Politikwissenschaft relevantesten Beiträge zu einer mechanismenbasierten Forschungspraxis geliefert. Tilly versuchte zudem in einer Reihe von Arbeiten auch die methodologischen Fragen einer historischen Soziologie, eines prozessorientierten Erklärens und der Verwendung des Begriffs Mechanismus zu klären (u.a. Tilly 1984, 2008a). Tilly schließt dabei nicht an Elster, sondern an die ältere soziologische Diskussion bei Arthur Stinchcombes an, dem die Sammlung methodologischer Schriften »Explaining Social Processes« (Tilly 2008a) auch gewidmet ist. Er entwickelt eine für die historische Soziologie (Spohn 2005) geeignete Form von prozessorientierter Forschung, in der der Mechanismenbegriff einen festen Platz hat. Dabei folgt seine Methodologie den Erfahrungen in der eigenen Forschung zu Krieg, Revolutionen, Staatsentwicklung und Protestereignissen, sozialen Bewegungen, Revolutionen, Demokratisierungsprozessen

und schließlich allen Formen von konflikthaften Auseinandersetzungen (»contentious politics«, Tilly and Tarrow 2007).

Den größten Einfluss auf die Politikwissenschaft hatte das von Charles Tilly gemeinsam mit Doug McAdam und Sidney Tarrow verfasste Buch »Dynamics of Contention« (2001), das in der Protest- und Bewegungsforschung breit rezipiert wurde. Zentral für diesen Erfolg war der Übergang von einer statischen zu einer dynamisch-prozessualen Herangehensweise und die Abkehr von generell gefassten Theorien und Ansätzen zugunsten von detaillierteren Analysen. Konzeptionell beruht dieses Buch auf drei Begriffen:

- Mechanismen (ohne Zusatz von kausal oder sozial) werden als Klasse von Ereignissen definiert: »Mechanisms are a delimited class of events that alter relations among specified sets of elements in identical or closely similar ways over a variety of situations.« (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 24) Die Regelmäßigkeit der Effekte über verschiedene Situationen und historische Kontexte hinweg macht das Charakteristische dieser Klasse von Ereignissen aus.
- Prozesse sind Sequenzen solcher Ereignisse, also mit Regelmäßigkeit auftretende Ereignisketten: »Processes are regular sequences of such mechanisms that produce similar (generally more complex and contingent) transformations of those elements.« (Ebd.) Es ist die Regelmäßigkeit, die die Definition bestimmt, während der Definitionsteil zu Elementen und Relationen offengehalten ist.
- Episoden sind Kombinationen aus zwei oder mehreren Prozessen (Ebd.: 28), auch sie sind »connected sets of events« (Tilly 2008a: 138), wie z.B. die Julirevolution in Paris 1789 (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 28). »Episodes are continuous streams of contention including collective claims making that bears on other parties‹ interests.« (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 24)

Episoden bilden einen Zusammenhang von Prozessen. Prozesse bezeichnen den Zusammenhang von Mechanismen, womit Mechanismen die Basiseinheit bilden als Typ von Ereignissen mit bestimmter Wirkung. Doch wenig später wird die Unterscheidung zwischen Mechanismen und Prozessen rückgängig gemacht bzw. für arbiträr erklärt: »Mechanisms selden operate on their own. They typically concatenate with other mechanisms into broader processes. Processes are frequently recurring causal chains, sequences, and combinations of mechanisms. … Mechanisms and processes form a continuum. It is arbitrary, for example, whether we call brokerage a

mechanism, a family of mechanisms, or a process.« (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 27) Damit wird leider auch die Brauchbarkeit der dreiteiligen Temporalbegrifflichkeit relativiert. In einer späteren Veröffentlichung (Tilly 2003: 22) wird zwar begründet, warum z.B. »brokerage« im Laufe der Untersuchung einmal als Mechanismus und dann wieder als Prozess bezeichnet wird, was an der erforderlichen Sensibilität für die historische Einzelanalyse liege. Zur begrifflichen Klärung trägt dies aber nicht bei.

Die Definition aller drei Begriffe als spezifische Klassen von Ereignissen, die sich wiederholende gleichmäßige oder ähnliche Wirkungen erzeugen, verdeutlicht, dass der von Tilly verfolgte mechanismenbasierte Ansatz zwar gegen ein Gesetzes-Verständnis von Kausalität und Wissenschaftlichkeit gerichtet ist, doch weiterhin die *regelmäßige Wirkung* zentral ist. Die prozessorientierte historische Soziologie scheidet jene Ereignisse, die Regularität mit sich bringen, von jenen, die dies nicht tun. Dadurch wird ideografische historische Forschung von soziologischer Forschung geschieden. Nur was Regularitäten aufweist, ist soziologie- und politologiefähig. Allein die Einheiten der Regularität werden kleiner angesetzt. Nicht Kriege, Revolutionen und Demokratisierung weisen Regelmäßigkeiten auf, sondern Ereignisse und Verkettungen von Ereignissen innerhalb von Kriegen, Revolutionen etc. Eine Episode ist dann eine konkrete historische Untersuchungseinheit, die mit anderen Episoden daraufhin verglichen wird, ob es in ihnen in der Wirkung gleichgerichtete Ereignisse (Mechanismen) oder Ereignisketten (Prozesse) gibt.

Problematischer als diese Regularitätszentrierung ist aber die Definition von Mechanismen als Klasse von *Ereignissen* und von Prozessen als Verkettung von Ereignissen. Denn wenn es die Ereignisketten sind, die eine bestimmte regelmäßig auftretende Wirkung erzeugen, ist der Zusammenhang zwischen den Ereignissen, die Kette selbst, nicht kausal erklärt. Warum sollten Ereignisse selbst Mechanismen darstellen? Bei der Vorstellung der Differenzierung von drei grundlegenden Mechanismustypen spielt die Ineinssetzung von Mechanismus und Ereignis auch eine Rolle. »*Environmental mechanisms*« sind dadurch definiert, dass extern generierte Einflüsse wie Ressourcenerschöpfung oder erhöhter Ressourcenzufluss das soziale Leben mitbestimmen (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 25). Empirische Arbeiten sollen möglichst darauf verzichten, diese Mechanismenart heranzuziehen. Im Zentrum der Erklärung sollten vielmehr die internen Dynamiken konflikthafter Prozesse stehen. »*Cognitive mechanisms*", der zweite Typ, »operate through alterations of individual or collective perception«

(Ebd.: 26). Veränderungen individueller oder kollektiver Wahrnehmungen beruhen auf kognitiven Mechanismen und führen dann zu Handlungen von Individuen und Kollektiven und damit auch zu anderen Ereignissen. Ereignisse öffentlicher Solidarität bei einer Demonstration werden als Ereignis *und* als kognitiver Mechanismus zugleich verstanden (siehe zu wissensbezogenen Mechanismen auch: Heinelt 2016, 2019). Deshalb werden in dem später präsentierten Konzept kausaler Mechanismen McAdams, Tarrows und Tillys kognitive Mechanismen als *elementare Perzeptionsmechanismen* zwar berücksichtigt, aber nicht mit Ereignissen wie z.B. Demonstrationen identifiziert werden.

»Relational mechanisms«, der dritte Typ von Mechanismen, verändern die Beziehungen zwischen Gruppen der Bevölkerung und zwischen sozialen Netzwerken (Ebd. 26). Sie kommen dem nahe, was hier später *elementare Interaktionsmechanismen* heißen wird. Relationalität, wie sie im letzten Mechanismentyp angesprochen ist, bestimmt die Sicht auf individuelle und kollektive Akteure: Diese sind bestimmt durch ihre (auch wechselnde) Position in sozialen Netzwerken und Auseinandersetzungen. Mit dieser Betonung von Relationalität soll eine Theorie sozialer Konflikte begründet werden, die sich nicht nur gegen Rational-Choice-Theorien, sondern auch gegen einen phänomenologischen Kulturalismus richtet, der Veränderungen bei den Konstruktions- und Interpretationsleistungen individueller Akteuren beginnen lässt (McAdam, Tarrow and Tilly 2001: 57). Dagegen sei es notwendig zu beschreiben und zu erklären, »how collective representations change, how collective states of consciousness produce their effects on contentious interaction, and to examine contentious interaction as a constitutive site in the formation of actors and identities« (Ebd.). Perzeption und Interpretation werden nicht bis auf die Ebene einzelner Akteure verfolgt, sondern *kollektiven* Bewusstseinszuständen zugerechnet.

Diesem Weg wird im Weiteren nicht gefolgt. Denn die Wirkung kollektiver Repräsentationen auf Konflikthandeln bleibt ohne Perzeptionen auf der Seite individueller Akteure ein Mysterium. Der Begriff »Dritter Stand« z.B. hat sich in der Französischen Revolution verbreitet, zuhauf kommt er in den Flugschriften vor. Dies übersetzt sich dadurch in Protesthandeln, dass viele einzelne Personen je für sich auf diesen Begriff aufmerksam werden, ihn perzipieren als ein affektuell höchst attraktives, da aggressives Zeichen gegen die Eliten, oder ihn intellektuell als angemessene Kategorie für die eigene Person und Lage einschätzen, oder ihn vielleicht ambivalent sehen, aber seine Nutzung für strategisch sinnvoll erachten, weil er eine größere Mo-

bilisierungschance bietet als andere Begriffe. All das verweist auf Perzeptions- und Handlungsmechanismen auf der Ebene einzelner Akteure. Diese Akteure überführen die Wahrnehmungen des Ausrufes »Dritter Stand« in ein individuelles Äußerungshandeln, in dem sie sich diesem Stand zuzurechnen behaupten. Jede Kommunikation, in der eine solche Verbindung zwischen eigener Person und dem Wort »Dritter Stand« gezogen wird, ist Bestandteil eines neuen Selbstverständnisses dieser Person, und über die Kommunikationen vieler Menschen untereinander bei verschiedensten Gelegenheiten kommt es zur sich wechselseitigen bestärkenden Ausbildung einer neuen kollektiven Identität, die anschließend als Parole bei Protestmärschen zum Ausdruck gebracht wird. Es bereitet mithin keine Schwierigkeit, die Perzeption eines Begriffes auf der Ebene individueller Akteure zu begreifen und sowohl seine Bestimmtheit durch öffentliche Äußerungen oder Schriften als auch seine Wirkung auf kollektives Protesthandeln zu analysieren. Den Schritt zur Etablierung einer besonderen Ebene kollektiver Repräsentationen als regulärer Ebene der Untersuchung ist nicht erforderlich und bestenfalls forschungspraktisch zu begründen.

Die Liste der bei Tilly und Mitautoren genannten Mechanismen ist lang und umfasst: identity shift, identity formation, polarization, radicalization, repression, brokerage, category formation, certification/decertification, competition for power, opportunity spirals (so in: McAdam, Tarrow and Tilly 2001). Für die Erklärung von Demokratisierungsprozessen wird z.B. eine ganze Seite an Mechanismen bzw. Prozessen genannt, die auf einer Meso- oder Makroebene von sozialen, ökonomischen und politischen Entwicklungen angesiedelt sind, aber eher Teilentwicklungen oder Entwicklungsschritte beschreiben, z.B. »disintegration of existing trust networks« oder »bureaucratic containment of previously autonomous military forces«, hingegen keine Wirkungsbeziehungen (Ebd.: 275). Dass die Skalierung von Mechanismen für Tilly ein ungelöstes Problem gewesen ist, zeigt sich daran, dass in »Coercion, Capital, and European States, AD 990–1992« »brokerage« noch als Bezeichnung für eine ganze geschichtliche Periode verwendet wird, »an era (roughly 1400 to 1700 in important parts of Europe) when mercenary forces recruites by contractors predominated in military activity, and rulers relied heavily on formally independent capitalists for loans, for management of revenue-producing enterprises, and for installation and collection of taxes« (Tilly 1990: 29), später aber nur ein einzelner, in verschiedenen historischen Phasen auftretender Mechanismus ist. Die Definition von Mechanismus als Ereignis mag einer Prozessorientierung zuarbeiten. Die

zentrale Aufgabe des Mechanismenbegriffs ist aber, kausale Verknüpfungen zwischen Ereignissen herzustellen.

2.7 Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf

Die Arbeiten von Renate Mayntz und Fritz W. Scharpf zur Theoriebildung und Methodologie in den Sozialwissenschaften werden meist mit der Entwicklung eines Ansatzes, des »akteurzentrierten Institutionalismus«, identifiziert. Für die Profilierung des Forschungsprogramms des 1985 mit Renate Mayntz als Gründungsdirektorin gebildeten und später lange von Mayntz und Scharpf gemeinsam geleiteten Kölner Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung stellte die 1995 publizierte Vorstellung des Akteurzentrierten Institutionalismus einen zentralen Schritt dar (Mayntz und Scharpf 1995). Der Erfolg dieses Ansatzes dürfte jedoch dazu beigetragen haben, dass weitere konzeptionelle Beiträge und Suchbewegungen nicht mehr mit gleicher Aufmerksamkeit wahrgenommen wurden. Das gilt insbesondere für die zwischen 2000 und 2005 erfolgten Versuche, den Mechanismenbegriff zu etablieren und in ihm die gesuchte Art sozialwissenschaftlichen Erklärens kulminieren zu lassen. Immerhin zwei Sammelbände aus dem Kölner Institut trugen den Begriff im Titel (Mayntz 2002a; Ganghof und Manow 2005), und in Renate Mayntz‹ Arbeit »Sozialwissenschaftliches Erklären« (2009) findet sich ein im Jahre 2005 erstveröffentlichter Aufsatz zu sozialen Mechanismen.

Renate Mayntz hatte sich neben materialen Arbeiten zur Organisations- und Verwaltungssoziologie, zur Planungs-, Steuerungs- und Governance-Debatte sowie zu technischen Infrastrukturen und zur Entwicklung von Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen immer auch mit methodischen und methodologischen Fragen beschäftigt (siehe ihr Lehrbuch: Mayntz, Holm und Hübner 1969). Dabei hat sie – aus der Chemie kommend – die naturwissenschaftliche Literatur zur Methodologie und Logik des Erklärens rezipiert (Leendertz und Schimank 2019: 88). Das Interesse an der Beschreibung und Erklärung einzelner überraschender Ereignisse sowie an der Analyse von Prozessen und Prozessverläufen bilden dabei eine Kontinuitätslinie, die ältere Arbeiten zur Methodologie (Mayntz 2019a, ursprünglich 1985) und zu »eigendynamischen Prozessen« (Mayntz und Nedelmann 1987) mit den Schriften zum akteurzentrierten Institutionalismus

und dem Mechanismenkonzept bis in die jüngsten Reflexionen darüber, wie Finanzmarktkrisen sozialwissenschaftlich zu analysieren sind (Mayntz 2019b), verbindet. 1985 hatte Mayntz in einem Aufsatz (2019a) die analytische Wissenschaftstheorie, der sie in ihren methodologischen Schriften folgte, wegen ihrer geringen Passfähigkeit und Nutzbarkeit bei typischen Forschungsproblemen der Sozialwissenschaften kritisiert. Um komplexe Kausalzusammenhänge mit einer Vielzahl an Variablen oder komplexe Phänomene jenseits der Ebene individuellen Verhaltens wie z.B. Organisationen zu erforschen, Hypothesen zu generieren oder zunächst einmal Beschreibungen von neuen Untersuchungsfeldern anzufertigen und schließlich eine gegenstandsnahe, auf mittlerem Abstraktionsniveau ansetzende Theorie zu entwickeln, komme man, so ihre These, forschungspraktisch mit den Regeln des empirisch-analytischen Ansatzes nicht weit. Die Lösung liege in der Erneuerung oder mindestens Erweiterung der Forschungsziele, wobei sie den Begriff System für komplexe Phänomene verwendet: »Was wir bei der Analyse von Systemen suchen, sind nicht in erster Linie Beziehungen zwischen Ereignissen oder Kovariationen, sondern Aussagen über komplexe Mechanismen.« (Mayntz 2019a)

In einem Gespräch mit Ariane Leendertz und Uwe Schimank im Jahre 2018 kommentiert Renate Mayntz ihre damalige und auch weiter bestehende Skepsis gegenüber der *ausschließlichen* Suche nach Regelmäßigkeiten und Verallgemeinerungen und betont die Forschungsarbeit der kausalen Rekonstruktion bzw. des Process Tracing: »Man will schon verallgemeinern, aber der Preis für die Verallgemeinerung ist immer, dass man das Explanandum sehr abstrakt fassen muss und auf der Seite der unabhängigen Variablen reduziert – im Unterschied zu historischen Konstruktionen, die eine Fülle an bedeutsamen Faktoren einbeziehen, aber dann vielleicht nur auf einen einzigen Fall passen. Man muss unterscheiden zwischen der Erklärung eines einzelnen Falles durch Subsumtion unter ein allgemeines Gesetz und seiner Erklärung durch kausale Rekonstruktion. Bei der kausalen Rekonstruktion, dem process tracing, identifiziert man einen Pfad, der über viele Verzweigungsstellen gelaufen ist, an denen es auch anders hätte weitergehen können.« (Mayntz in: Leendertz und Schimank 2019: 86).

Diese Verbindung von kausaler Rekonstruktion, Prozessorientierung und Mechanismen findet sich auch in Mayntz' Resümee zu einer Vortragsreihe in den Jahren 2000 und 2001, die sich auf die Theoriefähigkeit makrosozialer Analysen bezog. Hier werden die Arbeiten von Swedberg und Hedström (1998), Peter Hall (2003) und auch des philosophischen Diskus-

sionsstranges (Machamer, Darden and Craver 2000) rezipiert und zu einer Konzeption von Mechanismen verdichtet, in der diese als »wiederkehrende Prozesse, die bestimmte Ursachen mit bestimmten Wirkungen verbinden«, definiert werden (Mayntz 2002b: 24, ähnlich Mayntz 2009: 100). Prozessualität und Mechanismen rücken begrifflich aneinander: »Wichtiger ist jedoch, dass Mechanismen verallgemeinerte Wirkungszusammenhänge darstellen, während ein konkreter Prozess auch einmalig sein kann« (Ebd., 25). Prozesse können kausal rekonstruiert werden, Mechanismen sind dann ein Mittel der Prozesserklärung (Mayntz 2016). Es ist allerdings erforderlich, so die Zielrichtung eines zuerst 2005 veröffentlichten Aufsatzes (Mayntz 2009: 97–121), einen »disziplinierteren Gebrauch des Konzepts des sozialen Mechanismus« vorzunehmen (Ebd.: 99), als dies bisher geschehen sei. Einzigartige historische Kausalketten seien keine Mechanismen, der Begriff sei zu reservieren für »verallgemeinernde Kausalaussagen« (Ebd.: 101). Diese Differenzierung zwischen Kausalkette als einmaligem Prozessverlauf und Mechanismus als verallgemeinerndem Kausalaussagen ist fundamental. Auf dieser begrifflichen Basis kann die Rekonstruktion der Ursachen eines Explanandums den Prozessverlauf nachzeichnen und Mechanismen als wiederkehrende Elemente solcher Prozessverläufe mit Erklärungskraft identifizieren. Diese Prozessorientierung zwingt dazu, sich gänzlich von der Vorstellung von Mechanismen als intervenierenden Variablen zu lösen, denn: »Intervenierende Variablen sind keine prozesshaften Verknüpfungen.« (Mayntz 2009: 105). In der Variablenlogik geht es darum, die erklärte Gesamtvarianz durch Hinzuziehung weiterer Variablen zu erhöhen, nicht um die Rekonstruktion von Prozessen.

Mayntz grenzt sich nicht nur von einem Mechanismenverständnis ab, das sich der Variablenlogik bedient, sie geht auch in der Diskussion der analytischen Soziologie und des Colemanschen Makro-Mikro-Modells über dessen Bindung an die Rational-Choice-Theorie hinaus und sieht sogar Anschlussmöglichkeiten zum interpretativen Paradigma. »Eine mit Mechanismen arbeitende Erklärung ist mit unterschiedlichen Handlungstheorien kompatibel.« (Mayntz 2009: 109). Diese handlungstheoretische Öffnung ist leitend für die hier vorgestellte Version eines mechanismenbasierten Erklärens. Mayntz weicht zudem den methodologischen Individualismus der Rational-Choice-Tradition auf und fordert die Einbeziehung von Strukturen und Institutionen als Erklärungsfaktoren. Die Frage, ob es dadurch unterschiedliche Typen von Mechanismen gebe: institutionelle und individuelle, wird nicht direkt beantwortet, hier scheint die Vorstellung eines

Zusammenspiels von strukturellen und institutionellen Bedingungen sowie individuellem und kollektivem Handeln vorzuherrschen. Einerseits werden die »relational mechanisms« von McAdam, Tarrow und Tilly (2001) als Möglichkeit gesehen, Strukturen und Institutionen einen prominenten Platz im Theoriegefüge einzuräumen. Andererseits findet sich eine Formulierung, die es erlaubt, die Wirkung von Institutionen über das individuelle Handeln zu identifizieren: »Wenn das Explanandum ein Makrophänomen oder der Zusammenhang zwischen zwei Makrophänomenen ist, …, besteht demnach die wichtigste kognitive Herausforderung darin, die strukturellen und institutionellen Merkmale zu identifizieren, die die Handlungen der verschiedenen Akteure so ›organisieren‹, dass der Makroeffekt erzeugt wird.« (Mayntz 2009: 112). Die Akteure erzeugen den Makroeffekt, nicht die Institutionen, diese wirken durch die Akteure. Da Mayntz im Sinne einer (modularen) Erklärung eines Makrophänomens mittels mehrerer Mechanismen auch psychologische Mechanismen anerkennt (Ebd.: 116), gibt es Anknüpfungspunkte für eine akteurzentrierte Fortführung des Mechanismenansatzes, doch sie legt sich nicht auf diese zweite Lesart fest.

Die methodologische Debatte über die angemessene Art des Erklärens führt nicht weiter, solange keine hinreichend spezifizierten Vorstellungen von der Art der zu identifizierenden Mechanismen bestehen. Mayntz weist darauf hin, dass Mechanismen, damit sie nicht zu einer rein formalen Soziologie ohne Erklärungswert für konkrete Themenfelder führen, nicht vollkommen allgemein gefasst sein können. Zugleich müssen sie aber so allgemein sein, dass sie in mehreren Themenfeldern nutzbringend für Erklärungsversuche werden (Mayntz 2009: 115). Dieses mittlere Niveau an Spezifik und Allgemeinheit finde sich aber leider, so Mayntz, im Wesentlichen nur in der Spieltheorie. In etwas anderer Weise sei auch in der Untersuchung kollektiven Verhaltens dieses Theoretisierungsniveau zu finden. Da die Spieltheorie viele Konstellationen zwischen Akteuren aber nicht mehr mathematisch mit rationalen Lösungsmöglichkeiten abbilden kann, besteht ein Defizit an benennbaren sozialen Mechanismen für die Werkzeugkiste mechanismenbasierten Erklärens (Ebd. 117). Der Versuch, eine »mechanismenorientierte Regierungslehre« zu entwickeln (Manow und Ganghof 2005: 17), mündete angesichts der Schwierigkeiten, jenseits der Spieltheorie überhaupt hinreichend allgemeine Mechanismen zu finden, in dem Aufruf, »die Anwendung des Rationalwahlansatzes in der deutschen Regierungslehre voranzutreiben« (Ebd. 11), womit ein analoger Pfad wie in der analytischen Soziologie beschritten wurde: zurück in die

Üblichkeiten des Rational-Choice-Modells. Diesen Weg ist das Teilgebiet der Regierungslehre in Rezeption der American Politics in der Folge auch gegangen, allein der Mechanismenbegriff ›verschwindet‹ hinter der Anwendung der Rational-Choice-Modelle. Die uneinheitliche Verwendungsweise des Mechanismenbegriffs in der soziologischen Literatur und die Schwierigkeit, eine auch für detaillierte Prozessrekonstruktionen geeignete Liste an Mechanismen zusammenzustellen, wird dazu beigetragen haben, dass der Versuch der Propagierung eines mechanismenbasierten Erklärens Mitte der 2000er Jahre abgebrochen wurde. Ähnlich verlief auch der Versuch, den Terminus »analytical narratives« zu etablieren (Bates et al. 1998), weil nur auf Spieltheorie als Instrumentenpool für die sozialwissenschaftliche Analyse verwiesen werden konnte (vgl. die Kritik bei Elster 2000b).

Vor dem Hintergrund der eigenen Forschungen zur Finanzmarktkrise 2008 hat Renate Mayntz ihre Reflexionen zum Begriff der Mechanismen und der Bedeutung der Einzelfallanalyse jedoch fortgesetzt (Mayntz 2019b, 2020). In »Causal Mechanism and Explanation in Social Science« greift sie vor allem die Verwendungsweise des Mechanismenbegriffs in makrosoziologischen Studien an, die Großphänomene wie Globalisierung oder Ungleichheit mit Listen von Mechanismen zu erklären suchen, die selbst größere makrosoziale Zusammenhänge darstellen. Auf diese Weise werde mit dem Mechanismenbegriff gerade das detaillierte Studium der historischen Ereignisse ausgeschaltet, also das Gegenteil dessen, was mit der Verbindung von Prozessualität, kausaler Rekonstruktion und Mechanismenbegriff beabsichtigt war: »To construe a given historical event as a case in a more general, abstract conceptual category means to neglect the details of ist explanation. By designating a mechanism by a substantive, such as revolution, diffusion or cooperation, the causal link between initial conditions and the outcome remain hidden. To speak of mechanisms in this way is a theoretical short-cut; it refers to a complicated process without detailing it.« (Mayntz 2020: 6–7) Ein zu hoher Abstraktionsgrad von Mechanismen ist strikt zu vermeiden, die Zielsetzung muss lauten, die Prozesse detailliert zu analysieren, um sie verstehen und erklären zu können.

In der Herleitung ihrer Kritik trägt Mayntz noch einen Baustein zur Modularität von Mechanismen bei, der über das Konzept der Modularität bei Fritz W. Scharpf, das anschließend vorgestellt wird, hinausgeht: die *Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*. Großereignisse wie die deutsche Vereinigung oder die Finanzmarktkrise zeichnen sich durch gleichzeitige Prozesse auf mehreren politischen Ebenen aus: regional, national, europäisch, interna-

tional. Das Großereignis selbst kann daher nicht als Ergebnis einer kausalen Kette von einem Anfangszustand als Sequenz miteinander verbundener Ereignisse erklärt werden. Zwar folgen einzelne dieser Prozesse einer solchen Sequenzlogik, aber es kommt auf das Zusammenwirken der verschiedenen Ebenen an. Zudem ist ein sehr hoher Grad an Kontingenz gegeben: Es ist nicht absehbar, wann und wie Ereignisse auf den verschiedenen Ebenen aufeinander bezogen werden. Mayntz scheint aus der Gleichzeitigkeit unterschiedlichster Prozesse und der Kontingenz ihres Zusammenwirkens ein generelles Argument gegen die heutige Verwendung des Mechanismenbegriffs zu entwickeln. Ihre Überlegungen können aber auch als Korrektiv einer allzu linearen Vorstellung von ›kausaler Kette‹ genutzt werden: Eine modulare Erklärung muss zunächst die einzelnen Ebenen über eine Kombination von Mechanismen erklären und zudem die Verbindung der Ebenen auch noch einmal als Kombination der Kombination von Mechanismen. Sicher wird eine solche Erklärung auf Zufälle, überraschende Kontexteffekte und eine hohe Kontingenz im Zusammenwirken der Ebenen treffen, doch kann das über generalisierte Erklärungsformen (via Mechanismen) nicht zu Fassende auf diese Weise genauer eingegrenzt werden.

Deutlich wird jedoch die hohe Bedeutung der Erklärung des Einzelfalls für Renate Mayntz. Vor allem drei Gründe sprechen für eine Hinwendung zum Einzelfall, erstens das Auftreten überraschender Ereignisse von enormer Tragweite, zweitens die Rolle einzelner Personen in Entscheidungspositionen und drittens der Grad, in dem Erklärungen intellektuell zu überzeugen vermögen (Mayntz 2019b). Etliche Ereignisse von Bedeutung sind *überraschend*. Man hatte sie weder in der allgemeinen Öffentlichkeit noch in den Sozialwissenschaften so erwartet. Die gängigen Zukunftsszenarien, Zukunftsmodelle oder Prognosen treffen gerade nicht zu. Renate Mayntz sieht die Gründe für solche Überraschungen in »unausgesprochenen Stabilitätserwartungen« (Mayntz 2019b: 299), in verfehlten Theorien und in der übermäßigen Konzentration auf die Suche nach Regelmäßigkeiten, die sich als Allgemeinaussagen formulieren lassen (Ebd.: 300). Eine stärker dem Einzelfall zugewandte Forschung könnte dazu beitragen, dass Sozialwissenschaften nicht derart häufig und grundlegend überrascht werden wie bei der deutschen Wiedervereinigung und der friedlichen Revolution, dem Brexit, der Weltfinanzkrise oder der Wahl Donald Trumps. Würde man stärker auf kausale Rekonstruktionen setzen, ließe sich aus der Analyse einmaliger Prozesse mitsamt ihren Verzweigungen ein prospektiv nutzbares Wissen gewinnen, mit all den Begrenzungen, denen Zukunftswissen

immer unterliegt: So könnten zukünftige Entwicklungen als Abfolge von Entscheidungsalternativen (Verzweigungen) bei einer Anzahl an Akteuren modelliert werden (Ebd.: 312).

Bei der kausalen Rekonstruktion von politischen Prozessen mitsamt den vielen Verzweigungsstellen, an denen die Entwicklung die eine oder andere Richtung nehmen kann, kommt man, so das zweite Argument, an *Entscheidungen einzelner Personen* nicht vorbei, wie Brexit, Flüchtlingskrise oder die Trump-Präsidentschaft zuletzt gezeigt haben: »Die Wirksamkeit des Handelns einzelner Individuen hängt von ihrer Verfügbarkeit über Ressourcen und der Folgebereitschaft anderer Akteure in einem strukturierten Ganzen ab; das gilt für den charismatischen Führer, der eine Revolution auslöst, ebenso wie für den Regierungschef, der eine überraschende einsame Entscheidung trifft. Ereignisse, in denen das Handeln eines einzelnen Individuums unerwartet ein Ereignis auf der Makroebene eines abgegrenzten Handlungssystems auslöst, sind eher Gegenstand historischer Analysen, die gelegentlich abschätzig als ›Great Men History‹ bezeichnet werden. Eine Wissenschaft, der es vordringlich um Verallgemeinerbares, um soziale Regularitäten geht, tut sich schwer mit Ereignissen, die die Folge des willkürlichen Handelns Einzelner in strategischen Positionen sind.« (Mayntz 2019b: 305) Ohne auf das Entscheiden dieser einzelnen Personen einzugehen, ist keine Erklärung dieses einzelnen Falles möglich. Auf Regularität basierende Erklärungsformen fehlt aber theorieintern ein Ort für das Verhalten einzelner Personen. Will man den Einzelfall verstehen, genügt der Rekurs auf Regelmäßigkeiten oder abstrakte Zusammenhänge nicht, weil es gilt, auch das einzelne Entscheidungsverhalten noch erklären und nachvollziehen zu können.

Das leitet über zum dritten und entscheidenden Argument: die *intellektuelle Überzeugungskraft von Erklärungen*: »Die methodischen Ansätze des process tracing beziehungsweise der schrittweisen kausalen Rekonstruktion entsprechen dem Verlangen nach einer intellektuell befriedigenden Einzelfallerklärung. Sozialwissenschaftliche Theorien, die Wirtschaftskrisen, Revolutionen oder Unfälle in soziotechnischen Systemen erklären wollen, machen generalisierende Aussagen über eine Kategorie von Fällen und sind deshalb auf einem so hohen Abstraktionsniveau formuliert, dass sie zwangsläufig viele für ein bestimmtes Ereignis mitverantwortliche Faktoren vernachlässigen. … Umgekehrt lässt sich aus bekannten methodologischen Gründen die kausale Rekonstruktion eines einzelnen, konkreten Ereignisses nicht in eine Allgemeinaussage überführen. … Deshalb bleibt der Versuch,

Ereignisse von großer Tragweite nomologisch-deduktiv zu erklären, indem man sie einer Allgemeinaussage über das Entstehen von Terroranschlägen, Finanzkrisen oder Wahlergebnissen subsumiert, intellektuell unbefriedigend.« (Mayntz 2019b: 305–306)

Auch für Fritz W. Scharpf ist die Frage des Allgemeinheitsniveaus sozialwissenschaftlicher Aussagen das grundlegende Problem (zur Biografie und Theorieentwicklung: Hepp und Schmidt 2017). Die Abwendung von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten teilt er mit Renate Mayntz und entfaltet in »Interaktionsformen. Akteurzentrierter Institutionalismus in der Politikforschung« (Scharpf 2000) eine stark auf die Spieltheorie gründende Konzeption von Mechanismen. In seinen methodologischen Vorbemerkungen erörtert Fritz W. Scharpf das Konzept der Kausalmechanismen anhand der Arbeiten von Daniel Little und Jon Elster (Scharpf 2000: 65–72). Wie bei anderen Autoren auch motiviert die Ablehnung deduktiver Großtheorien mit dem Ziel der Identifikation gesetzesähnlicher Regelmäßigkeiten und probabilistischer Erklärungen im Rahmen quantitativer Studien die Annäherung an den Begriff der Kausalmechanismen. In direkter Anlehnung an Elster (1989a, VIII) scheint es Scharpf sinnvoll, die Anforderungen an die Allgemeinheit wissenschaftlicher Aussagen zu senken und eine mittlere Ebene von Mechanismen ins Zentrum der Forschung zu stellen (Scharpf 2000: 66). Er kümmert sich dabei weniger um eine genaue Charakterisierung von Kausalmechanismen, sondern um deren Nutzbarkeit für sozialwissenschaftliche Erklärungen. Die unmittelbar anschließende Schlussfolgerung ist bestechend und leider nur selten aufgegriffen worden: »Aber daraus folgt, daß die komplexen Erklärungen, nach denen wir nach wie vor suchen müssen, nur modulare Konstrukte sein können, die verschiedene theoretische ›Module‹ miteinander kombinieren und verbinden, um komplexe und möglicherweise einzigartig empirisch beobachtbare Phänomene und Ereignisse verständlich zu machen. Die Verknüpfungen zwischen diesen Modulen können dann narrativer Art sein, oder sie können ihrerseits den Charakter von Partialtheorien tragen.« (Scharpf 2000: 66). Diese Idee der *Modularität* ist entscheidend: Die Erklärung politischer Geschehnisse kann über Kausalmechanismen erfolgen, die als Module zu je spezifischen Erklärungen zusammengefügt werden können.

Scharpf sieht zwei grundlegende Möglichkeiten, kleine und mittlere Mechanismen zu identifizieren, die analytische und die empirische Variante, wobei er die empirische Variante in einem dritten, von ihm selbst vorgeschlagenen Weg durch Einbeziehung des analytischen Vorgehens

verbessern will. Ein *analytisches* Vorgehen nutzt »abstrakte Modelle, die auf logischen und mathematischen Ableitungen von spezifizierten Annahmen, aber mit unspezifiziertem empirischen Geltungsbereich, beruhen« (Ebd.). Dieses Vorgehen ist für Scharpfs Überlegungen leitend. Er findet derartige Modelle in der Rational-Choice-Literatur und insbesondere in der Spieltheorie. Die einzelnen spieltheoretischen Module können dann in empirischer Forschung genutzt werden, um ein komplexeres Geschehen als zusammengesetzt aus mehreren Spielen interpretieren zu können, so wie es Scharpf seit seiner Studie »Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa« (1987) überzeugend gezeigt hat.

Die Alternative dazu liegt in einer *empirisch* gewonnenen Typenbildung mit Begriffen wie »Westminster-Modell«, »Konkordanzdemokratie«, »Pluralismus« oder »Korporatismus«. Rational-Choice-Modelle spielen dabei zunächst keine Rolle. Vielmehr ist eine geringe Zahl an historisch lokalisierbaren Erklärungsmodellen forschungsleitend, die eher auf der Makro- oder Meso-Ebene politischer Systeme angesiedelt sind denn auf der Mikroebene von politischen Interaktionen (Scharpf 2000: 68). Diese Vorgehensweise ist in der vergleichenden politikwissenschaftlichen Forschung weit verbreitet. So bestimmen (Ideal-)Typenbildung, Indexbildungen zu speziellen Ausprägungen sowie Untersuchungen von Varianzen (z.B.: »varieties of capitalism,«; »varieties of democracy«) die Entwicklung des Faches. Problematisch wird diese »induktive Generalisierung« (Ebd.: 69), wenn der ursprüngliche Anwendungsbereich des Konzepts verlassen und es auf andere Fälle übertragen wird. Oft führt dies zu einer *Überdehnung* mit der Konsequenz, dass die Konzepte zu Modebegriffen für alle möglichen Erscheinungen werden und ihren theoretischen Kern verlieren (Scharpf 2000: 69).

Daher empfiehlt Scharpf als dritten Weg die »analytische Rekonstruktion« der Grundannahmen der empirisch gewonnenen Konzepte (Ebd.: 70). Diese sind als Zusammenwirken abstrakt gefasster Modelle zu dechiffrieren, als Kombination von Modellen, die gemäß der ersten Forschungsstrategie entwickelt werden. Diese Modelle bilden dann die Mechanismen, aus denen sich die komplexe Gestalt von Makrostrukturen wie z.B. Korporatismus erklären lässt. Die analytisch gewonnenen Module sind bei ihm vorrangig spieltheoretischer Art, können entsprechend nur als Kausalmechanismus fungieren, wenn es für das jeweilige Spiel eine Lösung gibt. Ist dies nicht der Fall, muss sich der analytische Ansatz wieder auf Erzählungen des politischen Geschehens einlassen und nach weiteren Faktoren und deren

Fassung als Mechanismen-Modul suchen. Der Mechanismenbegriff wird im weiteren Verlauf des Buches nur noch vereinzelt verwendet. So findet man die in den 1990er Jahren auch ohne den Hintergrund einer Theorie kausaler Mechanismen vertraute Redeweise der »Steuerungsmechanismen« (Scharpf 2000: 189) neben der Formulierung des »Mechanismus der demokratischen Verantwortlichkeit« (Ebd. 202, 303, 314, 318). Der Begriff Kausalmechanismus verliert in der analytisch-rekonstruktiven Vorgehensweise gegenüber den verschiedenen spieltheoretischen Modellen an Bedeutung. Die im Zeichen des akteurzentrierten Institutionalismus erfolgte Nutzung spieltheoretischer Modelle bevorzugt zudem eine strukturzentrierte Sicht auf politische Interaktionskonstellationen. Zu klären war, wie bestimmte Akteurkonstellationen in institutionellen Settings zu rationalen Lösungen führen können oder nicht. Eine prozessorientierte Variante des Nachdenkens über Mechanismen in Richtung des späteren Process Tracing fehlt bei Scharpf weitgehend. Die Modularisierungsidee ist jedoch eine Grundelement mechanismenbasierten Erklärens: Mechanismen sind insofern ein unaufgebbar analytisches Unterfangen, als sie die Funktionsweise von Strukturen bzw. das Voranschreiten von Prozessen zerlegen und aus dem Zusammenwirken der Einzelelemente erklären.

2.8 Methodologie qualitativer Politikforschung

Anhand zweier prominenter Beiträge zum Process Tracing und zur qualitativen Politikwissenschaft wird die spezifische Fassung des Mechanismenbegriffs erörtert, die in diesem methodologischen Strang der Beschäftigung mit kausalen Mechanismen zur Geltung gekommen ist. Die Entwicklungsgeschichte des Process Tracing findet sich dagegen ausführlich in Kapitel 5.

2.8.1 James Mahoney und Gary Goertz

James Mahoney hat zahlreiche Beiträge (u.a. 2004a, 2004b, 2006, 2007; Mahoney et al. 2009, 2016) und Sammelbände (Mahoney and Rueschemeyer 2003; Mahoney and Thelen 2009, 2015) zum historischen Institutionalismus bzw. zur historisch-vergleichenden Analyse vorgelegt. Zugleich ist er mit George und Bennett sowie einigen anderen Autoren, darunter Gary Goertz,

Begründer einer eigenständigen methodologischen Entwicklungslinie, die sich um die Begriffe Process Tracing, qualitative Politikforschung und kausale Mechanismen gruppiert. In seinen Arbeiten sind Zusammenhänge und Übergänge zwischen einem historisch-institutionalistischen und einem methodologischen Strang mechanismenbasierter Forschung genau nachzuvollziehen. Mahoney nimmt den Begriff kausaler Mechanismus bereits in zwei Arbeiten zur Methodologie makrokausaler Analyse in der vergleichenden Politikwissenschaft (1999, 2000) auf. Er knüpft dabei an Arbeiten zur historischen Soziologie an, insbesondere versucht er zu klären, warum die Interpretationen der Vorgehensweise von Theda Skocpols schnell zum Klassiker avancierten Arbeit zu den Entstehungsgründen sozialer Revolutionen (1979) so stark divergieren. Er sucht die Lösung darin, Skocpol die Verbindung dreier Vorgehensweisen zuzuschreiben, die er nominalen und ordinalen Vergleich – nach dem Messniveau der relevanten Variablen – und »narrative analysis« tauft (Mahoney 1999, mit Bezug auf Sewell 1996). Durch diese Kombination mehrerer Vorgehensweisen lässt sich nicht nur die Erklärung von Skocpol besser nachvollziehen, auch andere Werke erscheinen dann als Kombinationslösungen. So wird Rueschemeyer, Huber Stephens und Stephens (1992) als Kombination aus ordinalem Vergleich und narrativer Analyse interpretiert und dabei der Terminus kausaler Mechanismus verwendet: »Building on quantitative cross-national work, which has repeatedly identified a positive correlation between economic development and democracy, the authors attempt to specify the variables that make up the intermediary sequences (i.e., causal mechanisms) linking development with democracy.« (Mahoney 1999: 1176)

Ein Jahr später wird der Bereich der narrativen Analyse neu strukturiert und heißt nun neutraler »within-case analysis« und kennt neben dem »causal narrative« noch »pattern matching« und »process tracing« als zwei weitere Techniken (Mahoney 2000: 409): »An important part of causal inference involves specifying the causal effects of a hypothesized explanatory variable. Yet, for many small-N analysts, an equally important part involves identifying the causal mechanisms that link an explanatory variable with an outcome variable. Causal mechanisms can be defined as the processes and intervening variables through which an explanatory variable exerts a causal effect on an outcome variable,« wie Mahoney mit Rekurs auf einen Vortrag von Andrew Bennett ausführt (2000: 412). Offen bleibt in dieser ersten Definition, ob und wenn ja, wie sich Prozesse und intervenierende Variable voneinander unterscheiden und ob kausale Mechanismen beobachtbar sind.

Wieder ein Jahr später veröffentlicht Mahoney einen Aufsatz, der sich intensiv mit dem Konzept des kausalen bzw. sozialen Mechanismus beschäftigt. In einer Sammelrezension u.a. zu Hedströms und Swedbergs Sammelband zu »Social Mechanisms« (1998b) legt er eine umfassende Liste der bis dahin vorliegenden Definitionen des Begriffs vor (Mahoney 2001). Der Vorrang methodologischer Reflexionen ist auch der Grund für den Verzicht auf den Terminus »social mechanisms« zugunsten von »causal mechanisms« (Ebd. 2001: 577). Die spezifisch sozialtheoretische Entwicklungslinie soll nicht weiterverfolgt werden.

Die Fülle der Definitionen von Mechanismus sortiert Mahoney in drei Gruppen, die er bewertet nach der Fähigkeit der jeweiligen Definition, ein bloß auf Korrelationen basiertes Vorgehen zu vermeiden: Die erste Gruppe, die Mechanismen als intervenierende Variablen versteht, verbleibt völlig in der Logik korrelationsanalytischen Denkens, es sei »arbitrary« (Mahoney 2001: 578), ob man eine Variable als unabhängige oder als intervenierende in ein Modell einfüge. Die zweite Gruppe umfasst die sozialtheoretisch geprägten Definitionen, die in sozialen Mechanismen Konzepte mittlerer Reichweite sehen, die eher erreichbar und nützlicher sind als die weitere Suche nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten. Hier kritisiert Mahoney, dass sich diese Mechanismen in probabilistisch formulierbare Hypothesen übersetzen ließen und dadurch doch nur eine Variante des korrelationsanalytischen Vorgehens darstellen. Als dritte Gruppe bietet er sein eigenes Verständnis an, das Rückhalt in Definitionen findet, wie sie im Kritischen Realismus bereits in den 1970er Jahren vorgelegt worden sind. Damit schließt die politikwissenschaftlich-methodologische Entwicklungslinie in dieser frühen Publikation an diesen Entwicklungsstrang an. Diese Definition bietet nach Mahoney die Aussicht, die rein korrelationsanalytische Vorgehensweise zu überwinden und Mechanismen einzubinden in ein deterministisches Kausalitätsverständnis. Mit dem Terminus der »activation« (Mahoney 2001: 580) schafft er sich allerdings das Problem, dass ein Mechanismus nur dann einen Outcome zu erzeugen vermag, wenn die Aktivierungsbedingungen vorliegen, nicht anders als bei Jon Elsters »trigger conditions«. Das Problem der Kausalität wird gewissermaßen verschoben. Zwar ist ein aktivierter Mechanismus eine hinreichende Bedingung für das Auftreten eines bestimmten Outcomes, man kennt allerdings dessen Aktivierungsbedingungen nicht. Würde man die verschiedenen Aktivierungsbedingungen kennen, wäre der Mechanismus keine hinreichende, sondern bestenfalls eine notwendige Bedingung.

Gary Goertz verwendet vor seiner engeren Zusammenarbeit mit James Mahoney in »Social Science Concepts« (2006) den Mechanismenbegriff ohne nähere theoretische Fassung. Stattdessen gibt es eine auf Harré und Madden (1975) zurückgehende Erörterung des Begriffs »causal power«. Harré und Madden hatten kausale Kraft als die Fähigkeit einer Entität X bestimmt, etwas zu erzeugen oder zu tun. Und diese Kraft folge aus der intrinsischen Natur dieser Entität. Genau darin führe die Brücke zu einem ontologischen Begriffsverständnis: »Notice that these causal powers are ontological because they refer to X's ›intrinsic nature‹.« (Goertz 2006: 28). Kausale Kraft kommt bestimmten Entitäten zu und darauf muss sich die in diesem Werk erörterte Frage der Begriffsbildung in den Sozialwissenschaften ausrichten. Damit erfolgt auch bei ihm eine Bezugnahme auf den kritisch-realistischen Strang der Entwicklungsgeschichte des Mechanismenbegriffs, der sich aber in der Folge verliert und für die Zusammenarbeit der Autoren keine weitere Rolle spielen wird.

In den gemeinsamen Arbeiten definieren Gary Goertz und James Mahoney (2012) kausale Mechanismen rein methodologisch in einem variablenbasierten Grundschema: »Instead, we can understand causal mechanisms to mean the intervening processes through which causes exert their effects. We propose that any relatively well-developed theory will provide a discussion of causal mechanisms. This is equally true for theories tested in the quantitative and qualitative research traditions: they propose ideas about the causal mechanisms that link independent variables to dependent variables.« (Goertz and Mahoney 2012: 100) Mechanismen müssten also nicht wie bei Jon Elster erst entdeckt und einer Liste von einigen bekannten Mechanismen hinzugefügt werden. Vielmehr biete sich für jede Fragestellung, für jede Verbindung von Variablen ein eigener kausaler Mechanismus an, die Anzahl der Mechanismen wäre prinzipiell unbegrenzt, da es eine beliebige Zahl an Fragestellungen (und damit abhängigen Variablen) und – trotz der Verwendung von Standardvariablen – doch eine Vielzahl an unabhängigen Variablen gibt, sodass zu jeder Variablenkombination auch jeweils kausale Mechanismen angenommen werden können.

Entgegen den ersten Arbeiten um die Jahrtausendwende wird die Orientierung am Variablenschema kennzeichnend für Mahoneys Arbeiten, was sogar zu einem partiellen Verzicht auf den Mechanismenbegriff führt. Das gilt erstaunlicherweise für James Mahoney's Buch über Kolonialismus und Postkolonialismus (Mahoney 2010a). Dieses Werk befasst sich empirisch detailliert mit der langfristigen Entwicklung der vormals spani-

schen Kolonien auf dem amerikanischen Kontinent und entwickelt darüber hinaus eine allgemeine Theorie für alle Kolonialmächte und kolonisierten Territorien. Der Kern dieser Theorie ist die Wechselbeziehung zwischen der Komplexität vorkolonialer Institutionen, dem politisch-ökonomischen Modell des Koloniallandes (merkantilistisch oder liberal) und dem Niveau des Kolonialismus. Methodologische Fragen werden nur sehr kurz (Ebd.: 32–33) erörtert, der Begriff des Mechanismus gar nicht genutzt. Das ist besonders überraschend, weil Mahoney sich im Jahre 2004 ausführlicher mit dem Konzept »general theory« auseinandergesetzt und es als Postulat eines »foundational cause« definiert hatte mit den beiden Merkmalen eines kausalen Akteurs und eines kausalen Mechanismus. Entsprechend würde man in einem solchen Buch auch beide Elemente wiederentdecken wollen: »A general theory is a postulate about a foundational cause that features two components: a causal agent and a causal mechanism. First, the causal agent is the basic unit of analysis and the entity whose properties ultimately explain outcomes and associations. In rational choice theory, for example, the causal agent is the individual. … Second, a general theory identifies a property of the causal agent – what I call a ›causal mechanism‹ – that produces effects. A causal mechanism is the particular feature of the causal agent that actually brings about outcomes and associations. These mechanisms are empirically underspecified, exist outside specific spatial and temporal boundaries, and cannot be directly observed. … they are original movers or ›ultimate causes‹. For example, instrumental rationality – the causal mechanism of rational choice theory – is an unobservable property devoid of precise empirical content and specific rime/place referents.« (Mahoney 2004b: 461)

Hintergrund dieser Verzichtbarkeit des Mechanismenbegriffs ist eine strikte Ausrichtung an der Variablenlogik, wie sie besonders deutlich wird in dem Aufsatz »Process Tracing and Historical Explanation« (Mahoney 2015). »For the purposes of illustrating process tracing here, I use the term mechanism to refer to a factor that intervenes between a cause and outcome. I treat mechanisms in the same way as causes and outcomes; they are particular events or specific values on variables. Mechanisms are different from causes and outcomes because of their temporal position: they stand between a cause and outcome in time.« (Ebd.: 206) Der Mechanismus steht zwischen der Ursache und der Wirkung. Alle drei Größen können Ereignisse bezeichnen oder Werte von Variablen. Damit sind Mechanismen doch nur intervenierende Variablen. Variablen allein aufgrund ihrer zeitlichen Stel-

lung in einem Wirkungszusammenhang als Mechanismen zu etikettieren, lässt den Begriff Mechanismus zu einer letztlich überflüssigen und analytisch nicht tragfähigen Kategorie werden. Mahoneys Verständnis läuft auf einen regressiven Mechanismenbegriff hinaus, regressiv deshalb, weil es sich bei Mechanismen nur um intervenierende Variablen handelt und damit der Zugriff auf sozialtheoretische Fragestellungen in der Traditionslinie von Elster und Hedström ausgeschlossen wird. Als intervenierende Variablen können beliebige Konstrukte fungieren, es kann entsprechend keine abgrenzbare Gruppe von Mechanismen geben, die sich sozialtheoretisch näher bestimmen ließe.

2.8.2 Derek Beach und Rasmus Brun Pedersen

Das Lehrbuch »Process-Tracing Methods. Foundations and Guidelines«, 2019 von beiden Autoren bereits in zweiter, überarbeiteter Auflage veröffentlicht, sieht es als Aufgabe des Process Tracing an, den Outcome eines Prozesses über kausale Mechanismen zu erklären. Beach und Pedersen bestimmen Mechanismen dabei wie folgt: »Mechanisms are not causes but are causal processes that are triggered by causes and that link them with outcomes in a productive relationship. Viewing causation in mechanism-based terms means that we explain why something occurred by analyzing the productive processes that link a cause (a set of causes) with an outcome.« (Beach and Pedersen 2019: 30) Gemäß dieser Definition stehen die *Prozesse* zwischen Ursachen und Wirkungen im Zentrum. Deshalb soll diese Definition als Beispiel einer prozessorientierten Definition von kausalen Mechanismen gelten. Dabei gilt der gesamte Prozess zwischen Ursache und Wirkung als Mechanismus. Das könnte man ein *prozessholistisches Verständnis* von Mechanismus nennen. Beach und Pedersen unterscheiden eine *minimalistische* von einer *systemischen* Konzeption von Mechanismen. In einer minimalistischen Konzeption wird die Serie der Ereignisse zwischen Ursache und Outcome, mithin der gesamte Prozess, nur hoch abstrakt beschrieben und nicht weiter spezifiziert (Beach and Pedersen 2019: 35). Eine gewisse Oberflächlichkeit ist die Folge einer solchen, auf detaillierte Analyse des Prozesses verzichtenden Mechanismuskonzeption. Ebenso werten die Autoren Versuche als minimalistisch (Ebd.), die nur einzelne Schritte in der Kausalkette zwischen Ursache und Outcome ausweisen und nicht den Gesamtprozess erfassen. Gegen einen solchen Verzicht auf Detaillierung

der Prozessanalyse wendet sich das gesamte Vorhaben von Beach und Pedersen. Im Zentrum ihres Denkens steht die Idee des »unpacking« (Ebd.: 39) und des »dig deeper into how things work« (Ebd.: 38). Der kausale Prozess soll möglichst genau sichtbar gemacht werden. Das aufwändige Vorgehen des Process Tracing ist nötig, um zu ergründen, was genau im Prozess passiert. Je detaillierter man daher den Prozess analysieren kann, desto eher gelingt es, unter die Oberfläche eines behaupteten kausalen Zusammenhangs vorzudringen und einen genau beschreibbaren Mechanismus zu entdecken. Dieses Verständnis von Mechanismen als detaillierter Prozessanalyse bezeichnen die Autoren als »mechanisms as systems« (Ebd.: 37–41). Vor theoriegeschichtlichem Hintergrund ist diese Bezeichnung sicher unglücklich, zumindest aber missverständlich. Detaillierte Prozessanalyse ist sicher nicht das, was man mit System und Systemtheorie von Parsons bis Luhmann assoziiert. Die Autoren scheinen diese Begriffswahl getroffen zu haben, weil sie ihren Anspruch auf Detaillierung mit der prozessholistischen Konzeption von Mechanismus in Einklang bringen wollen. Zwar sprechen die Autoren von einer kausalen Kette, aber nicht von einer Kette, bei der die einzelnen Glieder durch kausale Mechanismen verbunden sind. Vielmehr soll der Terminus Mechanismus dem Gesamtprozess vorbehalten bleiben. Die Verknüpfungen zwischen den Kettengliedern können daher nur Teile von Mechanismen sein, »parts of the mechanism«, ohne unabhängige Existenz (Beach and Pedersen 2019: 38).

Im Unterschied zu Peter Hedströms Betonung der Zerlegung (Hedström 2005) ist das »unpacking« bei Beach und Pedersen mit keinem atomistisch-molekularen, sondern mit einem holistischen Verständnis von Mechanismus verbunden. Die Folge dieses Prozessholismus besteht darin, dass es eine unendliche Anzahl von Mechanismen geben wird: Jeder Fall, jede Beziehung zwischen Ursachen und Gründen mit einem sie verbindenden Prozess mündet in die Identifikation eines je eigenen Mechanismus. Auch wenn dieser Mechanismus Teile kennt, erhält jeder Teil seine Wirksamkeit nur aus dem Zusammenhang des gesamten Prozesses. Und genau deshalb sprechen die Autoren von Mechanismus als System. Beach und Pedersen wollen ganz bewusst *nicht* in die Richtung analytischer Zerlegung gehen und z.B. elementare und molekulare Mechanismen postulieren. Sie entwickeln ein viel stärker kontextorientiertes Modell von Mechanismen, was letztlich bedeutet, dass Mechanismen detaillierte Beschreibungen eines Prozesses darstellen, aber auch nicht mehr: »Given this sensitivity (to the surrounding context, FN.), when we theorize mechanisms at lower levels of abstraction, as in systems

understanding, our ability to generalize from studied cases to other cases is substantially weakened. We trade higher internal validity of our findings about process for more limited ability to generalize outside of the studied cases (lower external validity).« (Beach and Pedersen 2019: 41) Mit dieser Mechanismusdefinition geht ein Verzicht auf Vergleichs- und (wie immer begrenzte) Generalisierungsmöglichkeiten einher. Die Chancen eines *modularen* Mechanismus-Verständnisses werden, ohne dass die Gründe dafür genau erkennbar wären, verschenkt.

Die Schwierigkeiten dieser Position zeigt sich auch an einer materialen Analyse, die gern als Musterfall einer mechanismenbasierten empirischen Erklärung herangezogen wird. Nina Tannenwalds Studie »The Nuclear Taboo« (1999, siehe auch 2007, 2015) will den »taboo talk«-Mechanismus analysieren, jenen Prozess, der vermittelt zwischen dem geltenden Verbot, nukleare Waffen einzusetzen (Ursache), und der Entscheidung, diese Option nicht mehr zu verfolgen (Wirkung). Obwohl es Verfechter des Einsatzes von Nuklearwaffen gibt, setzt sich die Norm durch, aber auf welchem Wege? Tannenwald rekurriert dabei vorrangig auf die persönlichen moralischen Überzeugungen der Entscheidungsträger. Deshalb aber liege, so Beach und Pedersen (Beach and Pedersen 2019: 36–37) nur eine minimalistische Konzeption eines kausalen Mechanismus vor. Dabei ließe sich ihrer Meinung nach der Zusammenhang genauer fassen: Diejenigen, die das Tabu stützen, nukleare Waffen einzusetzen, treten in Entscheidungsgremien und der Öffentlichkeit mit Äußerungen auf, die das Verbot für richtig und geltend erklären. Die Anhänger eines Nuklearwaffengebrauchs bringen kein Gegenargument in die Öffentlichkeit ein und schweigen. Schon diese Zerlegung des »taboo talks« auf zwei konträre Gruppen legt eine analytische Verwendung des Mechanismenbegriffs nahe. Die Befürworter*innen des Tabus werden in ihren Äußerungen getragen von der Richtigkeit, d.h. moralischen Geltung der Tabu-Norm, sie befolgen nicht einfach eine Norm, sie reflektieren auf deren argumentative Geltung und sind von dieser überzeugt. In einem an die Kategorien von Jürgen Habermas gemahnenden Sinne liegt hier ein Mechanismus rationaler Reflexion mit der Folge der Überzeugtheit von der Geltung der Norm vor. Dass diese Überzeugung auftritt, mag wiederum von anderen normativen Geltungsüberzeugungen, Sachwissen und Emotionalitäten etc. abhängen, aber der zentrale Mechanismus, der die Äußerungen zugunsten des Tabus auslöst, ist die Geltungsüberzeugung – ohne rationale Kalkulation der möglichen Folgen einer solchen Äußerung. Die Handlung ist gerade nicht motiviert von der Abschätzung der Konsequen-

zen. Ganz anders bei den Befürwortern eines Nuklearwaffengebrauchs. Sie sind überzeugt, dass auch der Gebrauch solcher Waffen legitim sein kann, die Tabu-Norm mithin falsch oder zumindest nicht allgemein geltend ist. Als entscheidende Größe erscheint ihnen die jeweilige politische Lage und die darin bei Wahrnehmung bestimmter Handlungsoptionen jeweils zu erwartenden Konsequenzen. Der Gebrauch der Waffen ist mithin nur situationsabhängig zu entscheiden. Auch das öffentliche Schweigen dieser Gruppe ist rein konsequentialistisch begründet: Die Erfolgschancen einer Intervention in den Diskurs sind zu gering. Wenn keine guten prinzipiellen oder moralischen Argumente zugunsten des Nuklearwaffengebrauchs existieren, dann wird jede Äußerung in diese Richtung auf viel Kritik stoßen. Diese Kritik wird sich zudem gegen die sich äußernde Person oder Organisation richten. Da eine öffentliche Äußerung keine Chance bietet, die Dominanz der Anti-Nuklearwaffen-Position zu brechen, unterlässt man entsprechend jede Äußerung – was aber keineswegs bedeutet, dass die Norm als geltend angesehen wird. Vielmehr wird für den Fall einer kritischen militärischen Situation die Option des Nuklearwaffengebrauchs aufrechterhalten. Zwei ganz unterschiedliche Mechanismen – Geltungsüberzeugung und rationale Kalkulation – kommen bei zwei verschiedenen Akteurgruppen als Reaktion auf eine öffentlich dominante normative Position zum Tragen. Damit sind zwei Mechanismen am Werk. Eine analytische Zerlegung samt Reflexion auf unterschiedliche Handlungsmechanismen erhöht das innere Verständnis dessen, was im »nuclear taboo« vor sich geht. Hier nur von Teilen eines Gesamtmechanismus zu sprechen, unterschätzt die Eigenständigkeit (und die Übertragbarkeit auf andere Situationen) der beiden skizzierten Mechanismen.

Neben dem systemischen oder prozessholistischen Charakter des Mechanismenbegriffs bei Beach und Pedersen akzentuieren die Autoren die Kausalitätsbeziehung als »productive«, was an die kritisch-realistische Entwicklungslinie erinnert. Wer oder was besitzt aber »productive power«? Beach und Pedersen lassen durch ihre Wortwahl zwei Möglichkeiten zu. »Mechanisms in this understanding are defined as systems of interlocking parts that transmit powers or forces between a cause (or a set of causes) to an outcome.« (Beach and Pedersen 2019: 38) Nimmt man dies wörtlich, dann würde die kausale Kraft allein bei der Ursache liegen und von Mechanismen nur übermittelt, übertragen, übersendet und weitergegeben werden. Dann besäße allein die Ursache kausale Kraft. Es scheint aber zusätzlich zur Kraft der Ursachen eine zweite größere Gruppe von Trägern kausaler Kraft zu

geben: Teile von Mechanismen »can be described in terms of entities that engage in activities. Entities are the factors (actors, organizations, or structures) that engage in activities, whereas the activities are the manifestations of the causal powers of the entities in each part – in other words, what transmits causal forces or powers through a mechanism. Given the focus on the productive nature of mechanisms, activities that link together parts are the main analytical focus.« (Ebd.: 38–39) Gemäß dieser Bestimmung übertragen die Teile eines Mechanismus die kausale Kraft einer Ursache und besitzen als Entitäten zugleich selbst kausale Kraft. Aktivitäten sind das Ergebnis von Mechanismen, sie zeigen die kausale Kraft der Entitäten, die demnach die Eigenschaft besitzen müssen, kausal produktiv zu sein. Unklar bleibt dabei, welche Art kausaler Kraft unterschiedliche Entitäten eint. So kann man Menschen und Organisationen Handlungsfähigkeit zuschreiben, die sich als produktive kausale Kraft verstehen ließe. Doch Handlungsfähigkeit kann man nicht Ursachen und Strukturen zuschreiben. Eine sozialtheoretische Reflexion über diese Kategorien von Entitäten wäre vonnöten, unterbleibt bei den Autoren aber.

Der entscheidende Anstoß der Arbeit von Beach und Pedersen besteht darin, Prozesse wirklich genau und detailliert zu erforschen und dies so intensiv zu tun, dass keine Blackbox mehr ungeöffnet bleibt. Sie plädieren für soziologische und politikwissenschaftliche Mikroanalysen im Fallstudienmodus und warnen vor Oberflächlichkeiten einer zu stark am Variablendenken orientierten Forschung, die sich gleichwohl des Mechanismusbegriffs bedient. Die Vorstellung von Mechanismen als Systemen, als Gesamtzusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, erscheint dagegen eher als Hindernis für weitere Forschung, da keine hinreichenden Anreize für vergleichende Studien gegeben werden. Gerade eine so detaillierte empirische Prozessanalyse wie gefordert könnte von der analytischen Zerlegung in einzelne Mechanismen gewinnen. Stattdessen stützt der prozessholistische Mechanismenbegriff ein stark kontextzentriertes politikwissenschaftliches Beschreiben oder Testen von Theorien, aber keinen auch sozialtheoretisch fruchtbaren Vergleich zwischen Einzelstudien. Beach und Pedersen vertreten einen Mechanismusbegriff, der sich für sozialtheoretische Fragen in der Traditionslinie von Jon Elster nicht interessiert. In dieser Hinsicht stimmt diese politikwissenschaftliche Arbeit mit der antikontextualistischen Variante bei James Mahoney und Gary Goertz überein: Sozialtheorie ist nicht ihr Thema. Auch dem Urteil von Orban und Trampusch, »dass die Methodendebatte zu Process Tracing den empirischen Studien davongaloppiert

ist« (2019: 368), kann zugestimmt werden. Der Mechanismenbegriff hat sich in dieser Entwicklungslinie immer stärker von den material bestimmten Theorien entfernt und macht keine inhaltlichen Angebote dazu, welche Mechanismen es geben könnte. Wenn aber offenbleibt, was Mechanismen konkret sein könnten, wird die empirische Forschung nicht bereichert, es bleibt nur eine kausalitätstheoretische Einordnung und eine methodologische Debatte über Forschungsdesigns und Untersuchungsweisen. Das befördert letztlich auch eine Praxis, in der Process Tracing und Mechanismen nur als »buzzwords« verwendet werden, aber kein substantieller sozialwissenschaftlicher Ertrag mit diesen Kategorien verbunden werden kann und die materiale Füllung den empirisch Forschenden gänzlich überlassen ist. Ohne eine Zuwendung zur Sozialtheorie und ohne die Darlegung eines Katalogs an Mechanismen für die empirische Forschung kann sich eine mechanismenbasierte Forschung kaum weiterentwickeln. Die Grundlagen eines alternativen Erklärungsprogramms werden im folgenden Kapitel 3 vorgestellt, ein konkretes Angebot dazu, welche elementaren Mechanismen relevant für sozialwissenschaftliche Forschung sein können, findet sich in Kapitel 4.

3. Grundlagen mechanismenbasierten Erklärens

Die Diskussion der verschiedenen theoretischen Ansätze erlaubt die Entwicklung eines systematischen Ansatzes mechanismenbasierten Erklärens. Dieser zeichnet sich durch die Eigenschaften der *Prozessorientierung*, *Akteurzentrierung* und *Modularität* aus. In diesen Ansatz fließen Überlegungen aus mehreren der präsentierten Stränge der Forschung zu kausalen Mechanismen ein. Allein die strukturalistische Tradition generativer Mechanismen lässt sich weder mit einem akteurzentrierten Verständnis von Kausalmechanismen noch mit der Prozessorientierung und der Verbindung kausaler Mechanismen mit dem Vorgehen des Process Tracing verbinden. Die *Prozessorientierung* wird in den methodologischen Überlegungen der qualitativen Politikforschung zu Mechanismen und Prozessverfolgung herausgearbeitet. Die methodologischen Debatten in der Politikwissenschaft stehen jedoch in Gefahr, den Mechanismusbegriff rein methodologisch zu bestimmen. Wenn aber Forschende in den Teilgebieten der Politikwissenschaft keine klare Vorstellung davon bekommen, welche Mechanismen es geben und welche Bedeutung ihre Identifizierung für die empirische Forschung haben könnte, fehlt es dem mechanismenbasierten Erklären an Überzeugungskraft. Die *Akteurzentrierung* und die sozialtheoretische Anreicherung des Verständnisses von Kausalmechanismen folgt der analytischen Soziologie und dem akteurzentrierten Institutionalismus. Und die für die Forschungspraxis relevante Idee der *modularen Erklärung* beruht auf den Überlegungen von John Elster und Fritz W. Scharpf. Eng damit verbunden ist der Gedanke, dass sozialwissenschaftliche Forschung auch in der Lage sein muss, Einzelfälle zu erklären, ohne sich der vergleichenden Forschung zu entziehen. Hier schließt unser Ansatz an den historischen Institutionalismus und die methodischen Überlegungen von Renate Mayntz an.

In diesem Kapitel wird ein auf kausalen Mechanismen basiertes Erklärungsprogramm entwickelt, das die Fähigkeit besitzen muss, Process-Tracing-Analysen anzuleiten. Wie die Prozessorientierung realisiert werden kann, wird in Kapitel 6 vorgestellt. In diesem Kapitel stehen daher

Modularität und Akteurzentrierung im Vordergrund. Die Modularität des Erklärens gründet auf der Unterscheidung von elementaren und komplexen Mechanismen (3.1) und der Differenzierung von drei grundlegenden Typen elementarer Mechanismen: Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen (3.2). Die Akteurzentrierung von kausalen Mechanismen setzt voraus, dass die Existenz bzw. Annahme von situationalen, institutionellen oder systemischen Mechanismen verneint werden kann (3.3).

3.1 Modularität und Skalierung

Eine Konzeption, die die gesamte kausale Kette zwischen einer Ursache und einem Outcome als kausalen Mechanismus bezeichnet, verzichtet auf wesentliche Potentiale eines mechanismenbasierten Vorgehens. Warum sollte ein Prozess, dessen Anfang und Ende durch forschungspragmatische Überlegungen mitbestimmt ist, über genau einen Mechanismus erklärt werden? Es erscheint erfolgversprechender, der Tradition der Theorien mittlerer Reichweite zu folgen und anzunehmen, dass soziale und politische Vorgänge mit Rekurs auf mehrere Mechanismen erklärt werden können. An die Stelle eines holistischen Mechanismus-Verständnisses tritt ein »analytisches« Verständnis, wobei »analytisch« weniger auf die Rational-Choice-Tradition verweist als auf ein die politischen und sozialen Prozesse in Einzelschritte zerlegendes Vorgehen. Die analytische Position hat den Vorzug, dass sie Prozesse aus einer Kombination von mehreren Mechanismen zu erklären vermag. Modularität schafft Vergleichsmöglichkeiten. Jede Einzelfallstudie muss in ihrer Suche nach Erklärung nicht gänzlich neu ansetzen, sie kann auf in anderen Erklärungen bereits entdeckte bzw. verwendete Mechanismen als Module der eigenen Erklärungsskizze zurückgreifen. So kann langsam ein Set an Mechanismen entstehen, das bei jeder neuen Studie insofern geprüft wird, ob es auch in diesem Fall zur Erklärung beitragen kann. Zudem eröffnet Modularität auch theoretische Forschungsmöglichkeiten. So können einzelne Mechanismen genauer analysiert werden – ist ihre bisherige Fassung zutreffend oder können sie genauer beschrieben werden, ist mit Varianten zu rechnen oder handelt es sich um unterschiedliche Mechanismen? Diese Fragen wären im Wechselspiel von Theoriebildung und Rekurs auf empirische Fallbeispiele zu klären.

Diese Formulierungen verweist bereits auf ein Grundproblem der gesamten Mechanismenliteratur: die Skalierung. Wie ›groß‹ sind Mechanismen? Darüber herrscht keine Einigkeit in der Literatur. Man findet dort sowohl Mikromechanismen, die Vorgänge auf der Ebene von Individuen erklären, so besonders bei Jon Elster, aber auch Mesomechanismen, die an einzelne kollektive Akteure gebunden sind, und Makromechanismen, die auf strukturelle Veränderungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene verweisen. Solange diese ganz unterschiedlichen Größen von Mechanismen ohne weitere Sortierung – und Begründung dieser Sortierung – nebeneinanderstehen, kann ein mechanismenbasierter Ansatz nicht als theoretisch durchdachtes Vorgehen angesehen werden. Es entsteht vielmehr der Eindruck, dass es sich um eine Zusammenstellung von Einzelüberlegungen und Theoriebruchstücken handelt, deren Gesamtzusammenhang sozialtheoretisch ungeklärt ist – letztlich ein »Sammelsurium«.

Gerade wenn Modularität als Grundmerkmal eines mechanismenbasierten Ansatzes verstanden wird, müssen die »Module« eine ähnliche Größenordnung besitzen. Ein Hintereinanderschalten von Makro-, Mikro-, Makro-, Meso- und wieder Mikromechanismen kann als ›wilde‹ bis ›chaotische‹ Kombinatorik erscheinen und delegitimiert das mechanismenbasierte Erklären. Um diesem Eindruck zu begegnen, beabsichtigen die folgenden Ausführungen, Skalierungsniveaus für Mechanismen zu bestimmen. Dazu dient vor allem die Unterscheidung von *elementaren* und *komplexen* kausalen Mechanismen. Damit wird Peter Hedströms Terminologie zur Typologie sozialer Mechanismen in »Dissecting the Social« übernommen, nicht aber dessen Definition von elementaren Mechanismen als »intra-actor mechanisms« und der molekularen Mechanismen als »inter-actor mechanisms« (Hedström 2005: 145–146). Diese Unterscheidung ist zu stark an der DBO-Theorie orientiert und an den methodologischen Individualismus gebunden.

Elementare kausale Mechanismen sind auf der Ebene sozialwissenschaftlicher Analyse (evtl. aber auf der Ebene neurowissenschaftlicher Untersuchung) gemäß aktuellem Forschungsstand nicht weiter dekomponierbare Mechanismen. Diese elementaren Mechanismen sind Individuen ebenso zurechenbar wie kollektiven Akteuren, mithin nicht an eine individualistische Methodologie gebunden. Unter komplexen Mechanismen werden umgekehrt alle Mechanismen gefasst, die prinzipiell dekomponierbar sind. Sie können zunächst als solche nicht-zerlegten Mechanismen behauptet und zur Erklärung verwendet werden. Aufgabe einer Zusam-

menarbeit von empirischer und theoretischer Sozialwissenschaft ist es zu prüfen, wie diese komplexen Mechanismen in sich besser verstanden werden können, wie sie sich ihrerseits aus elementaren Mechanismen erklären lassen. Es ist keinesfalls zu verlangen, dass von Beginn an alle mechanismenbasierte Forschung jeden Mechanismus aus den elementaren Mechanismen herleiten muss. Das wäre eine Überforderung der Forschung und bedeutete einen forschungsbehindernden Vorrang der Mikroebene. So ist die Arbeit mit komplexen Mechanismen in der Erklärung von Einzelfällen freizustellen von der Dekomposition der komplexen in elementare Mechanismen. Die Unterscheidung von elementar und komplex soll gerade Forschungsraum dafür schaffen, durchaus auf einer weniger kleinteiligen Ebene zu arbeiten und später die Dekomposition eines postulierten Mechanismus vorzunehmen.

3.2 Typologien von Mechanismen

Jeder mechanismenbasierte Erklärungsansatz wird sich auf eine Vielzahl von Mechanismen beziehen. Keine der ausführlicher dargestellten Arbeiten unterstellt aber einen festen Satz an Mechanismen, meist sind die präsentierten Listen von Mechanismen offen, ohne dass sich klare Vorgaben für den weiteren Ausbau des Areals an Mechanismen abzeichneten. Die meisten Arbeiten scheinen der Vorstellung einer nicht-abschließbaren, aber doch begrenzten Liste von Mechanismen, zumindest der elementaren Mechanismen, zu folgen. Dies führt zur Frage, ob nicht verschiedene Typen von Mechanismen unterschieden werden können, die Vielfalt sich also ordnen ließe. Jon Elster hat in seinem Buch »Nuts and Bolts for the Social Sciences« (Elster 1989a) in fünfzehn Kapiteln kausale Mechanismen in die *zwei Gruppen* oder Felder »Human Action« und »Interaction« gegliedert. In »Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences« von 2007 folgen auf drei Kapitel zu Erklärung und Mechanismen 23 Kapitel zu Mechanismen, die neben den beiden bereits beschriebenen Gruppen noch die Abteilungen »The Mind« und »Lessons from the Natural Sciences« umfassen. In der zweiten Auflage dieses Buches sind die »Lessons from the Natural Sciences« in andere Abschnitte integriert (Elster 2015, IX), Mechanismen gehören nunmehr zu drei Gruppen: »The Mind«, »Action« oder »Interaction« (Elster 2015).

Weit einflussreicher für die Frage der Typologisierung von Mechanismen wurde die Übertragung der Colemanschen »Badewanne« aus dem Rational-Choice-Paradigma in die Mechanismenliteratur. Hedström und Ylikoski (2010) haben drei Typen von Mechanismen – entsprechend den Kanten der Badewanne – postuliert. Coleman (1991) unterscheidet die Wirkung von Strukturen oder Makrophänomenen auf die handelnden Individuen (die »Logik der Situation«), das Auslösen einer individuellen Handlung (die »Logik der Selektion«) und die Aggregation der individuellen Handlungen zu Struktureffekten (die »Logik der Aggregation«). Hedström und Ylikoski (2010) nennen die drei Typen der »situational mechanisms« gemäß der »Logik der Situation« bei Coleman, »action-formation mechanisms« entsprechend der »Logik der Selektion« und »transformational mechanisms« analog zur »Logik der Aggregation«.

Während die Logik der Selektion in der soziologischen Handlungstheorie stark ausgebaut ist und die Analyse der Logik der Aggregation sich als Zentralproblem der soziologischen Analyse darstellt, gibt es die Tendenz, die Logik der Situation zu vernachlässigen oder der Logik der Selektion zuzurechnen: Uwe Schimank nutzt Colemans Erklärungsmodell und dessen Weiterentwicklung z.B. zu einer grundlegenden Charakterisierung der Aufgaben der Soziologie, von denen es zwei und nicht drei gäbe: Die erste Frage sei, wie und warum Menschen so handelten, wie sie handeln und nicht anders – das zielt auf die Logik der Selektion. Die zweite Frage orientiert darauf, »welche strukturellen Wirkungen ein bestimmtes Handeln im Zusammenwirken mit anderem Handeln hat« (Schimank 2016: 26), womit die Logik der Aggregation angesprochen ist. Die Logik der Situation, die Wirkung der Struktur auf den Akteur wird nicht als eigenständige Fragestellung der Soziologie betrachtet. Sie wird mitverhandelt unter der Frage nach dem individuellen Handeln »Die ›Logik der Situation‹ selbst ist nur in geringem Maße theoretisierbar. Es können keine allgemeinen gehaltvollen Gesetzmäßigkeiten darüber formuliert werden, wie spezifische Ausprägungen bestimmter sozialer Strukturen spezifische Ausprägungen des Handelns verursachen. Die Menge und Verschiedenartigkeit von strukturellen Bedingungen, die auf einen Handelnden in einer Situation einwirken, ist zu groß.« (Schimank 2016: 25) Und wenig später: »Die Soziologie wird wohl niemals zu einer allgemeinen Theoretisierung der ›Logik der Situation‹ gelangen.« (Schimank 2016: 25) Wieder ist es die DBO-Theorie, die diese Überlegungen grundiert. Betrachtet man die Folgen einer Situation dagegen aus der Richtung der Akteure, ist es durchaus möglich, typische

Deutungsweisen und Wahrnehmungsprofile zu entdecken. Die Logik der Situation ist eigentlich eine Logik der *Perzeption*.

Entsprechend wird hier mit der Unterscheidung von *Perzeptions-* und *Handlungsmechanismen* gearbeitet. Zudem wird an einer Dreiteilung festgehalten, die dritte Gruppe von Mechanismen sind die *Interaktionsmechanismen*. Hedström und Ylikoski, Coleman und Elster verstehen unter Mechanismen sozialer Interaktion jedoch *Aggregationsmechanismen*. Individuelle Handlungen werden »aggregiert« zu Outcomes oder Strukturverschiebungen. Diese Formulierung ist engstens an das methodologisch-individualistische Verständnis gebunden. Die individuellen Präferenzen und Handlungen sind voneinander unbeeinflusst und bleiben intakt, ihre soziale Wirkung kann daher nur in der Aufrechnung, Zusammenzählung, Zusammenführung, selektiven Berücksichtigung etc. bestehen. Diesem Verständnis ist auf normativer Ebene die deliberative Demokratietheorie entgegengetreten (u.a. Habermas 1992). Sozialtheoretisch gilt die Aggregationslogik schon seit den Arbeiten des symbolischen Interaktionismus als verfehlt (Keller 2012). Eine Nutzung des mechanismenbasierten Denkens auch im Rahmen qualitativer und interpretativer Sozial- und Politikforschung ist nur akzeptabel, wenn diese Engführung des Mechanismusansatzes in seiner Nähe zur Rational-Choice-Theorie überwunden und der Begriff der Aggregation durch ein Verständnis intersubjektiver Verständigung (auch konflikhafter) ersetzt wird. Deshalb rücken hier Interaktionsmechanismen an die Stelle von Colemans »Logik der Aggregation« und der »transformational mechanisms« bei Hedström und Ylikoski.

Interaktionen werden dabei nicht auf Face-to-face-Begegnungen begrenzt. Zwar sind Begegnungen von zwei oder mehreren Personen zum selben Zeitpunkt am selben Ort bei wechselseitiger Beziehung der Aufmerksamkeit durchaus der paradigmatische Fall der Interaktionsanalyse. Angesichts der schnell zunehmenden Bedeutung der digitalen Kommunikation ohne Anwesenheit an einem Ort werden auch alle zeitlich synchronen Formen der Kommunikation (Telefonate, Videokonferenzen) als Interaktion verstanden, anders als nicht-synchrone digitale Kommunikationsformen, sie stellen eine sequentielle Folge von Handlungen dar, auch wenn mehrere Beteiligte gleichzeitig online sind. Als Definitionskriterium von Interaktionen kann gelten, dass sie *verdichtete Zonen der sozialen Kommunikation* darstellen. »Verdichtet« bedeutet, dass die Frequenz der wechselseitigen Beeinflussung ein Maß annehmen kann, dass die Prozesse nicht mehr sequentiell in Perzeptionen und Handlungen aufgelöst werden können. Es

passiert sehr viel gleichzeitig. Nicht die physische Anwesenheit an einem Ort, sondern die zeitlich synchrone Beteiligung an einem Kommunikationsprozess mit wechselseitiger Bezugnahme und Aufmerksamkeit ist das Kennzeichen einer Interaktion. Elementare Interaktionsmechanismen erklären, was sich innerhalb dieser verdichteten Zonen ereignet, ohne eine Auflösung auf der Ebene individuellen Wahrnehmens und Handelns vornehmen zu wollen oder zu können. Ob sich unter diesem Nicht-Können nur forschungspragmatische Überlegungen verbergen oder eine *prinzipielle* Grenze der Auflösbarkeit dieses verdichteten Geschehens existiert, kann hier nicht entschieden werden.

Es ist durchaus denkbar, dass Interaktionen als verdichtete Zonen der sozialen Kommunikation in Wahrnehmungs- und Handlungsakte zerlegt werden könnten. Am Beispiel der Interaktion in Anwesenheit und mit der Möglichkeit allseitigen Sichtkontakts und wechselseitigen Hörverstehens (also bei kleinen Meetings, Gesprächen, Freundestreffen, Arbeitsgruppen, kleinen Verhandlungsrunden etc.) ist das noch nachzuvollziehen. Alle können perzipieren, was in der Interaktion geschieht (sie können auch abschweifen, Träumen, einschlafen oder nicht zuhören) und dies geschieht auch durchschnittlich in wesentlichem Maße, und alle können Sprechakte starten, durch Mimik, Gestik, Aufstehen, Weggehen und können durch andere Körperbewegungen handeln, mag diese Handlung sich als Beitrag zur Diskussion verstehen oder nebengelagert, mit dem aktuellen Gruppenvorgang nicht verkoppelt sein. Interaktionen sind mithin eine Sozialform, in der gleichzeitig und über längere Zeit bei einer begrenzten Anzahl an Personen Perzeptions- und Handlungsmechanismen wirksam sind. Auf der Ebene mikropolitischer Untersuchungen kann man ansatzweise versuchen, dieses Geflecht aus Handlungen und Wahrnehmungen weiter aufzuklären (Nullmeier et al. 2008). In aller Regel ist dies aber selbst für eine sehr detaillierte Analyse politischer Prozesse zu kleinteilig angelegt und erfordert Zugang zum Geschehen, der meist nicht gegeben ist.

3.3 Akteurzentrierung

In der Mechanismen-Literatur werden aber auch situationale, institutionelle und systemische Mechanismen genannt, die nicht akteurbezogen sind, sondern auf andere Entitäten verweisen. Die folgenden Abschnitte werden

prüfen, ob es spezifisch situationale, institutionelle oder systemische Mechanismen gibt. Von großer Bedeutung für die Klärung dieser Frage wird das Thema Perzeption sein. Mit der Einführung von Perzeptionsmechanismen können etliche Argumente zugunsten der Existenz ›übersubjektiver‹ Mechanismen konterkariert werden.

3.3.1 Situationale Mechanismen?

Die Kategorie »Situation« hat in der Soziologie eine größere Bedeutung als in der Politikwissenschaft, die sich weit stärker am Begriff der »Institution« orientiert. Situation ist ein Begriff, der jenseits der Ebene individuellen Handelns ansetzt und somit nicht mehr auf die Rekonstruktion von Handlungsmotiven und Deutungswissen angewiesen ist. »Situation« könnte einen Zugang zum sozialen Geschehen eröffnen, der die Ebene der Intersubjektivität unmittelbar zur Grundlage der soziologischen Analyse erhebt. Man kann das theoretische Potential des Situationsbegriffs aufspannen zwischen einem starken »Situationismus« und einer Rückkehr in die handlungstheoretische Tradition: Ein starker Situationismus würde behaupten, dass Situationen aus sich heraus Anpassungs- und Uminterpretationsleistungen der Akteure erzeugen bzw. die Akteure so ergreifen, dass Motive und Intentionen erst im Geschehen oder gar nachträglich erzeugt werden, die Situation mithin das Handeln der Akteure einschließlich der subjektiven Sinnbezüge bestimmt. Situationen ›zwingen‹, ›verführen‹ oder ›leiten‹ die Akteure dazu, in einer bestimmten Weise zu agieren, sie prägen den Akteuren ein bestimmtes Agieren auf.

Selbst wenn sich Situationen als Wahlsituationen darstellen, in denen Handlungsalternativen von den Beteiligten erwogen werden, würde gelten, was Niklas Luhmann so formuliert hat: »Zumeist dominiert – und dies gerade nach dem Selbstverständnis des psychischen Systems! – die Situation die Handlungsauswahl.« (Luhmann 1984, 229) Es sei daher, so Luhmann, nicht erforderlich, auf Intentionen oder sonstige Personeneigenschaften zuzugreifen, es genüge meist die Kenntnis der Situation. Dies ist aus Sicht eines auf Sparsamkeit und Erleichterung der Erhebungsarbeit bedachten sozialwissenschaftlich Arbeitenden ähnlich formuliert in den Hinweisen von Fritz W. Scharpf zur politikwissenschaftlichen Forschungspraxis (Scharpf 2000, 32–36). Situationskenntnis ist hinreichend, rein epistemologisch ist es nicht notwendig, sich auf Handlungsmotive und Handlungswissen ein-

zulassen. Das Luhmann-Zitat lautet vollständig aber: »Zumeist dominiert – und dies gerade nach dem Selbstverständnis des psychischen Systems! – die Situation die Handlungsauswahl. Beobachter können das Handeln sehr oft besser auf Grund von Situationskenntnis als auf Grund von Personenkenntnis voraussehen, und entsprechend gilt ihre Beobachtung von Handlungen oft, wenn nicht überwiegend, gar nicht dem Mentalzustand des Handelnden, sondern dem Mitvollzug der autopoietischen Reproduktion des sozialen Systems. *Und trotzdem wird alltagsweltlich Handeln auf Individuen zugerechnet.* Ein so stark unrealistisches Verhalten kann nur mit einem Bedarf für Reduktion von Komplexität erklärt werden.« (Luhmann 1984: 229). Es sei die durchschnittliche Eigendeutung der Handelnden, dass die Situation das Handeln leite. Und aus Beobachtersicht lasse sich ebenfalls ohne Motiv- und Deutungswissen zur handelnden Person auskommen, weshalb sich die Zurechnung des Handelns als Personen nur funktional erklären lasse. Mit der Stärkung der »Situation« gegenüber der »Person« wird es erst möglich, eine Theorie sozialer Systeme zu entwickeln, in deren Umwelt dann auch psychische Systeme relevant sind. Einen alternativen systemtheoretischen Versuch einer soziologischen Theorie der sozialen Situation hat Jürgen Markowitz 1979 unternommen. Er bestimmt die soziale Situation allerdings von einer Theorie personaler Systeme her (Markowitz 1979).

Andere Autoren, die einen starken Situationsbegriff vertreten, vollziehen diesen Umschlag in eine systemtheoretische Fassung nicht mit. In den Werken von Erving Goffman und Randall Collins sind »Situationen« sozialontologisch besonders ausgezeichnet (Goffman 1961, 1971; Collins 2004): Demnach ist das Interaktionsgeschehen in einer Situation der Kopräsenz die ausschlaggebende soziologische Größe, es allein ist die eigentliche soziale Realität, nicht das individuelle Handeln und auch nicht Makroeinheiten wie Institutionen, Sozialstrukturen oder ökonomische oder politische Ordnungen. In der Interaktion, und darin folgen diese Theorien dem symbolischen Interaktionismus eines Herbert Blumer und George Herbert Mead, entfaltet sich das soziale Geschehen (Blumer 2013; Mead 1973; Joas und Knöbl 2004: 183–219). Allerdings wird weiterhin gestritten, ob Goffman als Strukturalist anzusehen ist, der annimmt, dass den Handelnden durch die Situation bestimmte primäre oder sekundäre Rahmungen (Goffman 1977) trotz aller weiteren Interpretationsmöglichkeiten vorgegeben sind, oder als Interaktionist, der diese Rahmungen als variables Ergebnis von Interaktionsprozessen ansieht (Hettlage und Lenz 1991; Willems 1997: 41–45; Bonß et al. 2020:

225). Bei Randall Collins werden die Kategorien Situation und Face-to-face-Interaktion schließlich gleichbedeutend verwendet.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Randall Collins haben Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl die Defizite situationistischer Ansätze herausgearbeitet: In der Theorie werde nicht geklärt, was eine Situation ausmacht, was eine Situation definiert und wodurch »Situationen ihre Einheit finden« (Hoebel und Knöbl 2019: 80). Die Kategorien von »Situation« und »Interaktion« seien zudem nicht hinreichend gegeneinander abgegrenzt (Ebd.: 85), die Schilderung und der genaue Nachvollzug der Interaktionen in Situationen sei bereits geeignet, die Erklärung der Interaktionsergebnisse zu übernehmen (Ebd., 86). Es bestehen somit erhebliche Zweifel an einer begrifflich klaren und forschungspraktisch realisierbaren Ausformulierung eines intersubjektivistisch-situationistischen Ansatzes. Wenn es die sozialwissenschaftlichen Beobachter*innen sind, die einen sozialen Prozess aus der Situation erklären, ist zu fragen, wie sich ihre Definition der Situation von den Sichtweisen der Situation bei den Beteiligten verhält. Stimmen diese Situationsdefinitionen alle überein und wenn nicht, wieso ist die Sicht der Beobachter*innen ausschlaggebend für Erklärungszwecke, wenn doch die Beteiligten aufgrund von abweichenden Situationsdeutungen handeln? Und wie gelingt es der Sozialwissenschaft, eine Situationsbestimmung zu liefern, die der der Beteiligten überlegen ist? Warum ist die sozialwissenschaftliche nicht nur eine weitere Perspektive neben der der Beteiligten?

Wenn es doch auf die Situationsdeutungen der Beteiligten ankommt, ist man am anderen Pol der theoretischen Einschätzung des Situationsbegriffs angelangt, bei einem handlungstheoretisch und sozialkonstruktivistisch geprägten Verständnis. Die Situation ist nicht akteurunabhängig zu bestimmen, die soziologische Rede von Situationen muss die Motivlagen und Deutungen einbeziehen, um überhaupt etwas als »eine bestimmte Situation« kennzeichnen zu können. In dieser handlungstheoretischen Fassung kann die Kategorie der Situation nicht genutzt werden, um einen speziellen Typ von Mechanismen zu bestimmen oder gar Situationen als zentralen Auslöser von kausalen Mechanismen anzusehen. Wenn Situationen sich aus der Perzeption und Interpretation von Akteuren ergeben, sind sie keine akteurunabhängige kausale Kraft. Um situationale kausale Mechanismen zu behaupten, müsste Situation im Sinne eines systemtheoretischen oder intersubjektivistischen Situationismus als (akteur-)unabhängige Größe vorgestellt werden können (Nullmeier 2014).

In der *Politikwissenschaft* ist »Situation« keine grundlegende Kategorie. Selbst da, wo Face-to-face-Interaktionen in den Vordergrund gerückt werden wie in Arbeiten zur politischen Entscheidungsfindung in Gremien, werden diese eher als »Mikroinstitution« begriffen denn als eine spezifische Situation (Nullmeier et al. 2008). Zwar ist in einer solchen mikropolitischen Perspektive die Ebene der einzelnen Interaktionen zwischen politisch agierenden Personen in ihren spezifischen Kommunikationsdynamiken analysiert worden, aber nicht unter Rekurs auf den Begriff oder die Theorie der Situation. Wenn in der Politikwissenschaft das Wort Situation verwendet wird, dann eher in einem nicht-theoretischen, alltagssprachlichen Sinne. Zudem steht meist etwas Anderes vor Augen als eine Face-to-face-Interaktion mit wenigen Beteiligten. Unter Situation werden eher Makrophänomene verstanden – so in den Floskeln von der »allgemeinen politischen Lage«, der »politischen Großwetterlage« oder der »politischen Krisensituation«, in der man sich aktuell befinde. Man referiert auf Makrophänomene, Wirtschaftslagen, einzelne Konfliktherde oder das Gesamtbild, das sich auf Weltebene oder national für politisches Handeln ergibt. Situation meint also gerade nicht eine Interaktion in einem Gremium, es meint die Konstellation politischer (oder auch ökonomischer und sozialer) Kräfte und Geschehnisse. Vor dem Hintergrund eines solchen *Makroverständnisses von Situation* gibt es allerdings in der politikwissenschaftlichen Literatur durchaus Annahmen darüber, wann sich Situationen als so prägend erweisen, dass sie sich über die Intentionen der Akteure hinweg durchsetzen. Derartige Situationen könnten politikwissenschaftlich für das Konzept »situationaler Mechanismen« taugen. Dies soll an einem Situationstyp, dem des »Problemdrucks«, erläutert werden.

Problemdruck ist ein insbesondere in der Policy-Forschung genannter Faktor, der politischen Wandel erklären soll als Folge eines von einer Situation oder sozioökonomischen Problemlagen ausgehenden Drucks. Die Metapher des Drucks scheint einer Erklärungsweise, die sich des Wortes Mechanismus bedient, besonders nahe zu kommen. Die Ursprünge der politikwissenschaftlichen Rede vom Problemdruck verweisen aber nicht auf Theorien sozialer bzw. kausaler Mechanismen, sondern auf funktionalistische oder sozioökonomische Erklärungen von Entwicklungen in bestimmten Politikfeldern (Obinger 2015, 2019). Unter »funktionalistisch« darf aber nicht das Modell funktionalistischer Erklärung verstanden werden, wie es Elster und andere so heftig kritisiert hatten. »Funktionalistisch« steht in der Policyforschung vielmehr für eine modernisierungstheoretische

Konzeption politischen Wandels, nach der die Gestaltung einzelner Politiken wie z.B. der Sozialpolitik insbesondere durch ökonomische Makrogrößen wie das Wachstum des Bruttosozialprodukts, den Industrialisierungs- und Verstädterungsgrad, aber auch das Ausmaß der Bildungsexpansion und den Ausbaugrad des Staatsapparates bestimmt wird (Wilensky 1975; Obinger 2015; zur Geschichte der Modernisierungstheorie generell: Knöbl 2001). Es können neben die Modernisierungsindikatoren weitere, z.B. politikfeldspezifische Größen treten, die auch negative Ergebnisse von Modernisierungsprozessen umfassen: Wenn durch eine Reform des Gesundheitssystems die Kosten für Krankenversicherungen steigen, wächst der Problemdruck bei Arbeitgeber*innen und Arbeitnehmer*innen, die in einem Sozialversicherungssystem hälftig an den Beitragskosten beteiligt sind. Kommt es zur Überforderung des Gesundheitssystems, weil die Krankenhäuser wegen Personal- oder Finanzmangel Patient*innen nicht mehr aufnehmen und Termine erst in etlichen Monaten zugewiesen werden können, ist es die mangelnde Leistungsfähigkeit des Gesundheitssystems, die Druck auf alle Beteiligten ausübt. Mit dem Wort »Druck« wird eine Situation gekennzeichnet, die *politischen Handlungsbedarf* anzeigt. Die Fassung von Problemdruck als Ausgangspunkt eines kausalen Pfades schreibt der Situation kausale Kraft zu. Nur dort allerdings, wo der Druck durch einen benennbaren Akteur erzeugt wird, der intentional etwas als Druckmittel nutzt, liegt diese kausale Kraft in den Drohhandlungen dieses Akteurs vor. Die oben geschilderten Situationen sind aber so nicht zu interpretieren, die Problemdrucksituation entsteht aus dem komplexen Zusammenwirken vieler Akteure über längere Zeit. Entsprechend wäre es denkbar, bei einem Problemdruck, der nicht intentional erzeugt wird, die »Situation« als Ausgangsgröße für diesen kausalen Mechanismus zu postulieren.

Wie kann eine »Situation« aber in sich ein »Problem« sein und »Druck« ausüben? Die soziologische Literatur zu sozialen Problemen und die politikwissenschaftlichen Arbeiten zum Policy-Wandel besagen übereinstimmend und belegt mit breiter empirischer Forschung (Albrecht und Groenemeyer 2012; Stone 2012), dass Probleme erst in sozialer und politischer Kommunikation erzeugt werden, also nicht qua Situation gegeben sind, sondern von Akteuren als Problem erst wahrgenommen und als solches kommuniziert werden müssen, damit eine Situation als Problem erscheinen kann. Die Situation wirkt gerade nicht als eine Art unabhängiger Aktant und Träger kausaler Kraft. Vielmehr beruht das Verständnis der Situation als Problem auf der Wahrnehmung, Interpretation und aktiven Kommunikation von indivi-

duellen und kollektiven Akteuren. Auch der Druck, der von einer als Problem gedeuteten Situation ausgehen soll, ist nicht der Druck der Situation, sondern jener der Akteure, die die Situation so interpretieren, dass jetzt gehandelt werden müsse. Problem und Druck sind Kategorien, die auf der Seite der Perzeption angesiedelt werden müssen, nicht auf der Seite einer Situation, die so oder auch anders gedeutet werden kann. Problemdruck tritt daher im Überzeugungssystem eines Akteurs in Form einer Kognition auf: »In einem Bereich x liegen viele Schwierigkeiten vor, etliche Beteiligte sind sehr unzufrieden und fordern eine Reaktion der Politik.« Diese Wahrnehmung und Interpretation der Situation kann in Sprechhandlungen anderen gegenüber geltend gemacht werden, dann wird diese Sicht der Situation eventuell von weiteren Personen übernommen. Problemdruck ist demnach das Ergebnis von Wahrnehmungen, Interpretationen und Kommunikationen als akteurbezogenen kausalen Mechanismen, jedoch kein Fall eines situational zu nennenden Mechanismus. Die Situation wirkt nicht durch sich selbst, sie ist nicht produktiv, sie wird erst durch ihre Interpretation zu einer Größe – und bleibt immer vom weiteren kommunikativen Fluss der Interpretationen abhängig. Problem und Druck lassen sich restlos in akteurbezogene Größen auflösen und verlangen daher nicht nach einer Formulierung als situationalen Mechanismen. Vielmehr kann Problemdruck als eine spezielle Ausprägung einer Perzeption auf der Ebene einzelner Akteure angesehen werden.

3.3.2 Institutionelle Mechanismen?

In der Literatur der analytischen Soziologie fehlt eine klare Stellungnahme zur Frage, ob die Rede von institutionellen Mechanismen geeignet sein könnte, die Wirkkraft von Institutionen in einem mechanismenbasierten Theorierahmen zu reformulieren. Vor allem Jon Elster hat sich mit politikwissenschaftlichen Themenstellungen befasst (u.a. Elster 2013, 2020; Elster et al. 2018) und spricht von spezifischen Mechanismen kollektiven Entscheidens. Elster (2007: 403; Elster 2015: 400) nennt drei »aggregation mechanisms: »arguing, bargaining, and voting« (Ebd.). Er hält diese drei Mechanismen für die einzigen Mechanismen im Feld des kollektiven Entscheidens, sie bilden eine »exhaustive list« (Ebd.). Er nennt diese drei Mechanismen unmittelbar danach auch »three procedures« (Ebd.), später »three modes of collective decision making« (Elster 2007: 405). Die Begriffe Mechanismen, Formen und Verfahren versteht er offensichtlich als

gleichbedeutend. Wenn man aber mittels Mechanismen politische Prozesse erklären will, kann der Prozess nicht selbst als Mechanismus bezeichnet werden. Wählen, Argumentieren und Verhandeln sind daher, das wäre die erste Einschränkung, rein logisch nicht gleichzusetzen mit politischen Prozessen. Zu politischen Prozessen gehört in der Regel das Durchlaufen von rechtlich strukturierten Verfahren wie eine parlamentarische Gesetzgebung oder eine Wahl. Die Mechanismen von Elster dürfen – entgegen seiner Ausdrucksweise – weder als Prozesse noch als Verfahren aufgefasst werden, soll die Erklärungskraft von Mechanismen erhalten bleiben. Eine Wahl mit ihrem gesamten Vor- und Nachlauf, die zumeist ein Wahlgesetz und/oder eine Wahlordnung regelt, ist ein Verfahren, das Wählen nicht. Dieses erfolgt innerhalb der Regeln des Wahlverfahrens. Deshalb sollte man Wahl (election) als ein Verfahren bezeichnen können, aber nicht Wählen (voting). Wenn Elster den Vorgang des Wählens meint und nicht das Wahlverfahren, dann bezieht er sich auf etwas, das nicht mit dem Verfahren identisch ist. Da Elster nicht von institutionellen Mechanismen spricht, sondern von Aggregationsmechanismen – gemäß der Tradition der Begriffsbildung bei Coleman und Hedström – sind Wählen, Argumentieren und Verhandeln nur Formen der Aggregation individueller Präferenzen. Die institutionelle Dimension dieser drei Vorgänge, das Wahlrecht, die Struktur der Organe und Gremien sowie die Abstimmungs- und sonstigen Geschäftsordnungsregeln (mit denen sich Elster intensiv befasst hat, u.a. Elster 2013) sind in der Anlage der drei Aggregationsmechanismen nicht erfasst.

Institutionen gelten in der Politikwissenschaft als zentraler Erklärungsfaktor jenseits von individuellem oder kollektivem Handeln. Ansätze, die sich als Institutionalismus bezeichnen, haben die politikwissenschaftliche Theorieentwicklung in den letzten Jahrzehnten stark bestimmt, das gilt für die bereits ausführlicher betrachteten Institionalismen: den historischen und den akteurzentrierten Institutionalismus, aber auch für die disziplinären Importe des soziologischen und des ökonomischen Institutionalismus und auch für den diskursiven Institutionalismus (March and Olsen 1984; Williamson 1985; Schmidt 2008, Hall and Taylor 1996). Gleichwohl findet sich im Überschneidungsfeld dieser Institutionalismen und der Mechanismenliteratur keine Theorie institutioneller Mechanismen. Hilfreicher für die Frage, ob es institutionelle Mechanismen geben kann oder man eine Theorie entwickeln sollte, die diese zulässt, könnte eine alte Unterscheidung aus der Wahl- und Parteienforschung sein, die sich einer Mechanik-Metapher bedient. Maurice Duverger (1959) hatte zwei Arten der Wirkung

von Wahlsystemen unterschieden: mechanische und psychologische Effekte (Wagner 2013). Mechanische Wirkungen waren für ihn jene, die unabhängig von den Intentionen und Handlungsorientierungen der beteiligten Personen auftreten, die sich direkt aus den Verfahrensregeln des Wahlrechts zur Aggregation der Stimmen ergeben, also maßgeblich von der Art des Wahlsystems abhängen. *Psychologische Effekte* dagegen verweisen auf die Handlungsorientierungen der Wähler*innen. Existiert z.B. eine 5%-Hürde, entstehen psychologische Effekte dadurch, dass sich Wähler*innen überlegen, ob sie Parteien gemäß ihrer programmatischen Präferenz wählen, oder ob sie die Erfolgschancen angesichts dieser institutionellen Hürde bewerten und nur jene Parteien wählen, die in ihrer Einschätzung die Chance hätten, über 5%-Stimmenanteil zu kommen. Die psychologischen Effekte beruhen, übersetzt man die Terminologie Duvergers in die Sprache der kausalen Mechanismen, eindeutig auf akteurzentriert zu fassenden kausalen Mechanismen. Es sind Personen mit ihren Perzeptionsweisen und Handlungsorientierungen, die eine Wahlhandlung aufgrund der je spezifischen Deutung der Funktionsweise eines Wahlsystems ausführen.

Die *mechanischen Effekte* von Wahlsystemen ließen sich dagegen als Beispiel für institutionelle Mechanismen verstehen. Das Wahlsystem als Institution würde aus sich heraus bestimmte Wirkungen erzeugen: Die Regeln des Wahlsystems wirken sich mittels der Mechanik der Auszählung von Wählerstimmen und der Sitzverteilung in einem Parlament ohne jedes Dazutun von Akteuren unmittelbar im Wahlergebnis aus. Das Wahlsystem, die Regeln des Wahlrechts, stellen einen institutionellen (kausalen) Mechanismus dar. Damit wären im Unterschied zu Elster, der »voting« für einen von drei Mechanismen kollektiven Entscheidens hält, eine Vielzahl von institutionellen Mechanismen gemäß der Vielfalt von Wahlsystemen bzw. der Kombinatorik von elementaren Verfahrenregeln in den konkreten Wahlsystemen vorhanden. Aber sind diese mechanischen Effekte oder diese potentiellen institutionellen Mechanismen so akteurfrei wie bei Duverger angenommen?

Zunächst: Institutionen erzeugen aus sich heraus kein bestimmtes Ergebnis. Sie basieren darauf, dass die Regeln genauso zur Anwendung kommen, wie sie (rechtlich) fixiert wurden. Die Mechanik steckt in den Regeln *und* in deren strikter Umsetzung. Erst wenn Akteure darauf bedacht sind, die institutionellen Regeln einzuhalten, sich mithin normkonform verhalten, wirken Institutionen: Institutionelle Effekte ergeben sich, wenn die Handlungsweisen von Personen, die mit den Verfahrensregeln der Insti-

tution als unmittelbar Beteiligte (weil Mitglied der Organisation, die diese Institution bildet) umgehen, darauf zielen, diese Regeln durchzusetzen. Immer muss daher der Handlungsmechanismus der Normbefolgung unterstellt werden, damit die Institution als Regelsystem überhaupt wirken kann. Seit Ludwig Wittgensteins Spätwerk (Wittgenstein 1971) und insbesondere aufgrund der Überlegungen von Robert B. Brandom (2000) ist bekannt, dass das Befolgen von Regeln keine Trivialität ist, da die strikte Umsetzung von Regeln weitere Regeln voraussetzt, wie die Regeln anzuwenden sind. Der Wille zur Normbefolgung (1), ein Überzeugungssystem, das eine wie immer definierte regelnahe Regelumsetzung unterstützt (2) und eine politische oder soziale Kultur der Regelorientierung (3) sind erforderlich, um die mechanischen Effekte überhaupt wirksam werden zu lassen. Eine Kultur der Normunterlaufung (durch Korruption, Aushöhlung der Legitimität dieser Normen oder aufgrund des geringeren Aufwandes) lässt keine mechanischen Effekte auftreten, sondern sorgt dafür, dass arbiträre, manipulierte oder unkorrekte Entscheidungen getroffen werden, obwohl ein regelbasiertes System als Verfahren vorliegt. Die Motivation, normgerecht zu handeln und Regeln möglichst genau anzuwenden, sorgt dafür, dass Institutionen eine soziale Realität erhalten, dass eine gesetzliche Regel zu einer sozialen Praxis wird. Institutionelle Wirkungen ergeben sich aus den Handlungen von Personen, die mit den Verfahrensregeln der Institutionen unter der Grundannahme umgehen, dass diese Verfahrensregeln zu befolgen seien. Im Zentrum der institutionellen Wirkungen steht also das Befolgen und die situationsangemessene Anwendung der jeweiligen Norm.

Wenn dieses Argument akzeptiert wird, kann es keine aus sich allein heraus Kausalität erzeugenden Institutionen geben. Institutionen – gleich welcher Definition dieses Begriffes man folgen mag – setzen immer ein Handeln von Personen voraus, um Wirksamkeit zu erlangen. Die Frage, ob es institutionelle Mechanismen gibt, ist damit nicht notwendig entschieden. Man könnte den Begriff auch nutzen, ohne eine autonome Wirkkraft von Institutionen vorauszusetzen. So ließe sich der Versuch unternehmen, den Begriff institutioneller Mechanismus zu reservieren für ein ideales Zusammenspiel von Regelsystemen und Personenhandeln, nämlich einem jederzeitigen Handeln im Sinne der Regeln der Institution. Als Wirkeinheit wird dann das institutionelle Regelsystem samt der der Institution zuzurechnenden Akteure und deren strikt normenorientiertem Verhalten verstanden. Die Normeinhaltung wird damit den Institutionen als kausale

Wirksamkeit zugeschlagen, die Normabweichung dagegen erscheint als Ausdruck besonderer Handlungsorientierungen jenseits der Institutionen. Das ist eine argumentativ nicht zu vertretende Zurechnung einer bestimmten Handlungsorientierung auf Institutionen und letztlich ein Rückfall in das sogenannte »normative Paradigma« (Wilson 1973; Keller 2012). Diese Kopplung an eine bestimmte Handlungsorientierung schließt es auch aus, mit zwei Grundtypen von Mechanismen gleichzeitig zu arbeiten: institutionellen und akteurbezogenen Mechanismen. Denn die institutionellen Mechanismen lassen sich gar nicht ohne die Einbeziehung eines bestimmten Handlungsmechanismus bestimmen. Es handelt sich also nicht um zwei nebeneinanderstehende Grundtypen von Mechanismen, sondern zu seiner eigenen Existenz benötigt der eine Grundtyp den Rückgriff auf den anderen.

3.3.3 Systemische Mechanismen?

Die Vorstellung spezifischer situationaler oder institutioneller Mechanismen stößt damit auf gravierende Gegenargumente. Es ist jedoch noch zu prüfen, ob es systemische Mechanismen geben kann. Die soziologische Theoriegeschichte war lange Zeit bestimmt von dem Gegeneinander bzw. Zusammenspiel von Handlungs- und Systemtheorie, eine Problematik, die auch unter dem Titel »Micro-Macro-Link« verhandelt wird. Die Einführung der Systemtheorie in die Soziologie erfolgte zentral durch Talcott Parsons' Schriften Anfang der 1950er Jahre, nachdem er 1937 in »The Structure of Social Action« eine allgemeine soziologische Handlungstheorie entworfen hatte, die mit einer Lösung des Problems sozialer Ordnungsbindung kompatibel war. Deren Schwierigkeit gab den Anstoß zur Aufnahme systemtheoretischer Konstruktionen und zur Akzentuierung einer Theorie funktionaler Differenzierung (dazu generell: Nullmeier 2015a, 2015b). Die Systemtheorien widmeten sich der Untersuchung von gesellschaftlichen Feldern wie Wirtschaft, Politik, Recht, Wissenschaft, die als ausdifferenzierte Funktionssysteme des sozialen Systems verstanden wurden, sich aber später, insbesondere bei Niklas Luhmann, von der Vorgabe fester Funktionen wie in Parsons AGIL-Schema mit ihren vier Funktion »adaptation«, »goal attainment«, »integration« und »latency« löste. Entsprechend kam es zur »Vermehrung« von Funktionssystemen: Sport, Erziehung, Religion, Kunst, Massenmedien/Öffentlichkeit etc. konnten hinzutreten. Ein Schritt

in der Geschichte dieser Theorieentwicklung ist hier von besonderer Relevanz. Der Mechanismenbegriff der frühen Parsonianischen Systemtheorie wird bei Niklas Luhmann zugunsten des Begriffs »Medien« aufgegeben. Der Medienbegriff wiederum bildet die Grundlage für die Theoriefigur der »symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien«. In »Social Structure and Personality« findet sich ein Vortrag aus dem Jahre 1960, in dem die Begriffe »mechanism« und »media« austauschbar benutzt werden (Parsons 1964, 112–126). Was bisher als »mechanism« bezeichnet wurde, konnte nun auch »medium of communication« heißen. Ausgehend vom paradigmatischen Fall des Geldes im ökonomischen System entwickelte Parsons seine Medientheorie, die allerdings im Rahmen seiner Vierfunktionslogik verblieb. Entsprechend traten Macht, Einfluss und schließlich Wertbindung als weitere Medien hinzu (Parsons 1980). Niklas Luhmann überwand diese Viererlogik und ließ eine unbestimmte Zahl von Funktionssystemen zu, die jeweils über ein derartiges symbolisch generalisiertes Medium verfügten.

In Jürgen Habermas' »Theorie des kommunikativen Handelns« gibt es nur zwei Systeme und entsprechend auch nur zwei Medien, bürokratische Macht und Geld als Kommunikationsmedien auf Seiten der gegenüber der Lebenswelt verselbständigten Systeme von Wirtschaft und Staat (nicht: Politik). Und nur für diese beiden Fälle wird auch von »systemischen Mechanismen« (Habermas 1981 II: 244, 246) oder »Systemmechanismus« (Habermas 1981 II: 251) gesprochen. Sicher kann Jürgen Habermas mit den methodologischen, soziologischen oder politikwissenschaftlichen Komponenten seines Werkes nicht annähernd der Literatur zum Thema kausale Mechanismen zugerechnet werden. Der Terminus »Mechanismus« tritt jedoch bei ihm an der zentralen Schnittstelle von Handlungs- und Systemkonzeption auf. Wie für Jon Elster ist der Funktionalismus für Jürgen Habermas ein bedeutsamer Ausgangspunkt methodologischer Überlegungen. In »Zur Logik der Sozialwissenschaften« aus dem Jahre 1967 (Habermas 1970: 71–310) wird das gesamte Spektrum der soziologischen Ansätze von der Kulturanthropologie Malinowskis und Radcliffe-Browns bis zu Merton und Parsons behandelt, Anfang der 1970er Jahre rückt dann die Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns Fassung einer funktionalistischen Systemtheorie in den Vordergrund (Habermas und Luhmann 1971), während die theoriearchitektonischen Entscheidungen in der »Theorie des kommunikativen Handelns« (1981) in ausführlicher Diskussion der kategorialen Anlage des Werkes von Talcott Parsons erfolgen (Habermas 1981 II: 295–444). Die frühe Kritik der verschiedenen Varianten eines Funktionalismus und einer Ablösung von

Handlungs- durch Systemtheorie lässt Jürgen Habermas die Potentiale der interpretativen soziologischen Tradition von Schütz bis zu Goffman, Strauss und Garfinkel erkunden, jedoch mit einer Negativanzeige. Der sprachverstehende Zugang genüge nicht, um alle relevanten Aspekte sozialen Handelns und gesellschaftlichen Zusammenlebens zu analysieren – und vor allem kausal zu erklären. Eine zeitweilige Konzentration auf die kausalen Motivationen, die nicht als Sinnbestände bewusst zugänglich sind, mithin unbewusste Motive darstellen, und entsprechende Zuwendung zur Psychoanalyse (Habermas 1968) wird schon bald abgelöst durch eine die Gattungskompetenzen rekonstruierende Sozialwissenschaft (Habermas 1984; McCarthy 1980: 312–316), die die Defizite der bisherigen verstehenden Soziologie überwinden will, ohne sich Funktionalismus und Systemtheorie zuzurechnen. Dieser Theorietyp bleibt leitend für die Gesamtarchitektur in der »Theorie des kommunikativen Handelns«, in der Habermas die Konzeption von Gesellschaft als Lebenswelt und System entwickelt sowie als Folge der Entkopplung der Systeme die »Kolonialisierung der Lebenswelt« herleitet. Handlungskoordinierung über systemische Mechanismen und Handlungskoordinierung auf dem Wege des »Verständigungsmechanismus« (Habermas 1981 II: 333) stehen sich gegenüber und strukturieren den gesamten Theorieaufbau.

In der Einleitung zur »Zweiten Zwischenbetrachtung: System und Lebenswelt« (Habermas 1981 II: 173–181) wird der systemische Mechanismus des Marktes anhand der Auseinandersetzung Émile Durkheims mit Herbert Spencer beschrieben, wobei die folgenden Ausführungen als Spencer-Paraphrasen zu werten sind: »Der Markt ist ein Mechanismus, der die Integration der Gesellschaft insofern ›spontan‹ zustande bringt, als er nicht etwa Handlungsorientierungen über moralische Regeln, sondern aggregierte Handlungseffekte über funktionale Zusammenhänge aufeinander abstimmt.« (Ebd.: 176) Der Markt sei ein »normfreier Regelmechanismus« (Ebd.), der in Privatverträgen nur seinen normativen Ausdruck erhalte, aber selbst einen »nicht-normativen« Mechanismus darstelle (Ebd.). Die Schlussfolgerung, dass moderne Gesellschaften nicht normativ, sondern nur funktional integriert seien, wehre Durkheim zwar ab, könne aber – außer als Forderung nach einem berufsständischen Ethos – keine Nachfolge des vormodernen Kollektivbewusstseins benennen. Normfreie Sozialität müsse aber, so Durkheim, in Anomie münden. »Die Analyse dieser Zusammenhänge ist nur möglich, wenn wir die Mechanismen der Handlungskoordinierung, die die *Handlungsorientierungen* der Beteiligten aufeinander

abstimmen, von Mechanismen unterscheiden, die nicht-intendierte Handlungszusammenhänge über die funktionale Vernetzung von *Handlungsfolgen* stabilisieren. Die Integration eines Handlungssystems wird im einen Fall durch einen normativ gesicherten oder kommunikativ erzielten Konsens, im anderen Fall durch eine über das Bewußtsein der Aktoren hinausreichende nicht-normative Regelung von Einzelentscheidungen hergestellt.« (Ebd.: 179) Systemische Mechanismen erzeugen Handlungskoordinierung und (systemische) Integration normfrei und ohne kommunikative Abstimmung und Konsenserzielung. Die Deutung des Marktes als normfreier Sphäre bzw. Form der Handlungskoordinierung, die im Kern nicht auf Übereinstimmung über normative Regeln beruht, prägt das Konzept des »systemischen Mechanismus« bei Habermas.

Es soll im Folgenden gezeigt werden, dass die theoretische Verselbständigung von Funktionssystemen argumentativ nicht hinreichend begründet ist. Statt systemische Mechanismen zu postulieren, können Markt und auch Staat in einen Analyserahmen zurückgeführt werden, der akteurbezogen ist und auf Perzeptionen, Handlungen und Interaktionen und darauf bezogene kausale Mechanismen abstellt. Statt sich sogleich auf die Ebene der Makrodynamiken in Funktionssystemen zu begeben und diese als handlungsentkoppelt zu verstehen, sollen hier akteurbezogene und handlungsbasierte Mechanismen identifiziert werden, die das stabilisieren, was Luhmann und Habermas als Funktionssystem analysieren.

Jürgen Habermas weist in der Kritik an Parsons selbst den Weg, wie eine Sonderrolle des »Systemischen« überwunden werden könnte: »Es hätte nun nahegelegen, das Handlungskonzept so an das Ordnungskonzept anzuschließen, daß beide einander auf derselben analytischen Ebene zum Begriff der sozialen Interaktion ergänzen. Dabei hätte der Begriff des normativen Einverständnisses als Brücke zwischen den Konzepten der wertorientierten Zwecktätigkeit und einer Werte mit Interessenlagen integrierenden Ordnung dienen können. Darüber wären allerdings jene Interpretationen und Ja/Nein-Stellungnahmen von Interaktionsteilnehmern, die einen Wertekonsens und die Anerkennung von Normen tragen, ins Zentrum der Handlungstheorie gerückt. Im Mittelpunkt stünde nicht mehr die Zweck-Mittel-Struktur des Handelns, sondern die sprachabhängige Konsensbildung als derjenige Mechanismus (sic! FN), der die Handlungspläne verschiedener Aktoren aufeinander abstimmt und dadurch soziale Interaktion erst möglich macht.« (Habermas 1981 II: 319) Diesen Weg sei Parsons aber nicht gegangen, weil er die singuläre Handlung und damit die kontingente Entschei-

dung des Einzelnen, also im kantischen Sinne die Willkürentscheidung, als Ansatzpunkt gewählt habe. »Ja/Nein-Stellungnahmen zu normativen Geltungsansprüchen entspringen allerdings nicht einer kontingenten Wahlfreiheit, sondern moralisch-praktischen Überzeugungen; sie unterliegen mindestens implizit der bindenden Kraft guter Gründe. Wenn man jedoch, wie Parsons, die handlungsorientierenden Entscheidungen zunächst einmal als Ausfluß der privaten Willkür vereinzelter Aktoren ansetzt, fehlt ein Mechanismus (sic! FN), der den Aufbau von Handlungssystemen aus Handlungseinheiten erklären könnte.« (Habermas 1981 II: 321/322).

Man kann also durchaus methodisch bei einzelnen Handlungen ansetzen und untersuchen, welche normativen Standards, welche als verbindlich angesehenen Verpflichtungen in diesen Orientierungen zum Zuge kommen, um dann Interaktionen zu untersuchen, die als Ausprägung einer sprachabhängigen und wesentlich normativen Konsensbildung verstanden werden können. Dass auch Habermas diesen Weg nicht gegangen ist, sondern sich für Wirtschaft und Staat der systemtheoretischen Tradition angeschlossen hat, liegt u.a. an seiner Annahme, dass wirtschaftliche Tauschvorgänge nicht als sprachabhängige Konsensbildung begriffen werden können (Habermas 1981 II: 406). Die Sprachabhängigkeit kann bei Tauschvorgängen tatsächlich gänzlich reduziert werden, weil es genügt, in Vertragsformulare oder Überweisungen Zahlen einzutragen oder eine Kreditkarte in die Nähe eines Zahlungsgerätes zu halten. Damit entbehrt der Tauschvorgang jedoch nicht jeglicher normativen Verständigung. Diese ist allerdings so weitgehend ›automatisiert‹, ›institutionalisiert‹ und technisch ›routinisiert‹, dass eine sprachliche Neuverständigung bei jedem einzelnen Vorgang verzichtbar ist. Der sprachlose Tauschvorgang ist vergleichbar dem wortlosen Grüßen einander bekannter und daher vorverständigter Personen. Es kommt für die Konsensbildung in wirtschaftlichen Vorgängen nicht auf das Maß der aktuellen Nutzung von sprachlichen Äußerungen an, sondern auf die Routinisierung der Konsensbildung und ihrer, sei es technischen, sei es anderweitig formalisierten Umsetzung. Für Zahlungsvorgänge ist es erforderlich, dass bei beiden Beteiligten eine normativ eingebettete rationale Kalkulation als Handlungsmechanismus vorherrscht, der es erst möglich macht, dass nicht nur der normative Rahmen des Tauschens, sondern auch die konkrete Tauschrelation zwischen einem Produkt bestimmter Menge und bestimmten Preises eine Zahlungsbereitschaft in gleichem Verhältnis zur Menge und zum Preis entspricht. Der Eintritt in ein Tauschgeschehen erfolgt aufgrund des Handlungsmechanismus rationaler Kalkulation. Die Bestimmung eines

Preis-Menge-Verhältnisses verlangt ebenfalls rationale Kalkulation und wechselseitige Signalisierungen, dass dieses Preis-Menge-Verhältnis der Tauschparteien anerkannt wird. Dass ein solches Signal von beiden Akteuren wahrgenommen und verstanden wird, ist bereits eine normative Verständigung. Die Konsensbildung erfolgt sowohl über den normativen Rahmen des Tausches als auch über die konkrete Äquivalenzrelation. Man benötigt mithin, um den Tausch zu verstehen, keine systemtheoretischen Hilfestellungen, sondern kann auf eine Kombination von Perzeptions- und Handlungsmechanismen zurückgreifen, bei Verhandlungen über den Preis auch auf Interaktionsmechanismen. Man verständigt sich in einem jeden Tauschakt darauf, dass es um eine ausschließlich geldzentrierte Interaktion geht. Ökonomische Vorgänge basieren auf derartigem normativen Konsens. Dieser Konsens schließt ein, dass sich die gesamte Interaktion nur auf einen Aspekt bezieht, den Austausch von Waren gegen Geld unter Geltung des jeweiligen Bürgerlichen Gesetzbuches. Was Geld hier leistet, ist der Ausschluss aller anderen Überlegungen als handlungsirrelevant aus dem sozialen Geschehen, die Konzentration allein auf ein Element aus der Fülle der Möglichkeiten von Anschlusskommunikation.

Die Rekonstruktion eines einzelnen Tauschvorganges vermag jedoch nicht unmittelbar das Phänomen des Wettbewerbsmarktes aufzuklären (zur Soziologie des Marktes: Aspers 2011; Beckert 1997, 2018; Beckert, Diaz-Bone und Ganßmann 2007; Brunsson and Jutterström 2018). Märkte sind zunächst nichts Anderes als Tauschoptionen. Was immer als mögliche Option in den subjektiven Blick einer tauschbereiten Person gerät, kann als zugehörig zum Markt angesehen werden. Wenn es ein bestimmtes Gut auch weit entfernt zu kaufen gibt und darüber Informationen (egal welcher Qualität) vorhanden sind, dann ist in der Perzeption eines Akteurs ein Marktfeld konstruiert. Voraussetzung ist, dass eine Vergleichbarkeit der Waren und Preise hergestellt werden kann, so dass nur die Frage der Transaktionskosten zu bedenken ist, um einen Preisvergleich zu anderen Tauschoptionen durchführen zu können. Die Marktreichweite hängt von den subjektiven Konstruktionen von Vergleichbarkeit und der Erwartung von Kaufmöglichkeiten ab. Die Existenz von Marktprozessen beruht auf Aktivitäten, die auf der subjektiven Konstruktion von Vergleichbarkeit und Marktfeldern beruhen. Es sind die Erwartungen (Beckert 2018), dass sich preislich Vorteile ergeben könnten. Der Markt greift mithin nicht als systemische Integration von Handlungen durch die Handlungsintentionen hindurch, er ist Ergebnis von Perzeptionen und Interpretationen, die marktschaffende Ak-

tivitäten auslösen. Eine perzeptions- und handlungstheoretische Fassung des Marktes ist daher angemessen: Jede marktschaffende Aktivität kann wahrgenommen oder systematisch beobachtet werden, Marktbeobachtung ist ein zentrales Element ökonomischen Geschehens, deshalb ist auch die Verbindung zwischen kapitalistischer Ökonomie und Informations- und Kommunikationstechnologien so eng (Vogl 2021).

Eine wechselseitige Anpassung erfolgt durch eine auf dasselbe Geschehen gerichtete Abfolge von Perzeptionen und Handlungen bei einer größeren Zahl von Personen. Die Beobachtung, dass die eigene Preisvorstellung als Anbieter von den aktuell an einem bestimmten Ort vorherrschenden Preisen für dasselbe Gut nach oben abweicht, man also zu viel für sein Produkt verlangt, führt bei rational-kalkulierender Orientierung zu einer Handlung, seine Preisvorstellung nach unten zu korrigieren und dies entsprechend zu kommunizieren. Wenn dann dennoch der Absatz nicht gesteigert werden kann, weil auch die korrigierte Preisvorstellung noch oberhalb des gängigen Preisniveaus liegt, kann auch das wahrgenommen und durch eine weitere Anpassungshandlung an den beobachteten relevanten Marktpreis berücksichtigt werden. Geschieht dies mehrfach, bis eine Vielzahl von Akteuren den geforderten und von Nachfrager*innen akzeptierten Preis angenähert hat, entsteht aus der Vielzahl der Preisforderungen das, was die Mikroökonomie einen Gleichgewichtspreis nennt. Dieser Vorgang ist auch bei Geschehnissen außerhalb eines Marktwettbewerbs denkbar, deshalb soll dieser *komplexe Mechanismus*, der sich erst aus einer Fülle von gleichgerichteten Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen ergibt, als *iterative wechselseitige Anpassung* bezeichnet werden (Scharpf 2000: 186). Selbst die Marktdynamik, die immer als Muster eines nicht handlungstheoretisch auflösbaren Geschehens verstanden wurde, kann mit akteurzentrierten Mechanismen erklärt werden.

3.3.4 Akteurzentrierung und Prozessanalyse

Es ist weder zwingend noch naheliegend, Situationen, Institutionen oder Systeme als Träger kausaler Mechanismen anzunehmen. Die Vorgänge, für die situationale, institutionelle oder systemische Mechanismen als Verursachung behauptet werden, lassen sich durch akteurzentrierte elementare Mechanismen: Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen und deren Zusammenspiel in komplexen Mechanismen – rekonstruieren

und sogar genauer, da prozessnäher erfassen. Erst der Einbau von Wahrnehmung und Perzeptionsmechanismen in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung macht eine Überwindung des Postulats eigener mit Kausalkraft ausgestatteter ›Aktanten‹ wie Situation, Institution oder System möglich.

Entsprechend kann ein mechanismenbasierter Ansatz mit einer schlanken *Sozialontologie* auskommen. Als Träger von Mechanismen kommen nur individuelle und kollektive Akteure in Betracht, wobei unterstellt wird, dass auch kollektive Akteure in das Zusammenwirken von Einzelakteuren dekomponiert werden können. Dieser Dekompositionsschritt ist aber für politikwissenschaftliche Analysen oft zu aufwändig, um als Anforderung an die Forschungspraxis postuliert werden zu können. Daher werden sowohl die praktischen als auch die theoretischen Fragen des Arbeitens mit kollektiven Akteuren hier nicht weiter eruiert, die Ausführungen von Fritz W. Scharpf hierzu können als Leitlinie fungieren (Scharpf 2000: 95–107).

Die Akteurzentrierung ist eine grundlegende Voraussetzung für die Durchführbarkeit von Prozessanalysen. Das ›Agieren‹ von Situationen, Institutionen und Systemen würde die Möglichkeiten, politische und soziale Prozesse detailliert und in genauer Erfassung der temporalen Ordnung zu studieren, erheblich erschweren oder gar unmöglich machen, da die Wirkung zumindest der Aktanten »Institution« und »System« (im Unterschied zu »Situation«) kaum auf Zeitpunkte oder enge Zeiträume fixiert werden kann. Statt den Prozess durch den Prozess und die in ihm wirksamen Kräfte zu erklären, würden Institution, System und auch weiter gefasste Bestimmungen von Situationen wie etwa Problemdruck über den Prozessen ›schweben‹ und zu beliebigen Zeitpunkten als wirksam angesehen werden können. Oder sie würden sogar als so wirksam angesehen, dass Prozesse zur ›Realisierung‹, zum ›Ausdruck‹ oder zum ›Spiegel‹ der Institutionen, Situationen oder Systeme werden. Will man einzelne politische Vorgänge prozessanalytisch aufklären und erklären, wäre ein Verweis auf Nicht-Akteurmechanismen ein Selbstdementi, da Prozessanalyse durch diese Typen von Mechanismen nur geschwächt werden kann.

4. Elementare kausale Mechanismen

Ein mechanismenbasierter Erklärungsansatz wird in der empirischen Sozial- und Politikforschung wirksam werden können, wenn die an einzelnen materialen Erklärungsproblemen interessierten Forscher*innen nicht je für sich kausale Mechanismen ›finden‹ oder ›erfinden‹ müssen. Sie sollten auf einen Grundstamm an kausalen Mechanismen zurückgreifen können. Die Konzeption einer modularen Erklärung legt die Auflistung einer Reihe von – im besten Fall bereits sozialtheoretisch analysierten – Mechanismen nahe. In diesem Kapitel soll eine solche Zusammenstellung elementarer kausaler Mechanismen geliefert werden. Diese kann selbstverständlich nur ein erster Versuch sein, der sich darauf konzentriert, in der Literatur genannte elementare Mechanismen der Unterscheidung von Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen gemäß aufzuführen. Es wird aber nicht der Anspruch erhoben, alle in der umfangreichen Literatur erwähnten Mechanismen aufzuführen, insbesondere komplexe kausale Mechanismen werden in dieser Aufstellung nicht berücksichtigt. Zusätzlich werden Mechanismen aufgeführt, die sich so nicht in der Mechanismus-Literatur finden.

Hier werden Vorschläge unterbreitet, welche weiteren Mechanismen für Erklärungen politischen und sozialen Geschehens angenommen werden sollten. Jon Elster hat die Technik verwendet, Komplementärmechanismen zu definieren (wenn ein Mechanismus A zu B führt, könnte es auch einen Mechanismus geben, der von A zu C führt), dies aber nicht systematisch auf alle postulierten Mechanismen angewendet. So lässt sich in einem stärker theoretisch-systematischen Sinn auf die Möglichkeit von Mechanismen schließen. Deshalb liefert die Aufstellung auch *mehr* als nur eine Zusammenstellung etlicher der in der Literatur erwähnten kausalen Mechanismen. Bisher präsentierte Listen von Mechanismen orientierten sich entweder an empirischen Forschungsarbeiten und deren Resultaten, übersetzten Sprichwörter oder klassische sozialwissenschaftliche Analysen (insbesondere diejenigen von Tocqueville) in die Sprache der kausalen Mechanismen oder entwickelten sie als Abweichungen von einem Rational-

Choice-Modell des Sozialen. Nur der letzte Weg besitzt eine gewisse innere Systematik, bindet Aufstellungen von Mechanismen aber an eine einzelne Theorieschule mit deren besonderen Schwächen. Der systematische Anspruch soll durchaus aufrechterhalten werden, allerdings bei Öffnung zu anderen sozialwissenschaftlichen Theoriesträngen. Entsprechend werden Potentiale anderer Theorieschulen insbesondere der Soziologie genutzt, um die Aufstellung von kausalen Mechanismen hinreichend breit zu machen.

4.1 Perzeptionsmechanismen

4.1.1 Ein eigener Typus von Mechanismen

Über die Benennung dieses Typus von Mechanismen kann berechtigterweise Unsicherheit bestehen. Hier wird die Formulierung »Perzeptionsmechanismen« verwendet, um den Gesamtbereich von »Perzeption und Interpretation« zu erfassen, also die sowohl kognitive als auch emotive Verarbeitung eines Wahrgenommenen, Erfahrenen, Gehörten, Gesehenen, kommunikativ zur Kenntnis Genommenen. Die Begriffe »Wahrnehmung« und »Perzeption« werden synonym betrachtet und schließen Interpretationen ein, weil es keine Wahrnehmung ohne eine Interpretation, d.h. eine Bezugnahme auf gegebene Wahrnehmungs- und Deutungsschemata geben kann. Als begriffliche Alternativen zu Wahrnehmung, Perzeption, Interpretation könnten noch Jon Elsters »The Mind« (Elster 2007, 2015) oder Niklas Luhmanns Begriff des »Erlebens« in Betracht kommen (Luhmann 1984).

Während Elsters Begrifflichkeit zu offen bleibt und darauf zielt, die Sozialwissenschaften für die Psychologie zu öffnen, betont Luhmann den Unterschied zwischen »Erleben« und »Handeln«: »Wird die Sinnselektion der Umwelt zugerechnet, gilt die Charakterisierung Erleben, und die Anknüpfung für weitere Maßnahmen wird in der Umwelt des Systems gesucht (obwohl das System als erlebend beteiligt war!). Wird dagegen die Sinnselektion dem System selbst zugerechnet, dann gilt die Charakterisierung Handeln (obwohl solches Handeln ohne Bezug auf die Umwelt gar nicht möglich ist).« (Luhmann 1984: 124). In dem 2017 veröffentlichten Manuskript Luhmanns zu einer »Systemtheorie der Gesellschaft« aus den Jahren 1973 bis 1975 hatte er von Handeln als »Systemzurechnung« und Erleben als »Weltzurechnung« gesprochen und den anti-ontologischen Status beider – sie seien nur Zu-

rechnungsformen der Sinnselektion – betont (Luhmann 2017: 479–480). Im Erleben wird die eigene Beteiligung ausgeblendet, was sicherlich für alltägliches Erleben zutreffen mag, aber für komplexere Formen professioneller Deutung und Perzeption von Ereignissen nicht mehr zutreffen muss. Wahrnehmung kann auch als reflexives, um die Eigenbeteiligung wissendes Geschehen vorgestellt werden. Aber auch dann muss die Zurechnung auf ein Außerhalb, die Umwelt, die Situation etc. erfolgen. Richtet sich das Erleben auf innere Erlebnisse wie die Erkundung der eigenen Gefühlslagen, ist auch das eine Zuschreibung auf die Umwelt, nunmehr die innere. So verstanden, ist die Begrifflichkeit von Luhmann durchaus sinnvoll, allein die Substantivierung von Erleben im Terminus Erlebnis könnte fehlleitend sein. Deshalb wird hier die Terminologie Wahrnehmen/Wahrnehmung bzw. Perzipieren/Perzeption verwendet.

Die Einführung des Begriffs Perzeptionsmechanismen bedeutet eine entscheidende Veränderung gegenüber den vorliegenden mechanismenbasierten Theorieansätzen als auch gegenüber anderen soziologischen und politikwissenschaftlichen Theorien. Warum Perzeption und Interpretation überhaupt theoretisch zentral sein sollten, lässt sich anhand der Problematik aufzeigen, wie ein Ereignis an ein anderes Ereignis oder eine andere Aktivität anschließen kann. Diese Frage hatte Niklas Luhmanns in seiner Systemtheorie aufgeworfen: Nur bei einer Verknüpfung von Ereignissen kann ein soziales System fortbestehen (Luhmann 1984: 390). Diese Verknüpfung leisten, so Luhmann, Strukturen. Und Strukturen sind in sozialen Systemen Erwartungsstrukturen (Ebd. 392, 397). Diese Argumentationsstrategie steht in der Tradition Talcott Parsons (Ebd. 396) mit der Betonung von Normen und Rollen, die Luhmann genereller als Erwartungsstrukturen fasst. Damit wird allein ein spezifischer Mechanismus der Anschlussproduktion benannt, nämlich Normbefolgung. Und man bleibt auf der Ebene von Handlungen, die über Erwartungen aufeinander bezogen sind und so Anschlüsse gewährleisten. Verdeckt wird aber, wann und wodurch bestimmte Erwartungsstrukturen aktiviert werden. Es muss etwas geben, das nahelegt, dass ein bestimmtes Ereignis bestimmte Erwartungen aktiviert. Ohne eine Operation, die Ereignisse und Erwartungsstrukturen (und auch Erwartungserwartungen, Luhmann 1984: 411–417) in Beziehung setzt, kann es keine Anschlüsse zwischen Ereignissen geben, weil nicht gewusst wird, welche Erwartungen zu welchen Ereignissen passen. Die Bedingungen der Anwendung können aber nicht selbst als Teil der Erwartungsstrukturen gedacht werden, da soziale Situationen zu vielfältig und komplex sind, als

dass alles strukturell vorgefasst werden könnte. Erleben wird bei Luhmann nicht als Begriff eingesetzt, der dieses Problem lösen könnte. Begriffe aus diesem Themenfeld wie Beobachtung und Wahrnehmung werden für andere Zwecke genutzt: »Beobachten« ist reserviert für die allgemeine Ebene der Systemtheorie als »Handhabung von Unterscheidungen« (Luhmann 1984: 63) und »Wahrnehmung« als »anspruchslosere Form der Informationsgewinnung« gedacht, aus der sich Kommunikation erst ausdifferenziert hat (Luhmann 1984: 560, auch: 210). Da Luhmann eine handlungstheoretische Grundlegung der Soziologie durch eine kommunikationstheoretische ablösen will (Ebd.: 191–193), wird auch das, was hier als Perzeption verstanden wird, im Kommunikationsbegriff verhandelt und nicht im Konzept der Wahrnehmung. Kommunikation als »Einheit aus Information, Mitteilung und Verstehen« (Ebd.: 203) ermöglicht bei Luhmann letztlich die Anschlussbildung, weil mit Verstehen eine Informationsübertragung gesichert wird. Sogar dann, wenn man davon absieht, dass die informationstheoretische Reformulierung von Kommunikation mindestens unterkomplex ist, bleibt die Frage ungeklärt, wie die Einheit aus drei Selektionen (»Kommunikation ist koordinierte Selektivität.« Luhmann 1984: 212) zustande kommt. Zudem bezieht Luhmann alsbald den Kommunikationsbegriff zurück auf Handlung, womit die Öffnung zu einem eigenständigen Bereich des Wahrnehmens, Verstehens, Interpretierens wieder verschlossen wird: »Die wichtigste Konsequenz dieser Analyse ist: daß Kommunikation nicht direkt beobachtet, sondern nur erschlossen werden kann. Um beobachtet werden oder um uns selbst beobachten zu können, muß ein Kommunikationssystem deshalb als Handlungssystem ausgeflaggt werden.« (Luhmann 1984: 226).

Dieser Rückwendung auf Handeln soll nicht gefolgt werden. Vielmehr erklärt erst das *Ineinander von Perzeptions- und Handlungsmechanismen* eine Folge von sozialen und politischen Ereignissen. Das Handeln von A wird von B wahrgenommen – und dabei kommen je eigene Mechanismen zur Geltung. Es handelt sich mithin nicht um einen Kommunikationsvorgang mit aufeinander abgestimmten Selektivitäten, sondern um zwei unabhängige Akte. Die Wahrnehmung von B steht nicht im Zusammenhang der Deutungsweisen, die das Handeln von A bestimmt haben, hier muss nichts verstanden werden, hier kann eine völlig eigenständige Wahrnehmung vorliegen, aus der entsprechend auch soziale Brüche folgen können. Die Zentrierung auf soziale Vorabgestimmtheit und die Frage, wie soziale Ereignisse miteinander verknüpft sind, resultiert aus einer Stabilitätszentrierung sozio-

logischer Theorie. Ein Auseinanderziehen von Perzeption und Handlung erlaubt auch eine größere Offenheit gegenüber Konflikten und gesellschaftlichen Brüchen.

Ein mit diesem Auseinanderziehen von Perzeption und Handlung ungelöstes Problem ist allerdings die Kopplung von Perzeption und Handlung bei einem Akteur: Wie schlägt eine Wahrnehmung eines Ereignisses in eine Handlung als Reaktion um (oder auch nicht), sind die Handlungsmechanismen als abhängig von Perzeptionsweisen zu verstehen oder können sie sich von diesen lösen bzw. kann eine einzelne Perzeption mit allen denkbaren Handlungsmechanismen verbunden werden? Ereignisse oder Aktivitäten schließen aneinander an, weil sie von Akteuren wahrgenommen und interpretiert werden und diese Wahrnehmungen für die Entfaltung weiterer Aktivitäten auf Seiten der Wahrnehmenden relevant werden können. Wahrnehmung und Handeln sind im jeweiligen Akteur miteinander verbunden. Damit ein Ereignis an ein anderes Ereignis anschließen kann, bedarf es mithin zweierlei: erstens der Wahrnehmung durch einen Akteur und zweitens der *Relevanz dieser Perzeption und Interpretation für das weitere Handeln dieses Akteurs*. Eine kausale Kette ergibt sich dadurch, dass es eine benennbare Folge oder Vernetzung von Aktivitäten unterschiedlicher Akteure in der Zeit gibt, die über relevante Wahrnehmungen miteinander verbunden sind. Ereignisse müssen von Dritten wahrgenommen werden, diese Wahrnehmungen müssen für deren Handlungen Relevanz besitzen und in Handlungen münden, die dann wiederum von anderen wahrgenommen werden. Ein Ereignis ›versickert‹, bleibt folgenlos, ›versendet sich‹, ›hat keine Bedeutung‹, wenn es nicht bemerkt wird, wenn sich also niemandes Aufmerksamkeit darauf richtet. Oder: Es wird zwar bemerkt, aber das Interesse am Wahrgenommenen ist von so geringer Relevanz, dass kein Bezug zu einer Folgehandlung entsteht. Das Handeln verläuft so, als ob es diese Wahrnehmung gar nicht gegeben hätte. Das wahrgenommene Ereignis kann sich immerhin als Erinnerung in Deutungssystemen verankern und sehr viel später zu einer Kopplung von Perzeption und Handlung führen. Diese Folgethematik der Kopplung von Perzeption und Handlung wird in einem Abschnitt zu Handlungsmechanismus noch einmal näher betrachtet (4.2.7).

Durch diesen – selbst in kommunikationstheoretisch ansetzenden Konzeptionen noch vorhandenen – Vorrang des Handelns ist eine *systematische Suche nach Perzeptionsmechanismen in der soziologischen Theorie weitgehend unterblieben*. In empirischer Perspektive arbeiten Soziologie und Politikwis-

senschaft mit der Messung von »Einstellungen«, ohne diese Terminologie systematisch in Sozialtheorien einzufügen (z.B. Gabriel, Maier und Faas 2020). So ist die folgende Aufstellung von Perzeptionsmechanismen ein sehr vorläufiger Versuch. Die Mechanismen werden *postuliert,* es handelt sich um Vorschläge, die in der weiteren sozialtheoretischen Arbeit an Mechanismen und der empirisch prozessanalytischen Arbeit mit Mechanismen erprobt, kontrolliert, modifiziert oder selbstverständlich auch verworfen werden können. Bezüge zu Jon Elster sind in diesem Abschnitt besonders häufig. Er hat sich unter den aufgeführten Autor*innen dem Feld der Perzeption am intensivsten gewidmet. Er entwickelt Perzeptionsmechanismen (vorrangig dort, wo er »beliefs« und »belief formation« untersucht) als Vorgänge, die von einer Rational-Choice-Rationalität abweichen. Darin folgt er den sozialpsychologischen Arbeiten von Daniel Kahneman und Amos Tversky (2000; Kahneman 2014).

4.1.2 Aufmerksamkeit

Damit ein Ereignis an ein anderes anschließen kann, ist mindestens die *Aufmerksamkeit* eines einzigen anderen Akteurs erforderlich. Ohne eine solche basale Perzeption eines Ereignisses ›verglüht‹ dieses, verschwindet ohne soziale Nachfolge. Ein Handeln z.B. kann gänzlich unbemerkt bleiben oder nur in der Erinnerung des handelnden Akteurs weiter auftreten. Es bedarf eines Mindestmaßes an Aufmerksamkeit, damit ein Handeln jenseits der handelnden Person sozial wirksam wird. Diese Aufmerksamkeit muss nicht unmittelbar gegeben sein wie bei der Beobachtung in einer Situation der Kopräsenz, sondern kann durch verschiedenste Medien und mit fast beliebiger Verzögerung erfolgen. Ein über lange Zeit nicht perzipiertes Ereignis kann durch dessen filmische Dokumentation, die vielleicht in einem Archiv unbeachtet blieb, Jahrzehnte später Aufmerksamkeit erzeugen. Aber erst mit einer solchen Neuentdeckung wird das bereits vergangene Ereignis sozial wirksam im Sinne eines wahrgenommenen Ereignisses.

Es gibt mindestens zwei Arten, über Aufmerksamkeit zu sprechen. Richtet man Aufmerksamkeit auf etwas, wird ein *aktivisches Verständnis von Aufmerksamkeit* formuliert. Wenn etwas Aufmerksamkeit erzeugt, ist *»Aufmerksamkeit« passivisch* gegeben. Es lassen sich verschiedenste Formen der Aufmerksamkeit unterschieden: flüchtige Aufmerksamkeit, Überraschung, Erstaunen, ein bloßes Bemerken, ein Verdecken der eigenen Aufmerksamkeit,

die schwache und sofort wieder verschwindende Fixierung eines Objekts im Zuge eines schweifenden Blicks, angespannte oder gespannte, geringe oder ausgeprägte, nachlassende, fesselnde Aufmerksamkeit, ein Hinsehen, das ein Übersehen ist. In den sozialen Medien wird um Aufmerksamkeit mit einer derartigen Fülle an Angeboten geworben, dass die eigene Aufmerksamkeit überfordert ist und es völlig ausgeschlossen ist, alles aufzunehmen, was sich an Wahrnehmungsmöglichkeit anbietet – z.B. beim Durchscrollen von Twitter-Accounts. Eine höchst selektive oder schweifende Aufmerksamkeit sind mögliche Reaktionen auf die Überfülle aufmerksamkeitsheischender Medien. Selektivität ist natürlich schon beim Sehen und Hören in einem übersichtlichen Raum erforderlich, allein das Ausmaß, in dem Selektivität erforderlich wird, hat sich im Zuge der Medienentwicklung verändert. Aufmerksamkeit ist auch eine entscheidende ökonomische Größe (Franck 1998, 2005) geworden, Aufmerksamkeitserzeugung ist die Zielsetzung von Handlungsstrategien, im Marketing, im Kulturbetrieb, in der politischen Wahlwerbung. Aufmerksamkeits*erzeugung* ist daher auf Seiten der Handlungen anzusiedeln, oft motiviert und ausgelöst durch strategische Kalkulationen. Eine Aktivität wird so konzipiert und stilisiert, dass die Aufmerksamkeit von bestimmten oder auch unbestimmt vielen Akteuren erreicht wird.

Wenn systematische Aufmerksamkeitserzeugung ein Ausdruck von strategischem *Handeln* ist, ist damit über die *Perzeption und Interpretation* durch die adressierten Akteure noch nichts gesagt. Ob selbst eine ausgefeilte Strategie der Aufmerksamkeitserzeugung tatsächlich Aufmerksamkeit erzeugt oder nicht, hängt von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern auf Seiten der Wahrnehmenden ab. Es mag von der Wirksamkeit unbewusst wirkender sozialpsychologischer Mechanismen oder von den tief verinnerlichten Wahrnehmungs- und Deutungsmustern eines Akteurs abhängen, von der Passfähigkeit und situativen Eignung der jeweiligen Aktivitäten der Aufmerksamkeitserzeugung, ob sich Aufmerksamkeit einstellt oder nicht. So bleiben auch marketinggesteuerte Handlungsereignisse unbeachtet. Die Aufmerksamkeitserzeugung durch A legt nicht die Aufmerksamkeit von B fest, aber B kann nur auf etwas aufmerksam werden, wenn es ein Ereignis gibt, auf das sich die Aufmerksamkeit richten kann.

Was für diesen basalen Akt der Aufmerksamkeit zu sagen ist, gilt auch für alle anderen Stufen der Perzeption: Die aktive Rolle des wahrnehmenden Akteurs steht im Zentrum. Wahrnehmung wird als Konstruktionsleistung der Wahrnehmenden verstanden. Die Gegenposition, Wahrnehmung passivisch zu konzipieren, prominent formuliert bei Wiesing (2009), arbeitet

mit der Annahme, »der Wahrnehmende müsse sich nach seinen Wahrnehmungen richten« (Wiesing 2009: 8). Aber selbst gemäß diesem passivischen Verständnis können Ereignisse, Aktivitäten oder Objekte nicht so verstanden werden, dass sie bei allen Wahrnehmenden dieselben Wahrnehmungen erzeugen, denen die Wahrnehmenden nur folgen können. Daher wird für die Konzeption der Perzeptionsmechanismen das *aktivische Verständnis von Wahrnehmung* zugrunde gelegt: Perzeption ist Ergebnis der Aufmerksamkeits-, Wahrnehmungs- und Interpretationsleistungen der Wahrnehmenden. Perzeption geht vom Akteur aus und richtet sich auf ein Ereignis, eine Aktivität, ein Geschehen oder einen Zustand. Diese aktivische Formulierung von Wahrnehmung hat die Konsequenz, dass die Wirkung eines Ereignisses sich durch die Aufmerksamkeit auslösenden Perzeptionsmechanismen mindestens eines anderen Akteurs entscheidet.

4.1.3 Wahrnehmung als Chance oder Hindernis, Bedrohung oder Gelegenheit

Zwei komplementäre Perzeptionsmechanismen sind die der Wahrnehmung eines Ereignisses als *Hindernis* oder als *Chance*. Gemeinsam ist beiden Mechanismen die Betrachtung eines Ereignisses unter dem Aspekt der Bedeutung für die eigenen Handlungsmöglichkeiten. Diese Perzeption erfolgt im Schema der Unterscheidung von förderlichen oder nicht förderlichen Umweltbedingungen für eigenes Handeln, es ist eine vom potentiellen Handeln ausgehende Wahrnehmung. Chancen stellen neue Mittel bereit und eröffnen Gelegenheiten, Hindernisse erschweren das Handeln, erfordern zusätzlichen Mitteleinsatz oder schaffen Bedingungen, unter denen Handlungspläne nicht weiterverfolgt werden können.

Hindernisse und Chancen können in unterschiedlicher emotionaler Intensität wahrgenommen werden. Das, was hier neutralisierend Hindernisse genannt wird, kann als Bedrohung hochemotional wahrgenommen werden, Angst und Furcht bis hin zur Panikempfindung auslösen und als Katastrophe interpretiert werden oder als Unannehmlichkeit. Chancen werden als Ereignis größter Freude und größten Glücks wahrgenommen oder nüchtern als weitere Option oder hilfreich für das ohnehin Geplante. Die Intensität negativer oder positiver Emotionen kann höchst unterschiedlich ausfallen, man könnte diese Varianten als eigenständige elementare Perzeptionsmechanismen ansehen und näher ausarbeiten, was hier nicht geleistet werden

kann. Bei der Wahrnehmung auftretende Emotionen implizieren die spontane Bewertung eines Geschehens. Diese kann rationalisiert und in Form von *evaluativen* Aussagen expliziert werden.

4.1.4 Evaluation und Kausalattribution

Richtet sich die Wahrnehmung auf ein Geschehen, in dem das frühere Handeln des wahrnehmenden Akteurs eine Rolle gespielt hat, wird aus der Dualität von Chancen und Hindernisse die Schematisierung von Erfolg und Misserfolg. Das Geschehen wird nur unter dem Gesichtspunkt wahrgenommen, ob das eigene Handeln zum gewünschten Ziel geführt hat oder nicht. Dieser *Erfolgs-/Misserfolgs-Mechanismus* stellt eine Form der egozentrierten Wahrnehmung dar, wobei sich alles auf die Wirkungen einer *früheren* Handlung richtet. Der Akteur beobachtet, analysiert, interpretiert und bewertet das Geschehen anhand seiner eigenen Handlungen. Der Akteur nimmt sein Handeln vorrangig in der Bezugnahme auf eigene Ziele und Orientierungen wahr, aber weder als rein kognitiv zu analysierendes Geschehen noch aus der Warte einer anderen Person oder eines übergeordneten Beurteilungskriteriums. Diese Schematisierung nach Erfolg und Misserfolg kann sich auch mit dem Mechanismus des Wunschdenkens verbinden, wenn entgegen einer ersten Wahrnehmung dem Geschehen der Erfolg des eigenen Handelns eingeschrieben wird.

Eine Schematisierung nach Erfolg und Misserfolg ist jedoch nur möglich, wenn das wahrgenommene Geschehen als Teil der sozialen Welt verstanden wird. Dem liegt voraus, was Erving Goffman die »primäre Rahmung« genannt hat (Goffman 1977: 31–37). Ein Geschehen kann in einem *natürlichen* oder einem *sozialen* Rahmen wahrgenommen werden. In einem natürlichen Rahmen ist kein Willen, keine Gerichtetheit, keine Intention vorhanden, alles hat physikalische, letztlich naturwissenschaftlich aufklärbare Ursachen. In einem sozialen Rahmen sind Wille, Intention, Steuerungsabsicht, Gerichtetheit dagegen zentrale Kategorien. Man könnte ergänzen, dass es metaphysische Rahmungen geben kann, darunter religiöse, die Gerichtetheit und Intentionalität nicht-menschlichen Aktanten zurechnen. Diese Zuordnung kann als *Perzeptionsmechanismus der primären Rahmung* bezeichnet werden.

Statt der Schematisierung nach Erfolg/Misserfolg wird beim *Kausalattributions-Mechanismus* das Wahrgenommene danach strukturiert, wer oder

was als kausal ursächlich bzw. intentional verantwortlich angesehen werden kann. Die gesamte Wahrnehmung wird von dieser Zurechenbarkeit bestimmt. Anders als in Attributionstheorien von Fritz Heider bis Harold H. Kelley (Heider 1958; Kelley and Thibaut 1978; Parkinson 2014) wird die Begrifflichkeit hier verwendet, um die Zentrierung der Wahrnehmung und Interpretation eines Geschehens auf Verantwortlichkeiten, Motive, Gründe, psychische Dispositionen oder biologisch-medizinische Faktoren (bei Zurechnung auf Personen) bzw. naturwissenschaftlich nachvollziehbare Ursachen oder soziale Strukturen und weitere, z.B. ökonomische Faktoren (bei Zurechnung auf die Situation) zu bezeichnen. Der Kausalattributions-Mechanismus vereinseitigt die Wahrnehmung auf die Kausalfrage.

Eine besondere Ausrichtung dieser Zuschreibung von Kausalität besteht darin, ein Geschehen allein entsprechend seiner Entstehungsgeschichte wahrzunehmen und zu deuten (*Genealogie-Mechanismus*). Die Wahrnehmung wendet sich vom unmittelbaren Geschehen ab und richtet sich auf dessen Genealogie. Woher etwas kommt, was die Ursprünge oder Quellen dieses Geschehens waren, wird entscheidend. Ein Geschehen ist erst wahrgenommen, wenn seine Vergangenheit näher analysiert ist. Im Unterschied zum Kausalattributions-Mechanismus kommen also aktuelle Kausalitäten gar nicht in Betracht. Die Situation ist weniger durch Kausalitäten an sich strukturiert, sondern durch eine Vergangenheit, die auch über lange Vermittlungsketten die Gegenwart kausal prägen kann. Interpretationen, die von diesem Mechanismus ausgehen, stehen andere Wahrnehmungsweisen gegenüber, die auf einem *konsequentialistischen Wahrnehmungsmuster* beruhen, also das Geschehen allein anhand seiner möglichen Folgen für zukünftiges Handeln oder anhand der sich im aktuellen Geschehen bereits erkennbaren Folgen vergangenen Handelns betrachten.

Eine Abkehr vom unmittelbaren Geschehen kennzeichnet auch den *Mechanismus der Evaluationszentrierung*. Die Bewertung dominiert die Wahrnehmung der gesamten Situation. Das Geschehen wird sofort daraufhin befragt, ob es im Sinne eines Wertes oder einer Werteordnung als gut oder schlecht angesehen werden kann. Die Wahrnehmung ist insofern stark holistisch, als das Gesamtgeschehen bewertet wird, nicht die Handlungsweisen einzelner Akteure. Solche Wahrnehmungen können sich auf einzelne Ethiken stützen oder grundlegende Moralkategorien wie Gerechtigkeit in Anschlag bringen. Auch ästhetische Bewertungskriterien können Wahrnehmung und Interpretation lenken und gemäß einem Schematismus nach schön und hässlich (oder neueren Substituten dieses Schematismus)

einordnen. Kennzeichnend für diesen Mechanismus ist das Erzeugen eines Vorrangs der Bewertung gegenüber einer stärker kognitiv ausgerichteten Wahrnehmung der Situation in all ihren Einzelheiten.

4.1.5 Täuschungen

Ein weiteres elementares Paar von Perzeptionsmechanismen stellen *Selbsttäuschungs- und Fremdtäuschungsvermutungen* dar. Eine Wahrnehmung ist zunächst ein Vorgang, der sich auf eine Welt richtet, die als Wirklichkeit erfahren wird. Es können aber Zweifel an der Wirklichkeit dieser Welt auftreten. Wenn Traum, Halluzination oder Drogenrausch ausgeschlossen sind, bleibt nur die Vermutung, dass etwas nicht so ist, wie es in der bisherigen Wahrnehmung zu sein scheint. Die Wahrnehmung wird reflexiv und fragt, ob das Wahrgenommene das Wirkliche ist. Die auftretende Differenz kann auf sich selbst als wahrnehmendem Akteur bezogen werden (»ich täusche mich«, »ich unterliege einer optischen Täuschung«), also als Selbsttäuschung oder Irrtum wahrgenommen werden, oder auf andere verweisen. Erving Goffman verstand unter einer Täuschung »das bewußte Bemühen eines oder mehrerer Menschen, das Handeln so zu lenken, dass einer oder mehrere andere zu einer falschen Vorstellung von dem gebracht werden, was vor sich geht. Es liegt ein bösartiger Plan vor, eine Verschwörung, eine hinterhältige Absicht, die – wenn sie verwirklicht wird – zur Verfälschung eines Teils der Welt führt.« (Goffman 1977: 98)

Goffman definiert Täuschung aus der Perspektive der aktiv Täuschenden. Täuschung aus der Sicht der wahrnehmenden Person dagegen ist zunächst eine Vermutung. Diese stützt sich auf Inkonsistenzen im Gesamtbild der Perzeptionen, die nur dann logisch aufgelöst werden können, wenn anderen Akteuren eine Täuschungsabsicht unterstellt wird. Von der Perzeptionsseite aus gesehen soll daher von einer Selbst- oder Fremdtäuschungsvermutung gesprochen werden. Sie verändert die Wahrnehmung sofort, auch wenn der Grad der Überzeugtheit von der Täuschung und der Grad der Bestätigung der Täuschungsvermutung sehr unterschiedlich ausgeprägt sein können. Eine Generalisierung dieser Vermutung kann schnell zu einem Vertrauensverlust führen, wobei zwischen Vertrauen in sich und den eigenen Wahrnehmungs- und Interpretationsapparat, Vertrauen in die Welt und Vertrauen in bestimmte Akteure zu unterscheiden ist. Derartige Täuschungsvermutungen sind zu unterscheiden von dem – im Modus der

reflektierten Rationalität – alltäglichen Prüfen des Geltungsanspruches einer Äußerung auf *Wahrheit* oder eines Ausdrucksverhaltens auf *Wahrhaftigkeit*. Da es keine Möglichkeit der direkten Teilhabe am Bewusstseins- und Emotionsstrom einer anderen Person gibt, kann es keine Gewissheit darüber geben, was ein anderer denkt und empfindet, was seine Handlungen und Äußerungen motiviert. Diese generelle Unmöglichkeit des direkten Zugriffs auf eine Wahrnehmung aufgrund offen bereitliegender Evidenz ist nicht mit der Täuschungsvermutung zu verwechseln. Die Vermutung der Selbst- oder Fremdtäuschung kann sich soweit steigern, dass eine Entfernung von der als wirklich erlebten Welt erfolgt, dass sich Distanz, Entfremdung, Enttäuschung soweit steigern, dass der gesamte bisherige Deutungsrahmen hinfällig und durch eine veränderte Weltsicht ersetzt wird.

Diese neue Wahrnehmung kann sich aus dem elementaren *Perzeptionsmechanismus der Neurahmung der sozialen Welt als Gestaltwandel* ergeben. Es verschieben sich nicht einzelne Aspekte der Weltwahrnehmung, sondern das Gesamtgefüge, die Konfiguration aller Teilaspekte – die Welt wird als eine andere wahrgenommen. Wenn sich die Täuschungsvermutung bestätigt oder stabilisiert, kann eine vorherige Rahmung des Weltgeschehens als grundlegend verkehrt, als Grundlage aller Täuschungen erweisen, der Irrtum oder die Fremdtäuschung beruhte auf einem grundsätzlichen Verkennen der Welt. Beispielsweise kann sich die Gesamtrahmung des sozialen Geschehens ändern von einer sozialen Welt, die von vielen offenen Begegnungen bestimmt ist und der man letztlich trotz einiger Konflikte und Auseinandersetzungen vertrauen kann, hin zu einer Wahrnehmung als Welt des Betrugs und Kampfes, als Welt rein strategischer Interaktion, einer Welt des Lügens und Betrügens. Derartige Veränderungen des Gesamtrahmens können auch durch wissenschaftliche und technische Innovationen ausgelöst werden – man denke an Kants Kopernikanische Wende oder die Rezeption der Einsteinschen Relativitätstheorie.

Perzeption kann sich auch an Idealen, Wünschen, Normvorstellungen ausrichten. Die Realitätswahrnehmung wird in Richtung des unbedingt Gewünschten verschoben. Das ist der bei Jon Elster prominente *Perzeptionsmechanismus des Wunschdenkens (wishful thinking)*. In »Nuts and Bolts for the Social Sciences« definiert er Wunschdenken als »the tendency to believe that the facts are as one would like them to be« (Elster 1989a: 37). Elster sieht Wunschdenken als einfachen Prozess, in dem »the wish is the father of the thought« (Elster 2007: 136). Wunschdenken ist jedoch ein durchaus kompli-

zierter Vorgang. Es muss zunächst eine recht konkrete Version eines Zustandes oder Ereignisses als Phantasie, Wunschtraum, Vorstellung imaginiert werden, die im hohen Maße positiv bewertet und emotional besetzt ist. Zustand oder Ereignis müssen hinreichend konkret ausgemalt sein, um auf reale Ereignisse oder Zustände übertragbar zu sein. Denn Wunschdenkende müssen die Imagination auf ein bestimmtes reales Geschehen in der Welt beziehen können. Es muss eine Passfähigkeit zwischen der Welt, der die inhärente Wunschgestalt nicht sofort anzusehen ist, und dem Wunsch erst konstruiert werden, die es dann erlaubt, jede weitere kognitive Erkundung des gerade Geschehenden einzustellen und die Wunschkonstruktion an die Stelle eines Ereignisses treten zu lassen. Erst wenn dieser Bezug zu einem Geschehen hergestellt werden kann, wenn also eine Brücke zwischen einem Weltzustand und einem Wunsch entsteht, lässt sich die Imagination als kognitive Deutung eines Geschehens ausgeben. Entscheidend ist, dass das Gewünschte als reales Geschehen geglaubt wird. Die Wunschvorstellung rückt an die Stelle des empirischen Geschehens, nein: Sie ist es. Ein Vorrat an Wunschbildern, die nicht nur in der Phantasie existieren, sondern die wirklich geschehen sollen, ist mithin die Voraussetzung des Wunschdenkens. Der normativ-evaluative Bereich des Deutungsbereichs eines Akteurs kann daher nicht nur aus Prinzipien, Maximen und Werten als Bewertungskriterien bestehen, er muss auch konkretisierte Aussagen, ›Bilder‹ von gewünschten Ereignissen und Zuständen umfassen, damit überhaupt eine derartige Wahrnehmung möglich wird.

Den unmittelbaren Gegensatz zum Wunschdenken bildet das *Katastrophendenken*. Die Grundanlage teilt das Katastrophendenken mit dem Wunschdenken, das die gegenwärtige Wahrnehmungswelt in Richtung einer eigenen Vorstellung verschiebt. Nur wird beim Katastrophendenken der imaginierte Zustand eindeutig negativ bewertet und sein Eintritt keinesfalls gewollt. Sowohl der Konkretionsgrad der Vorstellung eines Zustands als auch die Herstellung einer Brücke zu einem realen Geschehen sind bei beiden Mechanismen identisch, es handelt sich also um ein Mechanismenpaar. Wenn der negativ bewertete Zustand emotional jedoch so anziehend wirkt, dass er letztlich, obwohl angstbesetzt, doch gewollt wird, weil ›Untergang‹ als emotional attraktive Möglichkeit erscheint, schlägt Katastrophendenken in eine Handlungsorientierung um. Dann liegt eine Form der *Katastrophensehnsucht*, des Untergangsstrebens und der Selbstdestruktion vor.

Bei Jon Elster findet sich ein anderer Mechanismus als Pendant zum Wunschdenken, der *Selbstbetrug* (»self-deception«, Elster 2007: 136–143):

»Self-deception, as usually conceived involves four steps: first, the evidence is considered; second, the appropriate belief is formed; third, this belief is rejected or suppressed because it is inconsistent with our desire; and last, the desire causes another and more acceptable belief to be formed in its place.« (Elster 2007: 136/137) Im Unterschied zum Wunschdenken wird gemäß dieser Charakteristik von Selbstbetrug zunächst das Ereignis genauer zur Kenntnis genommen und eine Perzeption entwickelt, die Rationalitätsstandards genügt. Selbstbetrug liegt vor, wenn diese angemessene Perzeption zurückgewiesen wird, weil sie eigenen Wünschen (zu sehr) widerspricht. Aus dem Gegeneinander von angemessener Wahrnehmung und Wunsch entsteht ein neues Deutungsmuster, das dem Wunsch weitaus näherkommt. Elsters eigene Version von Selbstbetrug weicht insbesondere im ersten Punkt von dieser Version ab: Der Verzicht darauf, sich eine genauere Anschauung oder gar präzises Wissen zu verschaffen, sei der Kern des Selbstbetrugsmechanismus (Elster 2007: 141). Man will gerade nicht wissen, wie es sich genau verhält, um eine Deutung des Sachverhaltes aufrechterhalten zu können, die näher beim Wunsch als beim realen Geschehen liegt. Anders als bei der Selbsttäuschungsvermutung liegt keine kritische Haltung gegen die eigene Wahrnehmung vor, vielmehr wird die Wahrnehmungsintensität verringert oder gestoppt, um ein Wunschbild aufrechterhalten zu können. Die Selbsttäuschungsvermutung will zur Wahrheit vorstoßen, der Selbstbetrug will eine möglicherweise unerfreuliche Wahrheit fernhalten.

4.1.6 Vom magischen Denken zum Vergeblichkeitsdenken

Der Ausdruck *»magical thinking«*, definiert als »the tendency to believe one can exercise a causal influence on outcomes that are actually outside one's control«, findet sich bei Jon Elster (2007: 131) als Ausdruck für einen eigenständigen Mechanismus der Prägung von Überzeugungen. Dieser Mechanismus ist dem Wunschdenken verwandt, denn hier werden Handlungsmöglichkeiten überschätzt, d.h. gemäß den eigenen Wünschen bewertet. Nicht die Deutung der gesamten Situation wird ins Gewünschte verschoben, sondern nur der Anteil am Geschehen, der auf eigene Ressourcen als Handlungspotentiale hinweist. Es ist auch eine negative Version denkbar, die Zuschreibung einer völligen Handlungsunfähigkeit, mithin eine Unterform des Katastrophendenkens. Dabei wird das Handlungspotential, werden die eigenen Fähigkeiten und Ressourcen massiv unterschätzt, weil

eine Selbstwahrnehmung besteht, die von einer Beschreibung der eigenen Möglichkeiten absieht und diese durch eine grundlegend negative Evaluation des eigenen Handlungsspielraums ersetzt. Hier kann man von *Machtlosigkeitsdenken* sprechen. Wenn diese Machtlosigkeit jedoch nicht als etwas zu Vermeidendes gilt und nicht als Katastrophe erlebt wird, sondern gewünscht ist, als positiv erlebt wird, handelt es sich um den *Entlastungsmechanismus*. Die eigenen Handlungsmöglichkeiten sind so gering, dass alles, was geschehen ist, nicht auf die eigene Person zugerechnet werden kann. Alles ist Ausdruck anderer kausaler Mächte. Die eigene Machtlosigkeit bewahrt vor Schuldzuweisungen oder Verantwortungsübernahme.

Richtet sich der Entlastungsmechanismus auf die Wahrnehmung von Gegenwart und Vergangenheit, so ist der *Vergeblichkeitsmechanismus* auf die Potentiale der Gegenwart für Zukünftiges gerichtet. Albert O. Hirschman (1992) hat Vergeblichkeit als rhetorische Reaktionsstrategie analysiert, hier soll sie als elementarer Perzeptionsmechanismus vorgestellt werden. Vergeblichkeit besagt, »daß alle Bemühungen um Veränderung nutzlos sind, daß so oder so jede vermeintliche Veränderung in letzter Hinsicht äußerlich, oberflächlich, rein kosmetischer Natur und damit illusorisch ist, war oder sein wird, weil nämlich die ›tiefen‹ Strukturen der Gesellschaft ganz unberührt bleiben.« (Hirschman 1992: 55) Alle Mühen um Veränderung sind vergeblich, nichts ändert sich, der Status quo bleibt. Die »reaktionäre« Variante der Vergeblichkeit basiert auf dem Befürworten, der positiven Bewertung und emotionalen Feier des Ewiggleichen und des Status quo. Auch bei jenen, die sich Veränderung wünschen, kann die Vergeblichkeitswahrnehmung auftreten. Es handelt sich bei dieser Variante um eine emotional zur Verzweiflung tendierende Deutung, wonach es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wird, die gewünschten Veränderungen herbeizuführen.

4.1.7 Die Wahrnehmung der anderen, Zeichen und Aufforderungen

Jon Elster hat Konformismus mit Rückgriff auf Tocqueville als eine kollektive Formung von Überzeugungssystemen analysiert (Elster 1993: 181–183; Elster 2015: 365–381). Da sich Konformismus in der Wahrnehmung von Handlungskonformismus unterscheidet, soll hier vom *Wahrnehmungskonformismus* als elementarem Perzeptionsmechanismus die Rede sein. Bevor ein Geschehen genauer wahrgenommen wird, erfolgt bereits die Erkundung der Wahrnehmung dieses Geschehens durch andere. Die Wahrnehmung

richtet sich nicht auf das ursprüngliche Wahrnehmungsobjekt, sondern auf die Anzeichen dessen, wie andere dieses Geschehen wahrnehmen. Es findet mithin eine Wahrnehmungsverschiebung statt. Anstelle des ›eigentlichen‹ Geschehens rücken die anderen und deren Deutung des Geschehens. Die Interpretation der anderen ersetzt die Eigenwahrnehmung des Geschehens. Wahrnehmungskonformismus ist ein kausaler Mechanismus, der voraussetzt, dass eine Person ihre Perzeptionen daran orientiert, wie Perzeptionen gesellschaftlich positioniert sind, wo sie in der Verteilungsordnung von Deutungen in der Gesellschaft oder bei bestimmten sozialen Gruppen stehen. Dabei wird jene Perzeption übernommen, die in der relevanten Referenzgruppe mehrheitlich vertreten wird. Die Eigenwahrnehmung wird nicht als Vergleichsgröße zur Kontrolle dieser Mehrheitsperzeption herangezogen, sondern wird vergessen, verdrängt, durch die Mehrheitsdeutung aufgehoben. Beim Wahrnehmungskonformismus dominiert die Meta-Überzeugung, dass die Mehrheit schon ›richtig‹ liege, oder die Meta-Norm, dass die gesellschaftlich mehrheitlichen Perzeptionen verbindlich für die eigene Person seien.

Ein anderer elementarer Perzeptionsmechanismus liegt vor, wenn ein Geschehen nur daraufhin gedeutet wird, ob es ein Zeichen für den wahrnehmenden Akteur enthält, ob es etwas signalisiert, andeutet, aufzeigen will, was speziell auf jenen Akteur gerichtet ist. Die Wahrnehmung orientiert sich an der Frage: Was will mir dieses Geschehen sagen? Ist dies ein Zeichen für mich? Bei diesem *Mechanismus der Zeichenhaftigkeit* handelt es sich um ein durchaus egozentrisches Wahrnehmen, das etwas als Zeichen für mich verstehen will. Das Zeichen kann auch ein Zeichen für alle sein, die Weltrevolution ankündigen oder den nahen Weltuntergang. Aber auch kleinteilige Wahrnehmungen können durch den Mechanismus der Zeichenhaftigkeit ausgelöst werden: Will ein anderer Akteur anzeigen, ihn als politischen Verbündeten zu betrachten? Will dieser Akteur damit sagen, dass er nun seinerseits ein Zeichen benötigt? Ob es sich um ein intentional Signalisiertes eines Akteurs handelt oder um ein dem Geschehen innewohnendes Signal, dass keinem einzelnen Akteur zugerechnet werden kann, ob es einen naturwissenschaftlich kausalen Hintergrund haben kann oder eher einen religiösen, metaphysischen, von Aberglauben oder Esoterik bestimmten Hintergrund, ist für den Perzeptionsmechanismus der Zeichenhaftigkeit nicht entscheidend, sondern hängt von der Kombination mit bestimmten Attributionsmechanismen ab. Das, was als Zeichen identifiziert werden kann, prägt die gesamte Wahrnehmung.

Der *Aufforderungs-Mechanismus* kann von der Zeichenhaftigkeit des wahrgenommenen Geschehens ausgehen, aber auch von einer Wahrnehmung der Situation als Chance oder Hindernis in einem relativ emotionslosen kognitiven Stil. Ihn kennzeichnet, dass das Wahrgenommene als Aufforderung verstanden wird, etwas zu tun oder sich in bestimmter Weise zu verhalten. Im Hintergrund können Normsysteme oder Verantwortungszuschreibungen stehen, zentral ist das Verständnis: »Ich muss etwas tun«, »Das ist eine Aufforderung an mich, aktiv zu werden« oder dergleichen. Die Wahrnehmung ist die einer unmittelbaren Handlungsaufforderung. Diese kann den Charakter einer genau spezifizierten Handlung haben oder eher diffus darauf verweisen, dass etwas – was auch immer – getan werden müsse. Zu diesen eher diffusen Handlungsaufforderungen zählt die in Abschnitt 3.3.1 bereits erwähnte Wahrnehmung als »Problemdruck«.

4.2 Handlungsmechanismen

4.2.1 Theorie der Handlungsmechanismen und die Entwicklung des Rational-Choice-Modells

Die analytische Tradition der Mechanismenforschung basiert auf dem Modell des rationalen Akteurs. Rationale Kalkulation ist daher der kausale Basismechanismus, wenn es um Handeln geht. Jon Elster hatte diese enge Fassung gesprengt mit der Aufnahme jener Inkonsistenzen im Rationalwahlmodell, die von der Sozialpsychologie berichtet und zunächst als Anomalien in die ökonomische (Entscheidungs-)Theorie integriert worden waren (Elster 1981, 1987, 2000a, 2000b). Mit der Zunahme der experimentellen Forschung im Übergangsbereich von Psychologie und Ökonomie wurde das wirtschaftswissenschaftliche Standardhandlungsmodell jedoch grundlegend herausgefordert. Diese neue, nicht mehr an Modellbildung, sondern an experimenteller Empirie interessierte Forschungsrichtung der *Behavioral Economics* bestimmte seit Anfang der 2000er Jahre die Auseinandersetzung über die Zukunft des Rationalhandlungsmodells (Camerer, Loewenstein and Rabin 2004; Beck 2014). Experimente wie das Diktator- und Ultimatum-Spiel ließen die Vorstellung, dass sich die Ökonomie auf eigeninteressiertes rationales Handeln verlassen könne, illusionär werden. In erheblichem Umfang traten stabil über alle Gesellschaften, Kulturen und Berufsgruppen

hinweg nicht-eigeninteressierte Verhaltensweisen auf. Das führte schließlich auch in der Ökonomie zur Anerkenntnis, dass es neben egoistischem Handeln auch altruistisches, kooperatives und normorientiertes Handeln als relevante Bestandteile der menschlichen Handlungsfähigkeit gibt.

Dies konnte man als Bruch mit der Tradition des Rationalwahlmodells oder als dessen Erweiterung interpretieren, indem die experimentell nachgewiesenen Phänomene in den begrifflichen Rahmen der Rational-Choice-Tradition gestellt wurden (Gintis 2009, 221–249). Für diese zweite Version erwies es sich als hilfreich, die (für die Ökonomie) neuen Phänomene von Reziprozität, Altruismus, Ungleichheitsaversion und Fairness als Handlungsmotivation unter einem gemeinsamen Terminus zu fassen. Seit einigen Jahren hat sich dafür der Begriff soziale Präferenzen durchgesetzt. Samuel Bowles und Herbert Gintis (2011) haben eine Übersicht zu dem Themenbereich »social preferences« zusammengestellt (Bowles and Gintis 2011: 11) bei Verteidigung des universalen Anspruchs eines Rational-Choice-Ansatzes. Sie definieren soziale Präferenzen wie folgt: »Recall that social preferences are a concern for the well-being of others and a desire to uphold ethical norms. By contrast with self-regarding preferences, which are based on states concerning oneself alone, we stress other-regarding and ethical preferences, the former defined as valuations based at least in part on states that occur to others.« (Bowles and Gintis 2011: 10) Zieht man soziologische Ansätze vergleichend hinzu, verwundert die Einordnung von zwei so grundsätzlich verschiedenen Handlungsorientierungen wie Normbefolgung und Berücksichtigung des Wohlbefindens anderer. Während »self-regarding« und auch »other-regarding preferences« in einem rein konsequentialistischen Vorgehen der Handlungsausrichtung begründet sind, zwei Varianten der rationalen Kalkulation darstellen, verlangt die Ausrichtung an Normen eine gänzlich andere, nämlich nicht-konsequentialistische Handlungsausrichtung. Den Ausgangspunkt bei Bowles und Gintis bilden die Basiselemente der Rational-Choice-Tradition, insbesondere der Konsequentialismus scheint eine nicht zu hintergehende Komponente zu sein. Normbefolgung wird diesem Modus immer angeglichen, wobei auch Konstruktionen wie eine »normative predisposition« von Menschen bemüht werden (Gintis 2009: 232).

In der Literatur, die am alten Grundmodell festhalten will, sind *»social preferences«* alle Präferenzen, die nicht *»self-regarding«* sind, eine Kategorie mithin, die alles umfasst, was als Abweichung von der vormals universell unterstellten Eigennutzorientierung auftreten könnte. So bleibt die Katego-

rie soziale Präferenzen von der alten Theorielage strikt abhängig, fungiert als Sammel- und Restkategorie und kann selbst keine eigene Kontur gewinnen. Sozial ist dann alles, was nicht auf ein Selbst bezogen ist. Bowles und Gintis erweitern den Einzugsbereich des Begriffs soziale Präferenzen noch weiter. Direkt im Anschluss an die oben zitierte Definition heißt es: »Social preferences include not only generosity toward others and a preference for ›fair‹ outcomes, but also what Thomas Hobbes called the desire for ›eminence‹, Thorstein Veblen's ›pecuniary emulation‹ exemplified by a desire to ›keep with the Joneses‹, Charles Horton Cooley's ›looking-glass self‹, according to which our self-esteem is dependent in part upon what others think of us, so we attempt to favorably impress others as a means of raising our subjective self-esteem, and Aristotle's character virtues, such as honesty and courage, which are personal values that promote prosocial behavior.« (Bowles and Gintis 2011: 10–11; ähnlich schon Bowles 2004: 109)

Die gesamte Welt der Handlungsmotivationen soll in ein erweitertes Rationalwahlmodell zurückgeholt werden. Zwar sei die Orientierung der Handlung eines individuellen Akteurs an seinem eigenen Wohl (Egoismus, Eigeninteresse, Egozentrismus, »self-regarding preferences«) weiterhin die Basisversion rationaler Kalkulation. Diese Zentrierung auf das Wohl der handelnden Person ist jedoch nicht mehr zwingend Definitionsmerkmal rationalen Handelns (Bowles and Gintis 2011: 9). Wird ein kollektiver Akteur als Handelnder angenommen, ist auch dessen Handeln, ausgerichtet an dem Wohl der jeweiligen Kollektivität, als »self-regarding« anzusehen. Dagegen soll unter »other-regarding« eine Orientierung an dem Wohl anderer Einzelner, Gruppen oder kollektiver Akteure verstanden werden, zu denen man nicht gehört. *Altruismus* (nicht im biologischen Sinne, siehe dazu die Definition bei Bowles and Gintis 2011: 201) ist dagegen die Orientierung an der Hilfe für andere, unabhängig davon, ob dies nur anderen oder auch der eigenen Person Nutzen bringt: »Altruistic preferences are those that place a positive value on the beneficial outcomes of one's actions for others, motivating the actor sometimes to bear personal costs so as to help others.« (Bowles and Gintis 2011: 202) *Egoistischer Altruismus* bezeichnet eine Hilfehandlung, die unternommen wird, weil sie auch dem handelnden Akteur dadurch nützt, dass sie das Wohl anderer steigert. *Starker Altruismus* liegt dort vor, wenn für die eigene Person hohe Kosten anfallen und der Nutzen allein auf Seiten des anderen Akteurs liegt. Auch *ethischer Altruismus* ist eine Form der Normbefolgung. In diesem Fall liegt eine anerkannte Pflicht vor,

anderen zu helfen. Diese Begriffsstrategie verbleibt aber völlig im Rahmen des Rational-Choice-Modells.

4.2.2 Handlungsmechanismen als Anomalien der Rational-Choice-Theorie

Man kann sich mit der sozialpsychologischen Forschung in der Tradition von Daniel Kahneman, Amos Tversky und Richard A. Thaler (Kahneman and Tversky 2000; Gilovich, Griffin and Kahneman 2002; Kahneman 2014; Thaler 1994, 2015; Thaler and Sunstein 2008) aber auch darauf konzentrieren, jede identifizierte Abweichung vom eigenzentrierten Verhalten als eigenständigen Handlungsmechanismus zu bezeichnen. Damit folgte man dem Vorbild von Jon Elster.

Zu dessen bekanntesten Analysen zählt die Analyse von Äsops Fabel »Der Fuchs und die Trauben« (Elster 1989a: 40). In dem analytischen Grundschema von Desires – Beliefs – Opportunities werden die Wünsche an den Handlungsmöglichkeiten, den Opportunities, ausgerichtet, daher der Begriff Präferenzadaptation für diesen Mechanismus. Um diese Analyse den Handlungsmechanismen zuordnen zu können, ist das von den Wünschen abweichende, möglichkeitsangepasste Handeln maßgeblich. Daher kann auch vom *Mechanismus präferenzadaptiven Handelns* gesprochen werden, eine Art freudige Resignation vor den begrenzten Möglichkeiten. Die Anpassungsrichtung ist dabei das Reduzieren der Wünsche, also eine Anpassung ›nach unten‹. Entgegen den eigenen, ›echten‹ Präferenzen werden neue Ziele zur Grundlage des Handelns, die aber aus dem kognitiven Konstrukt begrenzter Handlungsmöglichkeiten erschlossen werden. Dieser Mechanismus kann sogar Grundlage einer »rational character planning« im Zuge buddhistischer oder stoischer Morallehren werden (Elster 1989a: 40), man sollte vorsichtiger von einer Grundstrukturierung des gesamten Handelns einer Person sprechen.

Das Gegenstück zur Präferenzadaptation bildet bei Elster der Mechanismus der verbotenen Frucht, ein biblisches Motiv. Elster bestimmt den »forbidden fruit-mechanism« als »counteradaptive preference formation as a mode of dissonance creation« (Elster 1999: 21) Man will ein Gut besitzen, gerade weil man es nicht bekommen kann. Die Möglichkeiten zur Erreichung eines Zieles oder Gutes werden als extrem gering oder nicht vorhanden eingeschätzt. Eben deshalb steigert sich der Wunsch, dieses Ziel zu erreichen. Dadurch werden Handlungsweisen generiert, die sich an einem

dem handelnden Akteur selbst illusionär erscheinenden Ziel orientieren, mithin notwendig scheitern. Dieser *Mechanismus der Präferenzüberspannung*, wie er hier genannt werden soll, ist in politischen Kontexten sicherlich genauso relevant wie der der Präferenzadaption. Entsprechend wird über das, was jeweils als reale politische Handlungsmöglichkeit angesehen werden kann, erbittert gestritten. Die Formulierung »verbotene Frucht« wird für diesen Mechanismus *nicht* verwendet, weil zu unterscheiden ist, ob etwas nicht erreichbar oder ob es verboten ist, dieses Ziel zu erreichen. Es ist Adam und Eva von Gott auferlegt, diese Frucht im Garten Eden nicht zu essen. Es handelt sich um ein göttliches Verbot, eine strikte Norm, verbunden mit einer gravierenden Sanktion. Daher kann nur ein Streben nach einem normativ versagten Objekt der Wünsche als *Verbotene-Frucht-Mechanismus* bezeichnet und vom Mechanismus der Präferenzüberspannung unterschieden werden. Es handelt sich um eine bewusste Normverletzung. Diese ist nicht als Abweichung vom rationalen Wahlhandeln anzusehen, sondern als *Abweichung vom normbefolgenden Handeln*.

Ein weiteres Mechanismenpaar bei Jon Elster bilden der Spillover- und der Kompensationsmechanismus, beide sind bezogen auf den Transfer von Handlungsmustern. Unter dem Begriff *Spillover-Mechanismus* versteht Jon Elster (z.B. 1993: 180–191; 1999: 23–25) eine Form der Handlungsgestaltung, bei der eine Person ein bekanntes Verhaltensmuster von einer Lebenssphäre auf eine andere anwendet: »The spillover effect says that if a person follows a certain pattern of behavior P in one sphere of his life, X, he will follow P in sphere Y.« (Elster 1993: 184; 1999: 24). Diese Übertragung eines Handlungsmusters bezieht Elster ausschließlich auf gesellschaftliche Sphären. Der Transfer erfolgt mithin in der *sachlichen* Dimension. Dieser Mechanismus kann aber auch abstrakter gefasst werden als Mechanismus, der Bekanntes auf einen anderen Zusammenhang anwendet – in sozialer, sachlicher, räumlicher und zeitlicher Hinsicht. *Sozial* bedeutet, dass ein Handlungsmuster gegenüber einer bestimmten Gruppe auch auf andere Gruppen angewendet wird. Ein *räumlicher* Spillover-Mechanismus liegt vor, wenn ein Verhalten in einem bestimmten räumlichen Kontext auch in einem anderen, vielleicht kulturell deutlich differierenden Kontext zur Geltung gebracht wird. *Zeitlich* kann Spillover bedeuten, dass ein altes, vor langer Zeit ausgeübtes Handlungsmuster nun aktuell, also unter anderen zeitlichen Umständen erneut genutzt wird. Der Exaktheitsgrad der Übertragung ist dabei nachrangig, es kann sich um Analogiebildung oder direktes Nachahmen und Kopieren des eigenen Verhaltens in einem anderen Kontext handeln. Immer geht mit

dem Spillover-Mechanismus ein Mangel an Rationalität, hier verstanden als Reflexion der je spezifisch vorliegenden Situation, einher. Der intellektuelle Aufwand der Erkundung der jeweiligen Handlungssituation wird vermindert, ein schon bekanntes Muster aus anderen gesellschaftlichen Sphären, aus dem Kontakt mit anderen Personengruppen, aus der ferneren Vergangenheit oder aus heimischen räumlichen Kontexten wird herangezogen. Insofern unterläuft dieser Mechanismus die Anforderungen sowohl rationaler Kalkulation als auch rationaler Reflexion.

Der *Kompensationsmechanismus* wird von Jon Elster in engem Zusammenhang mit dem Spillover-Mechanismus vorgestellt: »The compensation effect says that if he does not follow P in X, he will, if he can, do so in Y.« (Elster 1993: 184; ähnlich 1999: 24) Im Unterschied zum Spillover-Mechanismus hängt die Übertragung davon ab, dass in einer Sphäre eine Handlungsweise blockiert ist und daher in einer anderen Sphäre zum Zuge kommt, wenn dort die Möglichkeit der Umsetzung des Handlungsmusters gegeben ist. Erst wenn ein präferiertes Verhalten in einem Bereich, in dem derartiges Handeln gewollt ist, blockiert wird, setzt die Suche nach Sphären ein, in denen dieses Handeln – natürlich leicht variiert – zur Anwendung kommen kann. Rationalitätsdefizite treten hier im zweiten Schritt dadurch auf, dass ein bereits präferiertes Handeln nur noch daraufhin geprüft wird, in welcher anderen Sphäre es am ehesten zum Zuge kommen kann. Die rationale Kalkulation bleibt auf die Frage der Ausführung eines vorab präferierten Verhaltens begrenzt. Es findet nur ein Sphärenvergleich statt. Die Möglichkeit, dass es für jede Sphäre je eigene Überlegungen und präferierte Handlungen geben könnte, ist dabei, wie beim Spillover-Mechanismus, ausgeschlossen. Man greift auf ein Handeln zurück, aber nicht, weil es bekannt und eingeübt ist, sondern weil es blockiert ist. Auch hier ist anzunehmen, dass dieser Mechanismus nicht nur in sachlicher Hinsicht, sondern auch in sozialer, temporaler und räumlicher Hinsicht wirksam werden kann.

4.2.3 Soziologische Handlungstheorien und Handlungsmechanismen

Die Forschungsrichtung der Behavioral Economics (Camerer, Loewenstein and Rabin 2004; Beck 2014) hat Anomalien und Abweichungen vom strikten Rationalwahlhandel aufgezeigt. Was dabei gefunden wurde: Reziprozitäten, Altruismus, soziale Normen und Verhalten, das sich an anderen Personen orientiert, sind für die Soziologie seit langem bekannte und analysierte Phä-

nomene. Für einige Phasen in der bisherigen Entwicklung der Soziologie wäre es gerechtfertigt gewesen, von einem »Homo Sociologicus« (Dahrendorf 1964) als Grundmodell der gesamten Disziplin und als Gegenentwurf zum »Homo Oeconomicus« zu sprechen. Doch das Fach hat eine weit größere Breite an Theorien zur Erfassung sozialen Handelns und Interagierens geliefert und in Handlungstypologien zu fassen gesucht. Auch wenn soziale Normen entscheidend bleiben, weil die Soziologie das normenbefolgende Handeln aufgrund der *Geltung* von sozialen Normen erklären will und nicht aufgrund der Kosten, die durch Sanktionen bei Normverstößen entstehen, so geht sie über das Konzept normorientierten Handelns weit hinaus. Die Behavioral Economics nähern sich langsam einem Wissensstand an, wie er in der Soziologie tradiert und immer genauer analysiert worden ist. Die theoretische Interpretation der Ergebnisse experimenteller Verhaltensökonomie, insbesondere die Konstruktion der »social preferences«, hat einen Entwicklungsstand erreicht, der Max Webers Viertypologie der Handlungsorientierungen in zweckrationale, wertrationale, affektuelle und traditionale aus den »Soziologischen Grundbegriffen« (Weber 2014) nicht überschreitet. Daher ist sinnvoll und erforderlich, an die breitere soziologische Tradition anzuschließen statt nur im Umfeld des Rational-Choice-Paradigmas zu verweilen.

Bei der Suche nach Handlungsmechanismen gilt es daher, sich an soziologischen Handlungstheorien und Handlungstypologien von Max Weber (2014) über Jürgen Habermas (1981) bis zu Uwe Schimank (2016) zu orientieren. Sie alle haben eine Vierertypologie aufgestellt. Die folgende Darstellung wird jedoch, um noch weitere Theorieentwicklungen aufzunehmen, *sieben* grundlegende Handlungsmechanismen präsentieren und anschließend näher vorstellen.

1. Unter dem *Mechanismus rationaler Kalkulation* wird jene Form des Auslösens von Handlungen verstanden, bei der Zweckrationalität, Nutzenmaximierung und Orientierung am Wohl der eigenen Person bzw. eines kollektiven Akteurs ausschlaggebend sind, wobei die Folgen einer Handlung nach Kosten und Nutzen für die Realisierung der eigenen Präferenzen bewertet werden. Dies ist der Mechanismus der rationalen Wahl in einem engeren Verständnis.
2. Beim *Mechanismus der Normbefolgung* wird ein Handeln dadurch motiviert, dass eine Norm (Regel, Konvention, Moral etc.) als verbindlich für den (individuellen oder kollektiven) Akteur angesehen wird und deshalb

ein bestimmtes Handeln ausgeübt wird. Dies ist der Mechanismus, der am ehesten dem Modell des Homo Sociologicus entspricht.

3. Unter dem *Mechanismus der normativ eingebetteten Kalkulation* wird die Auslösung einer Handlungsweise verstanden, die ›zwischen‹ den beiden bereits genannten Mechanismen angesiedelt ist. Es wird gerade keine bestimmte normativ verbindliche Norm befolgt, sondern nur der Raum möglichen Handelns auf die normativ zulässigen Optionen eingeengt. Innerhalb dieses so eingegrenzten Handlungssets aber entscheidet rationale Kalkulation über die realisierte Handlungsoption. Es erschien sinnvoll, hier einen eigenen Mechanismus zu postulieren, auch wenn die Literatur dazu nicht allzu viele Anknüpfungspunkte bietet, weil diese Weise der Handlungsauslösung häufig anzutreffen sein dürfte – so jedenfalls die Annahme.
4. Der *Mechanismus der rationalen Reflexion* bezeichnet eine Form der Auslösung von Handlungen, bei dem Gründe für eine bestimmte Handlung erörtert und auf ihre argumentative Tragfähigkeit geprüft werden. Normen und Werte werden ebenso wie Aussagen über mögliche Handlungsfolgen auf ihre Geltung als richtig und wahr befragt, bevor jene Handlung durchgeführt wird, für die die besten Argumente vorlagen. Dieser Mechanismus ist angelehnt an das Modell kommunikativen Handelns bei Jürgen Habermas.
5. Der *Mechanismus der emotionalen Motivation* bezeichnet eine Auslösung von Handlungen, die den aktuell auftretenden Emotionen folgt. Dabei kann es sich um langgehegte Rachegefühle, um Stimmungen oder um unmittelbar zuvor ausgelöste Affekte handeln. Dieser Mechanismus rekurriert auf die Forschungstradition zum Weberschen »affektuellen Handeln« und findet sich ähnlich in einem Akteurmodell, das unter Bezugnahme auf Emotionssoziologie und -psychologie als »emotional man« bezeichnet wird.
6. Als eigenständiger Mechanismus soll hier auch ausgewiesen werden, was bei Jürgen Habermas »dramaturgisches Handeln« (Habermas 1981 I: 128, 135–141) heißt und auf die Theorien von Erving Goffman zum »impression management« zurückgeht – der *Mechanismus der Selbstdarstellung*. Damit sind hier jene Formen der Handlungsauslösung gemeint, die auf das Erscheinen der eigenen Person (oder des kollektiven Akteurs) vor einer Referenzgruppe bzw. der Öffentlichkeit zielt und dabei sowohl Normverstöße als auch Verzicht auf Nutzengewinne in Kauf nimmt.

7. Der *Mechanismus des sozialen Vergleichens* bezeichnet Formen der Handlungsauslösung, bei denen der Vergleich mit anderen die eigene Handlungsweise bestimmt. Dabei sind unterschiedliche sozialkomparative Zielsetzungen denkbar (nicht schlechter sein als der Durchschnitt, besser sein innerhalb einer Gruppe, auf jeden Fall auffallen etc.). Dieser Mechanismus hat weit zurückreichende theoretische Vorläufer in sozialwissenschaftlichen Arbeiten zu Neid, Wettbewerb und Ressentiment sowie in der Sozialpsychologie zum sozialen Vergleich.

4.2.4 Rationale Kalkulation, Normbefolgung und normativ eingebettete Kalkulation

Handlungen lassen sich mit dem *Mechanismus der rationalen Kalkulation* erklären, wenn ihnen eine Kosten-Nutzen-Überlegung zugrunde lag. Das heißt: Bei gegebenen subjektiven Zielsetzungen und Annahmen über die aktuelle Situation wird in ausschließlicher Orientierung an den Konsequenzen einer Handlung für das Erreichen der eigenen Zielsetzungen über verschiedene Handlungsmöglichkeiten entschieden. Eine rationale Kalkulation liegt nur vor, wenn alternative Handlungsmöglichkeiten gedanklich erörtert wurden. Das Handeln muss das Ergebnis einer Handlungs*wahl* sein. Normen werden in diese Kalkulation nur insofern eingebunden, als kalkuliert wird, ob ihre Einhaltung oder Nicht-Einhaltung mehr Kosten verursacht als Nutzen verspricht. Bei individuellen Akteuren orientiert sich die rationale Kalkulation an dem Eigeninteresse dieser Personen, bei kollektiven Akteuren auf das Gesamtinteresse des Verbandes, der Partei, des Unternehmens, in beiden Fällen ist die Handlungsorientierung egoistisch oder »self-regarding«, weil die Belange Dritter, die Wünsche und Interessen anderer nicht in die Zielsetzung eingehen. Vom Vorliegen des Mechanismus der rationalen Kalkulation kann nur dann ausgegangen werden, wenn es Anhaltspunkte dafür gibt, dass eine klare Präferenzordnung vorlag, dass die handelnde Person (oder die Repräsentant*innen einer Organisation) über ein beschreibbares Wissen über die jeweilige Situation und die Folgen von Handlungsalternativen verfügten und ausschließlich die Konsequenzen möglicher Handlungsweisen gegeneinander abgewogen wurden. Bei Repräsentant*innen kollektiver Akteure ist jeweils zu prüfen, ob individuell rationale Kalkulation (z.B. bezogen auf die Finanz- und Karriereinteressen dieser Person) vorlag oder die Interessen des kollektiven Akteurs verfolgt wurden.

Opportunismus ist eine Variante des Mechanismus der rationalen Kalkulation, die beherrscht ist von einem extrem kurzen Zeithorizont. Jede kleinste Gelegenheit wird zur Steigerung des eigenen Nutzens verwendet, ungeachtet der mittel- und langfristigen Folgen inklusive des Vertrauensverlusts bei den Interaktionsbeteiligten. Diese Definition weicht ab vom Verständnis des Opportunismus bei Jon Elster, der darunter sowohl kurzfristiges Handeln als auch „›raw‹ self-interest, unconstrained by either ethical or prudential considerations« versteht (Elster 2015: 335). Elsters zweiter Punkt wird hier mit der Unterscheidung der Mechanismen der rationalen Kalkulation und der normativ eingebetteten Kalkulation eingefangen. Weitere in der Literatur (z.B. Schimank 2016: 102–127) geleistete Differenzierungen am Rational-Choice-Modell können sicher in einer verfeinerten Theorie der Handlungsmechanismen zur Geltung gebracht werden.

Der Mechanismus der rationalen Kalkulation folgt theoriegeschichtlich den Rational-Choice-Ansätzen in den Sozialwissenschaften, ist aber keinem spezifischen Modell nachgebaut. Weder einzelne im engeren Sinne ökonomische Modelle noch Jon Elsters Konstruktion rationalen Handelns mit den drei Anforderungen der optimalen Handlung bei gegebenen Überzeugungen, der rationalen Überzeugungen und der optimalen Investition in die Informationssuche (Elster 2015: 235) noch die soziologisierten Konzeptionen des Homo Oeconomicus bei James Coleman, Siegwart Lindenberg und Hartmut Esser werden mit dem Mechanismus direkt abgebildet (Coleman 1991; Lindenberg 1990; Esser 1999, 2002). Da Mechanismen alltägliches Handeln erklären sollen, ist rationale Kalkulation breit zu verstehen, als ein Handeln, das die möglichen Folgen verschiedener Optionen gegeneinander abgewogen und Vor- und Nachteile bezüglich der eigenen Zielsetzungen kalkuliert hat. Vom Wirken des Mechanismus der rationalen Kalkulation kann also auch dann die Rede sein, wenn die modelltheoretischen Anforderungen (z.B. Stabilität, Vollständigkeit und Transitivität der Präferenzen) nicht erfüllt sind. Unter rationaler Kalkulation ist mithin ein weiter Bereich zweckrational-egoistischen Handelns zu verstehen. Im Unterschied zur DBO-Theorie, nach der die Opportunities ein objektives Element in der Handlungswahl darstellen, ist auf der radikal subjektiven Natur aller Elemente der rationalen Wahl zu bestehen (Elster 2015: 251–253). Überzeugungen, Zielsetzungen, Annahmen über die Handlungssituation sind Komponenten des Denkens und Fühlens der jeweiligen Person.

Der *Mechanismus der Normbefolgung* steht in der Tradition des Homo Sociologicus. Auch hier gilt, dass keine spezifische Theorie der Normen und

normorientierten Handelns in diesem Mechanismus abgebildet wird, sondern ein breites Verständnis zugrunde liegt. Normbefolgung bedeutet, eine einzelne Norm oder ein Normgefüge als verbindlich geltend anzuerkennen und gemäß dieser Norm zu handeln. Vom Vorliegen des Mechanismus der Normbefolgung ist nur dann auszugehen, wenn Anhaltspunkte vorliegen, dass bei der handelnden Person oder den Repräsentant*innen eines kollektiven Akteurs eine bestimmte Norm in einer Situation als ausschlaggebend und zu befolgend angesehen wird. Der Bezug auf Normen setzt voraus, dass eine dem einzelnen Handeln vorgängige Sozialität handlungsentscheidend ist. Dies hat u.a. Jürgen Habermas betont: »Der Begriff des normenregulierten Handelns bezieht sich nicht auf das Verhalten eines prinzipiell einsamen Akteurs, der in seiner Umwelt andere Aktoren vorfindet, sondern auf Mitglieder einer sozialen Gruppe, die ihr Handeln an gemeinsamen Werten orientieren. Der einzelne Aktor befolgt eine Norm (oder verstößt gegen sie), sobald in einer gegebenen Situation die Bedingungen vorliegen, auf die die Norm Anwendung findet. Normen drücken ein in einer sozialen Gruppe bestehendes Einverständnis aus.« (Habermas 1981 I, 127)

Diese Vorgängigkeit von Sozialität vor individueller Rationalität hat das Modell des normregulierten Handelns seit Émile Durkheim zum Basismodell soziologischer Theoriebildung gemacht, mit der Rollentheorie der 1950er und 1960er Jahre als theoriegeschichtlichem Höhepunkt. Zur Normbefolgung gehört nach der obigen Begriffsbestimmung bei Habermas auch das Wissen um die jeweils gegebene Situation und die Relevanz von Normen für diese Situation. Normbefolgung verlangt eine hohe Interpretationsfähigkeit, so muss auch der Vorrang einer Norm in einer ganz bestimmten Situation gegenüber anderen ebenfalls geltenden Normen erkannt werden. Immer geht es um die situationsgerechte Befolgung von Normen, nicht um die Kalkulation der positiven oder negativen Konsequenzen der Befolgung einer Norm für den handelnden Akteur. Je mehr dieser aktive Part der Situationsinterpretation und der angemessenen Form der Normbefolgung in den Vordergrund rückt, desto eher sind die Arbeiten des interpretativen Paradigmas soziologischer Theorie in den Varianten des Symbolischen Interaktionismus, der Sozialphänomenologie, der Wissenssoziologie und des Sozialkonstruktivismus (Keller 2012) einschlägig. Dort wird keine Alternative zum normregulierten Handeln entwickelt, sondern die Flexibilität, Interpretationsabhängigkeit bzw. -bedürftigkeit und interaktive Verhandelbarkeit der Normbefolgung betont (Schimank 2016: 66–68). Der Mechanismus der Normbefolgung muss ebenfalls radikal subjektiv ver-

standen werden. Die von den Akteuren als geltend angesehenen Normen werden in der Situation befolgt – und zwar in der Weise, die den Akteuren für situationsangemessen im Sinne der Norm erscheint.

Der *Mechanismus der normativ eingebetteten Kalkulation* scheint wie eine bloße Verbindung der zwei zuvor aufgeführten Mechanismen. Man könnte sich hier das Postulat eines eigenen elementaren Handlungsmechanismus sparen und lediglich von der Überlagerung, Verbindung, Kombination von rationaler Kalkulation und Normorientierung sprechen. In den üblichen Typologien findet sich kaum ein Hinweis auf diesen Mechanismus. Allerdings hat Daniel Little »embeddedness« als ein Grundelement einer akteurbasierten Soziologie bezeichnet (Little 2016). Er rekurriert dabei auf die jüngere Wirtschafts- und Marktsoziologie und deren Einsicht, dass Märkte konstituiert werden durch Normen und Institutionen, durch Praktiken, Routinen sowie kognitive und evaluative Schemata. Der Homo Sociologicus findet sich danach auch im Marktgeschehen, dem eigentlichen Spielfeld des Homo Oeconomicus. Daniel Little benennt als Zielmarke der Theoriebildung »a full theory of practical rationality« (Little 2016: 49), eine den Typen wohl als Metatheorie übergeordnete Theorie des Handelns. Hier wird ein eigenständiger Handlungsmechanismus angenommen, der eine nutzenmaximierende Handlungsausrichtung unter vorgängiger strikter Beachtung eines Sets an Normen bezeichnet. Normbefolgung und Kalkulation, Annahme einer verbindlichen Geltung und Konsequenzenorientierung gehen dabei eine gestaffelte Verbindung ein. Die Normbefolgung besitzt den Vorrang, gibt den Rahmen vor, innerhalb dessen rein konsequenzenorientiert und selbstbezogen agiert wird. Wichtig ist es, den Unterschied zu rationaler Kalkulation klar zu bezeichnen. Wo die Normen nur eingehalten werden, weil ihre Verletzung negative Sanktionen nach sich zieht, deren Kosten größer sind als deren Nutzen, liegt rein kalkulierendes Handeln vor. Damit der Mechanismus der normativ eingebetteten Kalkulation wirken kann, müssen bestimmte Normen als geltend befolgt werden, nicht allein aus Nutzen-Kosten-Überlegungen. Diese *lexikalisch* geordnete Verbindung von Normbefolgung und rationaler Kalkulation macht den Kern dieses Handlungsmechanismus aus.

4.2.5 Reflexion, Emotion und Selbstdarstellung

Rationale Reflexion bedeutet, dass Argumentation über die Handlung entscheidet. Argumente werden auf ihre Güte (verfügbare Evidenz, logische Stringenz etc.) geprüft und eine Entscheidung, wie gehandelt werden soll, danach gefällt, welche Argumente die größte Überzeugungskraft besitzen. Daher ist das Fehlen von spontaner Reaktion, eine gewisse Zeitspanne des Überlegens und Nachdenkens und entsprechend ein verzögertes Handeln konstitutiv für dieses Handeln im Unterschied zum Handeln aus einem emotionalen Impuls heraus. Dabei müssen sowohl die handlungsleitenden Kognitionen (Annahmen über die gegebene Situation, kausale Folgen bestimmter Handlungen) als auch die leitenden Werte, Normen, Präferenzen einer argumentativen Prüfung unterzogen werden.

Die rationale Reflexion ist im Rahmen der analytischen Soziologie nicht näher erforscht worden. Sie scheint dort theoretisch zu weit von den Grundannahmen des Rational-Choice-Paradigmas entfernt zu sein. Jon Elster (1986c) befasste sich in seinen politiktheoretischen Arbeiten intensiv mit dem Unterschied zwischen »arguing« und »bargaining« (später auch »voting«) und trug damit zur Grundlegung des Konzepts deliberativer Demokratie bei. Deliberativ heißt diese normative Vorstellung von Demokratie, weil sie die argumentative Auseinandersetzung als zentralen demokratischen Modus sieht und ihn dem Wählen und Verhandeln vorzieht. Auch in systematischen Arbeiten wie »Explaining Social Behavior« erhält Argumentieren einen prominenten Platz als einer von drei Mechanismen kollektiven Entscheidens (Elster 2007: 403–409; 2015: 403–406), mithin nicht als Handlungs- sondern als Interaktionsmechanismus. Jürgen Habermas hatte dagegen die rationale Reflexion an den Begriff »kommunikativen Handelns« rückgebunden, also eine handlungstheoretische Fundierung gesucht. Rationale Reflexion ist bei Habermas eine höhere Stufe des kommunikativen, auf sprachlicher Verständigung basierenden Handelns, die auch mit dem Begriff des Diskursiven bezeichnet werden kann. Integrative Handlungstheorien wie die als Referenz herangezogene Vierertypologie von Uwe Schimank haben für kommunikatives bzw. diskursives Handeln keinen eigenen Ort vorgesehen. Dem soll nicht gefolgt werden. Ob sich ein Handeln von guten Gründen leiten lässt, also Normen und Werten, die auf ihre Richtigkeit und Angemessenheit geprüft worden sind, kognitiven Annahmen über die Welt, die auf ihre Wahrheit befragt wurden, und schließlich

Äußerungen, die zeigen mussten, dass sie als wahrhaftig angesehen werden können, unterscheidet es von den anderen Handlungsmechanismen.

Der *Mechanismus der emotionalen Motivation* dürfte am anderen Ende einer Rationalitätsskala liegen. Aber eine derartige rationalitätstheoretische Verortung, die schon bei Max Weber in »Soziologische Grundbegriffe« vorliegt (Weber 2014: 15–16), ist nicht mit dem mechanismenbasierten Ansatz zu vereinbaren, der nur die Arten der Auslösung von Handlungen aufzeigen und Handlungen dadurch erklären will. Das Verständnis von Emotionen als irrationalen Akten hat die Ausbildung eines klaren Verständnisses dieser Handlungsmotivation ebenso erschwert wie die Vielfalt der auftretenden Emotionen. Selbst wenn man es akzeptieren sollte, dass es eine feste Anzahl an Grundemotionen gibt und die Varianz daher nicht beliebig groß ist (zu dieser Debatte: Ekman and Davidson 1994), muss anerkannt werden, dass es nur ein Notbehelf sein kann, Handlungen aus Wut oder aus Freude oder aus Angst mit demselben Mechanismus zu erklären. Auch die Beiträge der Emotionstheorie von Jon Elster (1999) sind nicht so weit entwickelt, dass ein klares Setting an emotionalen Mechanismen vorliegen würde. Daher betont der Mechanismus der emotionalen Motivation die Differenz zu anderen handlungsauslösenden Mechanismen, entspricht aber kaum der inneren Diversität des Emotionalen.

In der Emotionssoziologie und -psychologie wird mit der Unterscheidung von Affekt und Emotion gearbeitet – aber bei verwirrend uneinheitlichem Begriffsverständnis. Für die vorliegenden Zwecke wird auf diese Differenzierung verzichtet, unter dem vorgestellten Mechanismus sind alle Formen der emotionalen Ausrichtung des Handelns zu verstehen, beruhen diese auf kurzzeitig auftretenden Affekten, Stimmungen, gegenwärtigen Emotionen oder lange unterdrückten Gefühlen (Landweer und Renz 2012; Goldie 2010). In den Typologien, die hier häufiger angeführt werden, fehlt das affektuelle Handeln bei Jürgen Habermas als eigener Typus (Habermas 1981), Uwe Schimank greift es unter dem von Helena Flam eingeführten Ausdruck »emotional man« (Flam 2002) auf (Schimank 2016). Besondere Aufmerksamkeit ist dem Zusammenhang zwischen Normen und Gefühlen in der Folge von Arlie Hochschilds Arbeit (1990) zu Gefühlsnormen in bestimmten Berufen entgegengebracht worden. Wenn diese derart handlungsleitend werden, dass eine habituelle Freundlichkeit durch den Arbeitsplatz und Beruf vorgegeben ist, handelt es sich um normenreguliertes Handeln: Der emotionale Motivationsanteil schwindet gänzlich (Schimank 2016: 140).

Werden Handlungen durch die Vorstellung ausgelöst, es komme nicht auf das Erreichen von Zielen, die Maximierung des Nutzens, die reflektierteste Handlungsweise, das Einhalten von Normen oder das Ausleben von Emotionen an, sondern auf die Darstellung der eigenen Person oder des kollektiven Akteurs, soll als kausaler Ursache vom *Mechanismus der Selbstdarstellung* gesprochen werden. Die Sicherung und Sichtbarmachung der Eigenheit vor einer Referenzgruppe bzw. der Öffentlichkeit ist hier das Movens des Handelns. Selbstdarstellung kann dabei die eigene Subjektivität sichtbar machen und anderen einen Zugang zu eigenem Erleben, Fühlen und Wünschen vermitteln, aber auch ein Image kreieren, das sich von der Selbstwahrnehmung deutlich unterscheidet. Nicht der Inhalt der Selbstdarstellung oder die Wahrhaftigkeit der Repräsentation des Ich sind also ausschlaggebend, sondern die Ausrichtung des Handelns auf dieses Ich und dessen Darstellung (Habermas 1981 I: 140).

Dieser Mechanismus referiert auf die Beiträge von Erving Goffman (u.a. 1961, 1971, 1974, 1977, 1983) zur soziologischen Theorie, die unter dem Ausdruck »dramaturgisches Handeln« (Habermas 1981 I: 128) in die Handlungstheorie und -typologie integriert wurden. Bei Schimank (2016: 142–164) werden die Arbeiten von Erving Goffman dem vierten Handlungstypus des »Identitätsbehaupters« zugeordnet, eine Verortung, die vom Gedanken der Identitätsbedrohung bestimmt ist und weniger vom spielerischen Umgang mit Identitäten und Selbstdarstellungsformen. Goffmans Ansatz wurde entgegengehalten, er werfe einen »zynischen Blick auf unser Verhalten im Alltag« (Joas und Knöbl 2004: 209). Das ist insbesondere dann zutreffend, wenn dramaturgisches Handeln allein als bewusst strategisches Impression Management interpretiert, dieses also zu einer Variante rationaler Kalkulation erklärt oder auf eine solche reduziert wird. Für eine derartige Interpretation gibt es durchaus Ansatzpunkte im Werk Goffmans. Insbesondere die Theater-Metaphorik (Goffman 1983) hat dazu beigetragen, Selbstdarstellung als ein professionell durchgeplantes Aufführen und Inszenieren anzusehen. Sowohl habituelle Formen der Selbstdarstellung als auch die Rolle von Interaktionsritualen (Goffman 1971) finden in einer solchen rationalistischen Verortung keinen Raum. Wenn man den Begriff nicht strategisch missinterpretiert, kann »Inszenierungsrationalität« die soziale Vernünftigkeit dieses Handelns andeuten (Bonß et al. 2020: 223). Die wechselseitige Wahrung von Identität und Individualität kann ebenso Selbstdarstellung ausmachen wie ein aggressives Zurschaustellen. Immer dann, wenn die Darstellung der Besonderheit und Identität eines Akteurs

im Vordergrund steht und andere Handlungsorientierungen bzw. -motivationen verdrängt, wird hier vom Selbstdarstellungsmechanismus als auslösendem Moment der Handlung gesprochen.

4.2.6 Soziales Vergleichen

Wenn der Vergleich zu anderen die Handlung eines Akteurs bestimmt, wirkt der *Mechanismus des sozialen Vergleichens*. Weder egoistische noch altruistische Motivationen liegen vor, sondern die Stellung der eigenen Person oder Organisation gegenüber einzelnen anderen (relationale Handlungsorientierung) oder gegenüber einem ganzen Feld anderer Akteure bzw. der Gesamtheit aller anderen (positionale Handlungsorientierung) interessiert. Es gibt eine Mehrzahl derartiger sozialkomparativer Zielsetzungen: Akteure können daran interessiert sein, als Beste abzuschneiden, versuchen, die Stellung gegenüber den anderen nicht zu verlieren oder sie wenigstens zu verbessern, unbedingt besser dazustehen als bestimmte andere Akteure, sich von anderen zu unterscheiden oder abzusetzen, sich zumindest nicht zu verschlechtern (Nullmeier 2000: 296–312). Wann immer eine derartige vergleichsbezogene Handlungsauslösung angenommen werden kann, soll vom Mechanismus sozialen Vergleichens gesprochen werden.

Dieser Mechanismus hat ideengeschichtlich weit zurückreichende Vorläufer in Arbeiten zu Neid, Wettbewerb und Ressentiment (Nullmeier 2000, 2016), in der Sozialpsychologie zum sozialen Vergleich, beginnend mit dem Werk von Leon Festinger (1954; Jonas, Stroebe und Hewstone 2014), und findet sich – den Arbeiten von Kelley und Thibaut (1978) folgend – in der Typologie der Interaktionsorientierungen bei Fritz W. Scharpf als kompetitive Interaktionsorientierung wieder (Scharpf 2000: 153). Die Behavioral Economics haben mit den »other-regarding preferences« (Dimick, Rueda and Stegmueller 2018) eine Kategorie geschaffen, die den Unterschied zwischen allein auf andere gerichteten und sozial-vergleichenden Handlungsmotivationen nicht erkennen lässt. In die erste Reihe der Handlungstypen ist das soziale Vergleichen trotz seiner Prominenz in der Sozialpsychologie nicht aufgerückt. Vielmehr werden Neid und Ressentiment (weniger jedoch Wetteifer) als emotionale Handlungsmotivationen und mithin als Ausdruck des Handlungstypus der »emotional person« interpretiert. In der Tat kann es hier zu Überlagerungen mit anderen kausalen Mechanismen kommen, aber nicht nur zum Typus emotionaler Handlungsmotivation. Wetteifer in Wett-

bewerben kann sich durchaus gänzlich auf rationale Kalkulation verlassen und ohne emotionale Anteile sein.

Entscheidend für die Ausprägung des sozialen Vergleichens ist die Bestimmung der Referenzakteure, mit denen sich verglichen wird, bzw. des Feldes, das als relevanter Vergleichsraum angesehen wird. Kommunikative Globalisierung kann als Treiber einer immer weiteren Fassung der Vergleichsakteure oder -räume angesehen werden, der Vergleich kann aufgrund der verfügbaren Informationen zunehmend in globalem Maßstab erfolgen. Ebenso wichtig ist, in welcher Dimension jeweils verglichen wird, was als relevante Größe eines Vergleiches und was als relevantes Vergleichskriterium und damit als Platzanweiser für die Wertung besser-schlechter fungiert.

Konformismus ist eine Variante des sozialkomparativen Handlungsmechanismus. Konformismus war bereits als Perzeptionsmechanismus erläutert worden. Es erschien sinnvoll, diese spezifische Art des Konformismus als Wahrnehmungskonformismus zu fassen. Üblicherweise wird unter Konformismus der *Handlungskonformismus* verstanden. Er ist ein kausaler Mechanismus, der die Beobachtung der Handlungsweisen direkt mit der Auslösung eigenen Handelns verbindet. Die Handlungsorientierung erfolgt nicht entlang eigener Präferenzen und Überzeugungen, außer der (Meta-)Präferenz, keineswegs etwas zu tun, was von den Handlungen der anderen abweichen könnte. Diese Präferenz ist mit einer festen Vorstellung davon verbunden, wer die relevanten Personen oder Gruppen sind, die als Bezugsgruppe für die eigene Handlungsausrichtung fungieren. Die Beobachtung der Handlungen anderer Personen wird durch den Mechanismus des Handlungskonformismus direkt in ein eigenes Handeln übersetzt. Natürlich kann es zu Fehlwahrnehmungen kommen, dann wird sich auch die dadurch ausgelöste Handlung als verfehlt erweisen, weil sie nicht mit der Handlung der anderen übereinstimmt. Bei zutreffender Wahrnehmung wird eigenes Handeln als *soziales Nachahmungshandeln* motiviert. Als Beispiel dieses Handlungskonformismus lassen sich Sprechhandlungen anführen. Die eigenen Äußerungen sind an den jeweils hegemonialen Diskurs in einer Bezugsgruppe oder -öffentlichkeit angepasst. Es werden nur Varianten jener Äußerungen erzeugt, die bereits als zugehörig zum dominanten Diskurs anerkannt sind – bis hin zu Erzählungen des Immergleichen, zur Verwendung des gleichen Vokabulars oder zu expliziten Wiederholungen.

4.2.7 Relationen von Perzeptions- und Handlungsmechanismen

Die Unterscheidung zwischen Perzeptions- und Handlungsmechanismen ist ein entscheidender Schritt in der Entfaltung eines mechanismenbasierten Erklärungsprogramms in den Sozialwissenschaften. In soziologischen Handlungstheorien waren Wahrnehmung, Interpretation einer Situation und Handlung miteinander eng verkoppelt, wenn nicht als Einheit vorgestellt worden. Die für eine Handlungsauslösung erforderliche Kognition (Chancen und Hindernisse, Bewertung als Nutzen und Kosten etc.) wurde als Teil der Handlung selbst angesehen. Zwischen Perzeption, Handlungsentschluss und Handlungsvollzug können jedoch Brüche auftreten. Ein wohl bekanntes Phänomen, das gegen die Annahme einer Einheit von Wahrnehmung und Handlung bzw. der Integration des Perzeptionsmoments in den Handlungsmechanismus spricht, ist die Akrasie (Elster 1989a: 19, 20, 36,37, 45–48, 119). Willensschwäche lässt den Handlungsentschluss nicht in einen Handlungsvollzug münden. Die Handlungsmotivation in Form eines festen Willens, etwas zu tun, kann einhergehen mit dem Aufschieben oder gar dem Verzicht auf diese Handlung aufgrund einer entgegenstehenden Handlungshemmung.

Ebenso kann zwischen der Wahrnehmung einer Situation und einer Handlungsmotivation ein Bruch auftreten. Es ist ein bekanntes Phänomen, eine Situation hochemotional wahrzunehmen und dann eine Handlung in größter Überlegtheit zu treffen. Dazu kann es erforderlich sein, Zeit vergehen zu lassen, sich zu beruhigen und sich noch einmal, nun aber kühl und vernünftig, der eingetretenen Situation zuzuwenden. So kann ein primär emotional geprägtes Wahrnehmen mit rationaler Kalkulation oder Reflexion einhergehen. Ebenso ist es denkbar, dass ein Geschehen zunächst dem genealogischen Perzeptionsmechanismus entsprechend rein auf seine Ursprünge hin bewertet wird, die Handlung aber strikt konsequentialistisch erfolgt. Es ist also, wie diese wenigen Beispiele zeigen, nicht davon auszugehen, dass zwingende Kopplungen von Perzeptions- und Handlungsmechanismen existieren. Man sollte für Analysezwecke vom Gegenteil ausgehen: Jeder Perzeptionsmechanismus kann mit jedem Handlungsmechanismus kombiniert sein. Wenn die Handlung eines Akteurs über einen Handlungsmechanismus erklärt werden kann, ist damit noch nichts über die Perzeptionsweisen und -mechanismen bekannt. Und umgekehrt lässt sich von den Perzeptionsmechanismen nicht auf Handlungsmechanismen schließen. Solange über die Zusammenhänge zwischen diesen beiden

Mechanismustypen nicht hinreichend geforscht oder noch nicht gezeigt worden ist, dass sich Erkenntnisse der Wahrnehmungs- und Motivationspsychologie auf eine mechanismenbasierte Sozial- und Politikforschung übertragen lassen, ist die Entkopplungsannahme vorsichtiger und offener.

Auf der Ebene individueller Akteure wird es gleichwohl bestimmte Beziehungen zwischen Perzeption und Handlung geben. So gibt es in der Psychologie auch Stimmen, die von einer starken Verkopplungsthese ausgehen, also Rückwirkungen von Handlungen auf die Wahrnehmung annehmen (Kunde 2017). Diese psychologische Forschung kann hier nicht beurteilt werden. Wohl kann es aber durch eine systematische Prozessanalyse mit der konsequenten Unterscheidung von Perzeptions- und Handlungsmechanismen gelingen, die jeweilige Folge von Perzeptions- und Handlungsmechanismen bei einzelnen Akteuren empirisch zu erheben. Bei hinreichender Anzahl solcher Analysen können wahrscheinliche von weniger wahrscheinlichen Abfolgen von Perzeption und Handlung identifiziert werden.

Auf der Ebene kollektiver Akteure würde die Untersuchung des Zusammenhangs von Perzeptions- und Handlungsmechanismen die Blackbox des organisationsinternen Geschehens, das über eine bestimmte Aktivität entscheidet, öffnen müssen. Wenn in einer Analyse politischer Entscheidungsprozesse mehrere individuelle und kollektive Akteure in ihrer Wechselwirkung studiert werden, kann das organisations- oder bewegungsinterne Geschehen bei kollektiven Akteuren vernachlässigt und mit der Fiktion eines einheitlichen Akteurs gearbeitet werden. Wenn dagegen die Zusammenhänge zwischen Perzeption und Handlung bei einem kollektiven Akteur näher erkundet werden sollen, muss man diesen in individuelle Akteure und/oder kollektive Einheiten wie Abteilungen, Strömungen, territoriale Organisationseinheiten etc. dekomponieren. Je nach angezieltem Detaillierungsgrad kann diese Analyse so weitergeführt werden, dass lediglich individuelle Akteure als Basiseinheiten betrachtet werden – eine Zielrichtung, die sich in aller Regel für politikwissenschaftliche Arbeiten wegen fehlendem Feldzugang oder aufgrund des immensen Aufwandes nicht anbietet.

4.3 Interaktionsmechanismen

4.3.1 Interaktion und Interaktionsergebnis

Als Interaktionsmechanismen werden nur jene elementaren Mechanismen bezeichnet, die *in der Interaktion* wirksam werden und das *Ergebnis* einer Interaktion erklären. Das ist eine stärker politikwissenschaftlich geprägte Sicht auf Interaktion, die sich an Entscheidungsprozessen orientiert, also daran, dass am Ende von Diskussion, Beratung, Verhandlung, Aufregung, Streit und Auseinandersetzung eine kollektiv verbindliche Entscheidung stehen kann. Insofern wird zunächst gefragt, ob es überhaupt ein Ergebnis einer Interaktion gibt oder nicht. Man kann die Vorstellung vom Ergebnis einer Interaktion aber von der engen Bezugnahme auf eine verbindliche Entscheidung lösen und als Ergebnis viele Formen der Beendigung einer Interaktion verstehen: Endet ein Gespräch, weil eine der Teilnehmer*innen einen anderen Termin hat und unter Zeitdruck gerät, kann am Ende die Verabredung für ein weiteres Gespräch stehen, die bloße Verabschiedung, die Bekundung aller Teilnehmenden, dass es wichtig gewesen sei, miteinander gesprochen zu haben, oder ein Murren, dass das Gespräch unvermittelt abgebrochen werden musste. Diese weite Fassung des Begriffs Ergebnis lässt zu, zwischen Interaktion und Interaktionsergebnis zu unterscheiden. Es erlaubt aber vor allem, Interaktionsmechanismen nicht als Erklärungen von Wirkungen außerhalb des Rahmens der Interaktion anzusehen, sondern ausschließlich als Erklärung des unmittelbaren Interaktionsergebnisses. Man verbleibt mit Interaktionsmechanismen *innerhalb des Interaktionsgeschehens*.

Dass Akteure in eine Interaktion eintreten, lässt sich über Handlungsmechanismen erklären: Die Konstitution der Interaktion erfolgt durch mindestens zwei Akteure und ihre Handlungsweise, die da lautet: Eintritt in eine Interaktion. Das Interaktionsergebnis wiederum wird von den beteiligten Akteuren und interessierten anderen Akteuren wahrgenommen und interpretiert. Das ist akteurspezifisch über Perzeptionsmechanismen zu erklären. Die Interaktionsmechanismen erklären also weder die Entstehung der Interaktion noch die Wirkungen nach Beendigung der Interaktion. Die Aufgabe von Interaktionsmechanismen ist allein zu erklären, wie es vom Beginn der Interaktion zu einem bestimmten Interaktionsergebnis kommt. Dabei muss dieses Interaktionsergebnis nicht notwendig zeitlich am Ende des In-

teraktionsgeschehens stehen, das Ergebnis kann auch zwischenzeitlich entstehen und es folgen Konversationen, die am Ergebnis nichts mehr ändern.

4.3.2 Nicht-intendierte Konsequenzen

Der herausgehobene Stellenwert der *nicht-intendierten Konsequenzen* als soziologischer Kategorie ergibt sich auch aus der Enttäuschung darüber, dass nicht genau das geschieht, was ein Individuum mit einer Handlung beabsichtigt – Enttäuschung angesichts des menschlichen ›Hochmuts‹, sein Handeln müsse die Welt in die beabsichtigte Richtung bewegen. Erst wenn Theorie den Handlungsakt betont und dem Schema intentionalen Handelns folgt, die beabsichtigten Folgen dieses Handlungsaktes in Relation setzt zu den realen Folgen und dann den Misserfolg des Wollens feststellt, kommt der Begriff nicht-intentionaler Konsequenzen zum Zuge. Er verbleibt aber völlig im Horizont der Handlungsperspektive eines einzelnen Akteurs. Nur aus der Perspektive von Akteuren ist er sinnvoll, er ist akteur- und intentionsfixiert. Aus derartiger Kritik ist geschlossen worden, man solle doch die Ebene der Intentionen und des subjektiven Handelns verlassen und gleich auf intersubjektiver Ebene eine Sozialtheorie aufbauen bzw. diese gleich systemisch anlegen. Dann verlässt man aber ein akteurzentriertes Vorgehen, eine Entwicklungsrichtung, der hier gerade nicht gefolgt werden soll. Eine Handlung hat nicht-intendierte Folgen, weil das, was als deren Folgen oder Konsequenzen genannt wird, keineswegs das Ergebnis des Handelns einer einzelnen handelnden Person ist, sondern sich aus dem Zusammenwirken von Handlungen etlicher Akteure ergibt, der Begriff Handlungsfolge eigentlich schon verfehlt ist. Die erste ›Folge‹ eines Handlungsaktes ist in aller Regel, dass er von anderen wahrgenommen wird. Und auch die absichtliche Stilisierung einer Handlung des Akteurs A in einer Weise, dass bei B eine ganz bestimmte Wahrnehmung erzeugt wird, kann nicht ausschließen, dass B wahrnimmt, wie A seine Handlung stilisiert, um B's Wahrnehmung zu bestimmen. Diese Metaperzeption bleibt ein nicht auszuschließender Akt von B. Die implizite Leitidee, die Handlungsfolgen mögen doch der Intention entsprechen, verfehlt elementar die nicht aufhebbare Autonomie der anderen Personen. Nur wenn eine Handlung unabhängig von der Wahrnehmung derselben durch Dritte ist – es kämen gänzlich isolierte oder technische Handlungen (Nagel einschlagen in einer allein bewohnten Wohnung) in Betracht – wäre dieses Handlungsverständ-

nis sinnvoll. In allen anderen Fällen ist bereits die Wahrnehmung (samt Interpretation) durch beliebige Dritte unintendiert. Die Nicht-Intentionalität der Handlungsfolgen ist damit basal gesetzt durch die Beobachtetheit des eigenen Handelns durch andere Personen. Weil Wahrnehmungen in der Sozialtheorie eine untergeordnete Rolle gespielt haben, ist diese grundlegende Verfehltheit der Vorstellung intentionaler Handlungsfolgen nicht stärker herausgearbeitet worden. Aber aus diesem basalen Faktum der Wahrnehmbarkeit und der Wahrnehmung durch Dritte ist die Möglichkeit gegeben, dass es zu wahrnehmungsgestützte Handlungen von B, C… N kommt, die wiederum als nicht-intendierte Konsequenzen der Handlung von A angesehen werden können. Nicht-intentionale Konsequenzen sind ubiquitär, sie sind der Normalfall für handelnde Personen, die sich nicht in der Isolation oder anderen nicht-beobachtbaren Arrangements befinden.

Wenn Wahrnehmungen in die Sozialtheorie eingebaut werden, verschiebt sich die Perspektive auf Handlungen und ihre Konsequenzen. Die Wahrnehmung des Handelns von A durch eine andere Person B kann nicht angemessen als eine kausale »Konsequenz« des Handelns von A angesehen werden. Die Wahrnehmung würde als passive Widerspiegelung des Handelns erscheinen und verdeckt damit die höchst aktive Rolle des Wahrnehmens und Interpretierens. Die ›Folgen‹ eines Handelns von A werden durch die Wahrnehmung von B, C… N erzeugt. Die Kategorie der nicht-intendierten Konsequenzen ist zu sehr einem Verständnis von Handlungen als Handeln ›gegen die Natur‹ verbunden. Einen Nagel in die Wand zu schlagen ist eine intentionale Handlung, die nur gelingen oder misslingen kann. Ähnlich wird nun die Rolle einer Handlung in einem Interaktionsgefüge gedacht: Sie kann gelingen oder misslingen, je nachdem, ob das erfolgt, was die handelnde Person intendiert hat. Aber anders als die unbelebte Natur besitzen Interaktionsteilnehmer*innen die Fähigkeit der Wahrnehmung und Beobachtung, sodass bereits die Vorstellung, dass es ein ›Umsetzen‹ von Intentionen geben könnte, unsinnig wird. Mit der aktiven Rolle der Perzeption wird die Kategorie der nicht-intendierten Konsequenzen *aus ihrer paradigmatischen Stellung für die Untersuchung von Mechanismen jenseits von Handlungsmechanismen verdrängt*.

4.3.3 Polarisierung, Fragmentierung, Eskalation und Groupthink

Als erster Interaktionsmechanismus sei hier der *Polarisierungsmechanismus* aufgeführt. Unabhängig von der Ausgangskonstellation, mit der Akteure in die Interaktion hineingehen, entfaltet sich während der Interaktion eine Polarisierung der Ansichten, Forderungen und Positionen. Die Akteure sind am Ende der Interaktion weiter voneinander entfernt als zu deren Beginn, das Interaktionsergebnis, das durch diesen Mechanismus erklärt werden kann, ist z.B. die Vertagung eines Themas, die Weiterverweisung an eine andere Instanz, die Einigung auf einen sehr vagen und inhaltsleeren Beschluss. Polarisierung erfolgt, weil die Implikationen einer Position oder einer Ansicht im Gespräch sichtbarer, Konsequenzen deutlicher ausgesprochen werden oder Angriffe auf andere Positionen oder Argumente erfolgen, die von diesen wiederum als unangemessen, beleidigend oder auch nur verfehlt angesehen werden. Die Kommunikation steigert die wechselseitige Differenzwahrnehmung. Der Begriff Polarisierung impliziert dabei ein Auseinandergehen der Positionen in genau *zwei* Richtungen.

Deshalb ist von Polarisierung der *Mechanismus der Fragmentierung* oder diffusen Positionsauseinanderentwicklung zu unterscheiden. Die Differenzerfahrung nimmt im Laufe der Interaktion zu, ordnet sich jedoch nicht anhand von zwei Polen der Positionierung. Es werden mehr als zwei Entwicklungsrichtungen von Positionen, Ansichten und Argumenten sichtbar, es gibt keine Fraktionierung entlang einer Achse, es bilden sich mehrere Richtungen, die im Laufe der Interaktion jeweils als deutlich different, aber ohne klare Konfliktlinien angesehen werden. Statt sich zu bündeln – und sei es in Form der Polarisierung – wird die Gesamtlage im Gremium immer diffuser, die Argumentationen reagieren weniger aufeinander, die diversen Positionen stehen ungeklärt neben- und gegeneinander.

Als *Eskalationsmechanismus* kann jene Interaktionsdynamik bezeichnet werden, die innerhalb des Interaktionsgeschehens eine Fortsetzung der Interaktion aktuell oder zu einem nächsten Treffen immer unwahrscheinlicher werden lässt, also die Grundlagen der Möglichkeit dieser Interaktion untergräbt – bis hin zur Androhung oder gar dem Einsatz von Gewalt. Am Ende derartiger Eskalationen kann die Entscheidung stehen, auseinanderzugehen, diese Form der Interaktion aufzugeben oder auch ein gemeinsamer Beschluss, der nichtssagend ausfällt, um das Ende dieser Interaktion nicht als Desaster oder Misserfolg erscheinen zu lassen. Basis einer solchen Eskalation dürfte zumeist Polarisierung sein, aber nicht jede Polarisierung muss

in Eskalation münden. Eventuell kann auch Fragmentierung zu einer Eskalation führen, wenn aufgrund der diffuser werdenden Positionierungen unklar ist, was das gesamte Interaktionsunternehmen überhaupt soll. Eskalationen können von wechselseitiger emotionaler Steigerung begleitet sein. Bei derartigen interaktiven Emotionssteigerungen ist wichtig zu beachten, zwischen gleichartigen Emotionen auf Seiten der beteiligten Akteure und differierenden Emotionen bei den einzelnen Akteuren zu unterscheiden.

Ein Konsens als Interaktionsergebnis kann die Folge von Konformismus sein, der in der Interaktion selbst erzeugt wird. Wenn es sich um Interaktionen handelt, die in Entscheidungen münden, kann das eintreten, was Irving Janis (1972) als »groupthink« bezeichnet hat. Die Einmütigkeit (oder der wechselseitige Druck in Richtung Konsens) in einer Gruppe führt dazu, dass bestimmte relevante Handlungsalternativen gar nicht mehr erörtert werden und dadurch gravierende Fehlentscheidungen getroffen werden. Das ursprüngliche Modell von Janis sah diese Situation insbesondere in hochrangig zusammengesetzten Gremien gegeben, in denen der Vorschlag einzelner Personen aufgrund ihrer sozialen Stellung oder ihres Amtes besonderes Gewicht besitzt, so dass Widerspruch erschwert wird. Spätere Modifikationen des Ansatzes betonten dagegen eine ausgeprägte Identitätsbildung und das Gefühl, als Gremium oder Gruppe angegriffen zu werden, als Voraussetzung des Groupthink-Mechanismus (Baron and Kerr 2003: 94–98). Entgegen der Begrifflichkeit geht es aber weniger um ein »Denken« als um den sprachlich-kommunikativen Prozess in Kleingruppen und Gremien. Jede Äußerung will sich als konform zu den vorhergehenden erweisen, so dass ein Zusteuern auf einen anfangs gesetzten Entscheidungsvorschlag nicht mehr aufgehalten werden kann. Dieser *Groupthink-Mechanismus* bezeichnet Konformismus in Situationen stark verdichteter Kommunikation, während Handlungs- und Wahrnehmungskonformismus auch ohne einen engeren Interaktionskontext entstehen können.

4.3.4 Identitätsbildung, Verwandlung und Aufführung

Ein besonders wichtiger elementarer Interaktionsmechanismus ist die *interaktive kollektive Identitätsbildung* einschließlich des Falles der *Identitätsveränderung*. Die vielleicht einfachste Darstellung dieses Mechanismus in seinen zwei Seiten (Wir-Gruppenbildung und Überwindung eines reinen Egoismus einerseits, Abgrenzung und Ablehnung Dritter) hat Hans Magnus

Enzensberger anhand des Sechs-Sitze-Zugabteils geliefert: »Zwei Passagiere in einem Eisenbahnabteil. Wir wissen nichts über ihre Vorgeschichte, ihre Herkunft und ihr Ziel. Sie haben sich häuslich eingerichtet, Tischchen, Kleiderhaken, Gepäckablagen in Beschlag genommen. Auf den freien Sitzen liegen Zeitungen, Mäntel, Handtaschen herum. Die Tür öffnet sich, und zwei neue Reisende treten ein. Ihre Ankunft wird nicht begrüßt. Ein deutlicher Widerwille macht sich bemerkbar, zusammenzurücken, die freien Plätze zu räumen, den Stauraum über den Sitzen zu teilen. Dabei verhalten sich die ursprünglichen Fahrgäste, auch wenn sie einander gar nicht kennen, eigentümlich solidarisch. Sie treten, den neu Hinzukommenden gegenüber, als Gruppe auf. Es ist *ihr* Territorium, das zur Disposition steht. Jeden, der neu eintritt, betrachten sie als Eindringling. … Die neuen Fahrgäste werden geduldet. Man gewöhnt sich an sie. Doch bleiben sie, wenn auch in abnehmendem Grade, stigmatisiert. … Nun öffnen zwei weitere Passagiere die Tür des Abteils. Von diesem Augenblick an verändert sich der Status der zuvor Eingetretenen. Eben noch waren sie Eindringlinge, Außenseiter; jetzt haben sie sich mit einem Mal in Eingeborene verwandelt.« (Enzensberger 1992: 11–14) Die zufällig gebildete Personenmehrheit versteht sich in kürzester Zeit als Einheit und wehrt das Hinzutreten weiterer Personen ab. McAdam, Tarrow und Tilly sprechen von Identitätsveränderung als einem in ihrem Sinne sehr kleinteiligen elementaren Mechanismus: »At one end of the continuum (between mechanisms and processes, F.N.), a mechanism such as ›identity shift‹ – alteration during contentious claim making of public answers to the question: ›Who are you?‹ – qualifies as a narrow-end mechanism.« (2001: 27) Identitätsveränderung wird hier als interaktives Geschehen, nicht als individueller Prozess verstanden.

Ein weiterer Interaktionsmechanismus ist die *Verwandlung* eines Vorgangs. Das klassische Beispiel ist die Verwandlung des Kampfes in ein Spiel durch den Verzicht auf ernsthafte Interaktionsfolgen, insbesondere den Fortfall der Verletzungsabsicht. Daran hat Goffman seinen Begriff der *Modulation* gewonnen (Goffman 1977: 55–60; Willems 1997, 61–66). Auch in einem politischen Gremium kann sich die politische Auseinandersetzung in ein Gesellschaftsspiel unter Männern verwandeln – man denke an die Verhaltensweisen der britischen Abgeordneten aus der Conservative Party in den Parlamentsdebatten zum Brexit vor 2020. Das, was nach der offiziellen und konsentierten Deklaration einer Interaktion passieren soll, verwandelt sich oder wird bewusst verwandelt in ein ganz anderes Geschehen – und dies bemerken die anderen Interaktionsbeteiligten. Ob nur geduldet, akzeptiert

oder widerwillig hingenommen, die Interaktion verläuft dann nach diesem anderen Muster. Damit diese Verwandlung vor sich gehen kann, müssen die Beteiligten also wissen, dass die Deutungsschemata für den primären Vorgang nicht mehr zutreffen, dass sie etwas Anderes tun als das, was der primäre Vorgang seinem offiziellen normativen Anspruch nach leisten soll. Die Differenz zwischen dem ursprünglichen Interagieren, z.B. Kampf, und dem neuen Muster, Spiel, darf nicht verborgen bleiben, sonst ist es eine Täuschung oder eine Doppelgestalt eines Vorgangs. Für die Verwandlung müssen die Beteiligten selbst wissen, dass sich eine Transformation des Interaktionsgeschehens vollzieht.

Die Verwandlung kann auch die Form einer Aufführung annehmen, damit eine normativ geforderte Rahmung erfüllt wird, obwohl die Vorgänge gänzlich ohne diese Rahmung auskommen könnten. Diese Dynamik entsteht, wenn die Beteiligten sich an eine institutionalisierte Norm gebunden fühlen, die herbeizuführende Entscheidung aber längst auf anderem Wege gefallen ist. Um den Normen gerecht zu werden, inszenieren die Beteiligten das vorgesehene Procedere (*Aufführungsmechanismus*). Das Geschehen verwandelt sich in eine nur simulierte Aufführung der Normbefolgung. Eine parlamentarische Debatte z.B. verlangt ein Gegeneinander von Regierung und Opposition. Gibt es eine weitgehende Übereinstimmung auf mehreren Politikfeldern zwischen Regierung und Opposition, sind beide genötigt, um die Normansprüche an parlamentarische Debatten nicht zu schädigen, zumindest partiell Kontroversen aufzuführen. Inszenierter Konflikt, die Aufführung eines Gegeneinanders in kleinsten Punkten, die die großen Gemeinsamkeiten begleiten soll, sind einvernehmliche Praktiken der Als-Ob-Normbefolgung von Regeln des Parlamentarismus. Die Aufführung erfolgt der Stabilisierung des Normsystems wegen: »Der Schein muß gewahrt werden, ohne daß der Schein als Schein sichtbar werden darf.« (Hahn 1983: 228 nach Willems 1997: 73) Nicht diese bildet den Rahmen für die kollektive Entscheidungsfindung, sondern die getroffene Entscheidung sucht sich einen Weg, die Einhaltung der prozeduralen Regeln zu inszenieren.

Politikwissenschaftlich besonders wichtige Ausprägungen des Verwandlungsmechanismus sind die *Transformationen zwischen Argumentationen, Verhandlungen und reinen Abstimmungen*. Das Geschehen ist gänzlich anders, ob die Rahmung aus einer Argumentation, einer Verhandlung oder einer bloßen Abstimmung besteht. Diese Kategorien werden hier nicht zur Bezeichnung verschiedener Formen von Institutionen verwendet, sondern für die Rahmung des Interaktionsgeschehens. Explizit als Verhandlungsrunden an-

gesetzte Gespräche können in der Interaktion eine Rahmung als Argumentation oder als bloßes Abstimmen annehmen. Und diese Rahmungen können sich z.B. innerhalb einer Gremiensitzung *wandeln*. So können die Interaktionen zunächst gänzlich von der Annahme getragen sein, es gehe um den Austausch von Informationen und Argumentationen. Durch einzelne Redebeiträge kann allmählich der Eindruck entstehen und sich dann als mehrheitliche, dominante, allgemeine Wahrnehmung festsetzen, dass es nur um die Durchsetzung von Interessen gehe, allerdings weiterhin so, dass die Interaktion auf eine konsensuelle Entscheidung hinauslaufen soll, nur eben auf einen Verhandlungskompromiss statt auf eine argumentativ getragene Übereinkunft. Dieser *Mechanismus der Transformation von Argumentation in Verhandlung* verändert den Denkrahmen des gesamten Geschehens. Es kann weiterhin intensiv argumentiert werden, nur jetzt unter der Annahme, dass die Argumente als Züge in einem strategischen Geschehen fungieren, die die ›andere Seite‹ unter Argumentationsdruck bringen sollen, um damit die ›dahinterstehenden‹ Interessen zurückzudrängen. Auf der Ebene der Sprechakte muss sich daher nichts ändern, allein die Rahmung bei den Beteiligten verschiebt sich.

Es kann dann aber eine zweite Überraschung in derselben Gremiensitzung auftreten, dass auch das Ziel der konsensuellen Entscheidung aufgegeben wird und eine Interessensseite annimmt, dass sie bei einer Abstimmung die Mehrheit gewinnen kann, auch wenn es in diesem Gremium eher unüblich ist abzustimmen. Dann wird der *Mechanismus der Transformation der Verhandlung in bloßes Abstimmen* wirksam. Man kann das Interaktionsgeschehen nun am besten erklären, indem man diese Wandlung unterstellt. Die schon strategisch geführte Argumentation wird zur Fassade, und die Frage leitet das Interaktionsgeschehen, wann mit welchen Regeln abgestimmt werden kann und welches das wahrscheinlichste Ergebnis ist. Eine strategisch-prozedurale Vorgehensweise rückt in den Vordergrund: Lassen sich die Abstimmungsregeln oder die Entscheidungsvorlage, über die abgestimmt werden soll, so verändern, dass die Mehrheit doch noch zugunsten der ›eigenen Seite‹ ausfällt. So kann in einem Politikberatungsgremium, das aus Vertreter*innen der Wissenschaft und der Politik besteht, sichtbar werden, dass eine sachliche Auseinandersetzung mit Argumenten nur simuliert wird, wenn das Ergebnis seitens einer Mehrheit der Beteiligten, einer Art Advocacy Coalition zwischen (einigen) Politiker*innen und (einigen) Wissenschaftler*innen, schon vorab feststeht und eine Expertenberatung inszeniert werden muss, um einen bereits entschiedenen

Handlungsvorschlag zu legitimieren. Derartige Transformationen können auch in umgekehrter Richtung erfolgen, statt als bloßer Abstimmungsapparat kann sich eine Gremiensitzung als Form des Argumentationsaustragens oder der Kompromissfindung erweisen.

4.4 Von elementaren zu komplexen kausalen Mechanismen

Komplexe Mechanismen sind Abfolgen und Netzwerke von elementaren Handlungs-, Perzeptions- und Interaktionsmechanismen. Es gibt daher in der hier gewählten Terminologie keine komplexen Handlungsmechanismen, keine komplexen Interaktions- und auch keine komplexen Perzeptionsmechanismen. Die *kleinstmögliche Einheit eines komplexen Mechanismus* bildet die Auslösung einer Handlung und deren Wahrnehmung durch einen anderen Akteur, mithin eine Verbindung eines Perzeptions- und eines Handlungsmechanismus. Nicht in jedem komplexen Mechanismus muss also eine Interaktionskomponente enthalten sein, aber die kleinste Einheit eines komplexen Mechanismus mit allen drei Komponenten führt zu dieser Abfolge: Auslösung des Eintritts in eine Interaktion als Handlung eines Akteurs, Verursachung eines Interaktionsergebnisses aus der Interaktion heraus und Wahrnehmung dieses Resultats durch Akteure.

Als mikropolitisch interessante Form von komplexen Mechanismen wären *Intrigen* und – diese noch überbietend – Intrigenverstrickungen genauer zu untersuchen. Eine Intrige ist ein umfangreiches Täuschungsmanöver, das rationaler Kalkulation folgt und durch diese – sowie die Naivität anderer Beteiligter (Fehlen einer Perzeption des Geschehens als Täuschung) – auch erklärt werden kann (von Matt 2006). Eine erfolgreiche Intrige lässt sich als Zusammenspiel rational Handelnder und bestimmter, auch bewusst herbeigeführter (Fehl-)Perzeptionen von Beteiligten verstehen. Interaktionen dienen dabei der Absprache zwischen denen, die die Intrige spinnen, und der Steuerung der Perzeptionen jener, die Opfer der Intrige werden. Intrigenverstrickung ist noch anspruchsvoller zu entschlüsseln, da mehrere Koalitionen strategisch täuschender Personen aufeinandertreffen und sich die Täuschungspläne überlagern bzw. durchkreuzen.

Komplexe Mechanismen kann es jenseits der minimalen Version und dieses Beispiels in größter Vielfalt geben. Ein sozialwissenschaftliches Erklären via kausaler Mechanismen zielt darauf, einzelne Ereignisse durch das

Wirken komplexer kausaler Mechanismen verständlich machen zu können und in vergleichender Perspektive gleich gelagerte komplexe Mechanismen auch in unterschiedlich situierten räumlichen, zeitlichen und sachlichen Kontexten zu entdecken (Kuhlmann and Nullmeier 2021b). Da komplexe Mechanismen ganze Kausalketten umfassen können oder auch nur Verbindungen weniger elementarer Mechanismen, lässt sich bei dem bisherigen Forschungsstand keine Aufstellung liefern, die ähnlich systematischen Charakter hätte wie die Darstellung zu den elementaren Mechanismen. Eine themenübergreifende Typologie komplexer Mechanismen zu entwickeln, müsste deren Vielfalt einfangen, aber zugleich nicht die empirische Forschung einengen. Daher könnten Zusammenstellungen je nach Themen- und Untersuchungsgebiet ein sinnvoller Zwischenschritt sein, also z.B. komplexe kausale Mechanismen in der Sozialpolitikforschung (Kuhlmann and Nullmeier 2021a,b,c). Sollte sich herausstellen, dass einzelne komplexe Mechanismen sowohl Prozesse der Ausweitung von sozialpolitischen Programmen als auch der Demokratisierung erklären können, wäre dies ein Zeichen der wissenschaftlichen Ergiebigkeit einer modularen Erklärungsstrategie. Schon innerhalb einzelner Forschungsfelder kann das Problem auftreten, dass zunächst eine größere Zahl an komplexen Mechanismen zur Erklärung einzelner Fälle herangezogen wird. Dabei kann schnell der Überblick verloren gehen. Eine Sortierung der Mechanismen nach den jeweils dominanten Akteuren kann hier Orientierung geben und erkennbar machen, ob nicht unter verschiedenen Bezeichnungen ähnliche oder gleiche Mechanismen untersucht wurden (Kuhlmann and Nullmeier 2021b). Die grundlegende Offenheit der mechanismenbasierten Forschung bleibt erhalten. Was als komplexer Mechanismus angesehen oder identifiziert werden kann, ist Aufgabe der empirischen Forschung in bestimmten Themengebieten.

Hier sollen daher nur Abgrenzungsprobleme zwischen komplexen und elementaren Mechanismen näher erörtert werden. Die *Parallelität* einer Wahrnehmung oder Reaktionsweise bei einer großen Zahl an Personen, die unabhängig voneinander erfolgt (Elster 2020: 223), ist kein komplexer Mechanismus, sondern das gleichzeitige Auftreten ein und desselben Perzeptions- oder Handlungsmechanismus bei vielen Akteuren. Daher ist es zulässig, diese Vielzahl an Personen mit einem Gruppenbegriff zu bezeichnen und dieser Gruppe oder sozialen Kategorie einen elementaren Mechanismus zuzuschreiben. Parallelität ist zumindest dann, wenn die Personen nicht in direkter Interaktion stehen, eine Bedingung dafür, von einer

Gruppe zu sprechen: Ihr kann ein und derselbe Mechanismus zugeschrieben werden, auch wenn klar sein dürfte, dass nicht alle Personen, die von der Gruppenbezeichnung erfasst sind, genau diese Handlungsmotivation hatten – geschweige denn, dass man sozialwissenschaftlich in der Lage wäre, dies empirisch nachzuweisen. Die *Parallelität in einer Interaktionssituation*, in der die Handlungen aller voneinander abhängig sind, weil alle die Handlungen der anderen zeitgleich erfassen können, ist dagegen im Rahmen von elementaren Interaktionsmechanismen zu thematisieren.

Diese Abgrenzung von Interaktionsmechanismen weicht deutlich vom Vorgehen Jon Elsters ab. Dennoch lassen sich die konkreten Mechanismen, die Elster aufgezeigt hat, weiterhin nutzen, allerdings unter einem anderen Dachbegriff: In seiner Analyse des Ancien Régime hat Elster z.B. mit dem *Schneeballmechanismus* (»snowball mechanism«, Elster 2020: 22–24) einen komplexen Mechanismus in dem hier gemeinten Sinne skizziert, bezeichnet ihn aber als Interaktionsmechanismus. Dieser Mechanismus soll das Entstehen sozialer Bewegungen in der Zeit vor der Französischen Revolution 1789 erklären. Im Rahmen einer Rational-Choice-Theorie wäre die Entstehung sozialer Bewegungen nicht verständlich, denn angesichts hoher Repressionsbereitschaft der Herrschenden und entsprechender Kosten für den Einzelnen angesichts marginaler Gewinne im Erfolgsfalle wäre eine Free-Rider-Haltung rational, ihre Überwindung kaum erklärbar. Elsters Schneeball-Mechanismus setzt drei unterschiedliche Gruppen von Personen voraus, denen je unterschiedliche Motivationen zugeschrieben werden. Erst aus dem Zusammenspiel der drei Gruppen (»first movers«, »early joiners« als »low threshold joiners« und »late joiners« als »high threshold joiners«) mit ihren je eigenen Motivationen lässt sich die Entstehung einer sozialen Bewegung in dieser Situation erklären (Ebd. 24). Weder zwischen noch innerhalb der Gruppen muss es Interaktionen in dem hier verwendeten Sinne geben. Der Mechanismus kommt dadurch zustande, dass einzelne Personen ihr Handeln daran ausrichten, was andere Akteure tun und welche Größe die soziale Bewegung insgesamt erreicht hat. Parallele Perzeption und Handlungsmotivation kennzeichnen jede diese drei Personengruppen, es handelt sich jeweils um individuelle Perzeptionen und Handlungen, nicht um Vorgänge, die sich aus einer Interaktion untereinander unmittelbar ergeben.

Eine weitere Abgrenzung ist erforderlich: Jon Elster wendet sich auch evolutionsbiologischen Untersuchungen und Ansätzen evolutorischer Ökonomik zu, um Mechanismen zu identifizieren. Unter den in experimentellen Studien nachweisbaren nicht-intentionalen Mechanismen hebt Elster »rein-

forcement« hervor und bezieht sich ausführlich auf die Evolutionsbiologie der »natural selection«, um daraus Überlegungen zum Thema »social selection« zu generieren. Problematisch wird dieses Vorgehen, wenn die Umwelt gegenüber den Akteuren zur Erklärungsgrundlage wird. Elster entwickelt eine schwer auflösbare Verbindung von evolutorischen Mechanismen der Mutation und Selektion, der Nicht-Intentionalität und Kategorien der Behavioral Economics wie Reziprozität und altruistischer Bestrafung, die sich zudem zwischen den beiden Fassungen von »Explaining Social Behavior« deutlich verändert (Elster 2007: Ch. 16; Elster 2015: Ch. 11).

»Reinforcement« (Elster 1989a: 82–88; 2007: 271–274) wird als *Mechanismus der Verstärkung* einer Handlung analysiert. Elster hebt zwar die Schwierigkeit hervor, diesen Mechanismus von rationaler Kalkulation zu unterscheiden, denn es sind Belohnungen für ein Handeln, die dazu führen, dass dieses Handeln wiederholt wird. In diesem Fall läge nur eine wiederholte Kombination von Wahrnehmung des Handlungserfolgs (Perzeptionsmechanismus der Erfolgs-/Misserfolgsschematisierung) und rationaler Handlungsorientierung bei einer Folgehandlung vor. Elster begrenzt den Verstärkungsmechanismus aber auf die Fälle, in denen eine solche bewusste rationale Motivation fehlt: »Exactly how consequences can reinforce motivation without being part of it is somewhat mysterious, but the fact is that they can.« (Elster 1989a: 84) Als Beispiele führt er Krankheiten an, die zunächst kontingent auftreten, ein Kind aber die Symptomatik fortführt, weil sich die Eltern im Krankheitsfall stärker um es kümmern, ohne dass dies eine Täuschung oder eine rationale Strategie wäre. Aber auch dann läge hier ein auf Handlung – allerdings nicht-rational – und Perzeption beruhender komplexer Mechanismus vor, der sich akteurbezogen weiter analysieren ließe, nicht ein sich gleichsam hinter dem Rücken des Akteurs vollziehendes Geschehen. Wo Elster die natürliche Selektion zudem auf die Einheit Gen bezieht (Elster 2015: 211), wird der Boden einer akteurzentrierten Konzeption dagegen gänzlich verlassen.

5. Process Tracing

5.1 Entstehung

Alexander L. George (1920–2006) kann als der Begründer des Process Tracing in der Politikwissenschaft gelten (zur Person: Caldwell 2019). 1979 veröffentlichte er den ersten Aufsatz, der im Kontext methodologischer Fragen diesen Begriff verwendete (George 1979a). 2004 legte er in Ko-Autorenschaft mit Andrew Bennett eine Monografie zur Fallstudienmethodologie vor, in der Process Tracing eine zentrale Rolle zukam (George and Bennett 2004). Diese Arbeit schuf die Grundlegung für das Process Tracing und ist seitdem Ausgangspunkt intensiver politikwissenschaftlicher Beschäftigung mit dieser Vorgehensweise geworden. In der Soziologie wurde Process Tracing dagegen nicht aufgegriffen.

Process Tracing folgt in seinem Kausalitätsverständnis dem Dominospiel: »The process-tracing method attempts to identify the intervening causal process – the causal chain and causal mechanism – between an independent variable (or variables) and the outcome of the dependent variable. Suppose that a colleague shows you fifty numbered dominoes standing upright in a straight line with their dots facing the same way on the table in a room, but puts a blind in front of the dominoes so that only number one and number fifty are visible. She then sends you out of the room and when she calls you back in you observe that domino number one and domino number fifty are now lying flat with their tops pointing in the same direction; that is, they co-vary. Does this mean that either domino caused the other to fall? Not necessarily. Your colleague could have pushed over only domino number one and fifty, or bumped the table in a way that only these two dominoes fell, or that all the dominoes fell at once. You must remove the blind and look at the intervening dominoes, which give evidence on potential processes.« (George and Bennett 2004: 206–207) Die *Konzentration auf den Prozess* macht den Unterschied zur Erklärung qua Subsumption unter allgemeine Gesetzmäßigkeiten oder statistische Regelmäßigkeiten

aus: »Thus, causal mechanisms provide more detailed and in a sense more fundamental explanations than general laws do. The difference between a law and a mechanism is that between a static correlation (›if X, then Y‹) and a ›process‹ (›X leads to Y through steps A, B, C‹).« (Ebd.: 141)

Die unklare methodologische Rolle von *Fallstudien* in den politikwissenschaftlichen Teildisziplinen der Internationalen Beziehungen und der Vergleichenden Regierungslehre bildet den Hintergrund der Einführung des Process Tracing. Der Name dieses Konzept erschien nicht im Titel der entsprechenden Veröffentlichungen, sondern wurde als ein Weg im Bereich der »Case Study Research« vorgestellt. George und Bennett empfahlen »structured and focused comparison« als Grundmethodik, hinzu kämen die »congruence method«, die »typological theory« und schließlich »process tracing« als Methode der »within-case analysis« und Fallstudienmethodik insbesondere in den Internationalen Beziehungen (George and Bennett 2004: ix, 6–8). Die Namensgebung der Basisempfehlung der »structured and focused comparison« ergab sich wie folgt: »The method is ›structured‹ in that the researcher writes general questions that reflect the research objective and that these questions are asked of each case under study to guide and standardize data collection, thereby making systematic comparison and cumulation of the findings of the cases possible. The method is ›focused‹ in that it deals only with certain aspects of the historical cases examined.« (Ebd.: 67) Der Vergleich historischer Fälle hat dabei einen durchaus praktischen Sinn, er soll einen besseren politisch-strategischen Umgang mit zwischenstaatlichen Konflikten anleiten (Ebd.: x-xii). Man könne aus der Geschichte lernen »much as medical doctors do in clinical settings« (Ebd.: xi), aber nur, wenn man die richtige Vergleichsmethodik anwende: Falsch sei ein Lernen aus der Geschichte, das sich am Einzelfall, an »a single historical analogy« orientiere (Ebd.: 67). Folgt man diesen Äußerungen, so stand nicht allein die Suche nach besseren Einzelfallstudien oder das Öffnen der Blackbox des Kausalprozesses bei der Entwicklung des Process Tracing Pate, sondern auch die Entwicklung eines spezifischen Formats wissenschaftlichen Vergleichens. Der Vergleich sollte insofern strukturiert sein, als allgemeine Fragen in identischer Weise und systematisch an mehrere Fälle herangetragen werden. Er sollte zudem fokussiert sein, weil die einzelnen Fälle nicht in ihrer gesamten Entwicklung interessieren, sondern nur bestimmte Aspekte. Der strukturierte und fokussierte Vergleich, auf den George und Bennett hinauswollen, kann nach ihren eigenen Überlegungen jedoch besonders von

der Kombination mit einem Process Tracing-Vorgehen profitieren (Ebd.: 6, 160, 202, 254).

Die Basisdefinition von Process Tracing lautet: »We instead characterize process-tracing as a procedure for identifying steps in a causal process leading to the outcome of a given dependent variable of a particular case in a particular historical context.« (George and Bennett 2004: 170) Mit dieser Bestimmung als Verfahren zur Identifizierung von Schritten geben sie die Grundrichtung aller Varianten einer Prozessanalyse vor, binden in dieser Definition die Vorgehensweise des Process Tracing aber an eine Variablen-Methodologie.

Darin schlägt sich die methodologische Positionierung innerhalb des Faches Politikwissenschaft nieder. George und Bennett befassten sich in ihren empirischen Arbeiten mit der Abschreckungspolitik, der Theorie des Demokratischen Friedens, diplomatischen Verhandlungen und Entwicklungen der Außenpolitik und waren mit den theoretischen Auseinandersetzungen innerhalb der Internationalen Beziehungen zwischen den Paradigmen des Realismus, Liberalismus und Konstruktivismus vertraut. Fallstudien standen unter erheblichem Rechtfertigungsdruck, da formale Modelle insbesondere aus der Spieltheorie als auch statistische Auswertungsverfahren bei Untersuchungen mit großen Fallzahlen immer weiter an Boden gewannen (George and Bennett: 3).

In der Defensive befanden sich Fallstudien bereits seit den 1970er Jahren, als Arend Lijphart (1971) die experimentelle und die statistische Methodik der vergleichenden als überlegen auszeichnete. Seine Differenzierung von Typen von Fallstudien – von »a-theoretical« und »interpretative« zu »theory-confirming« und »theory-infirming« – betrachtete Analysen eines einzelnen Falles als deutlich weniger wertvoll als theorietestende Arbeiten. Zugleich zeigte jedoch Lijpharts eigene Studie »The Politics of Accomodation. Pluralism and Democracy in the Netherlands« aus dem Jahre 1968, die seiner eigenen Typologie zufolge als »deviant case study« einzustufen war, wie befruchtend die Untersuchung eines einzelnen Landes für die Arbeit der vergleichenden Politikwissenschaft sein konnte (so: Seha und Müller-Rommel 2016), denn daraus erwuchs nicht nur die Theorie des »consociationalism«, sondern auch die Grundlage der späteren allgemeinen Typologie von Demokratien (Lijphart 1999). Obwohl mit Lijpharts Ansatz, aber auch in Beiträgen von Giovanni Sartori (Sartori 1970), von Harry Eckstein (Eckstein 1975) und insbesondere in der Unterscheidung von »most-similar-designs« und »most-dissimilar/different-designs« in der Nachfolge der Millschen Unter-

scheidung der Methode der Konkordanz und der Differenz (insbesondere bei Przeworski and Teune 1970) elaborierte und einflussreiche Fallstudienkonzepte entwickelt wurden (Lange 2013: 108–112; Peters 2013; Lauth, Pickel und Pickel 2015; Seha and Müller-Rommel 2016; Lauth, Kneuer und Pickel 2016), geriet die Fallstudienmethodik in eine randständige Position. Daran änderte auch die von dem Soziologen Charles Ragin in den 1980er Jahren entwickelte Formalisierung der vergleichenden Analyse mit den Mitteln Boolescher Algebra (Ragin 1987) nichts. Nach einigen Entwicklungsschritten (Ragin 2000, 2008; Rihoux and Ragin 2009) kann Charles Ragins Methode der *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) als eine Kernmethodik qualitativer Politikforschung bzw. der mengentheoretisch argumentierenden Methoden aufgefasst werden (Schneider and Wagemann 2012; Goertz and Mahoney 2012; Wagemann 2015), liefert aber nur eine Auswertungsmethodik für Vergleiche mit niedrigen Fallzahlen, jedoch keine Hinweise zur Anlage einer Einzelfallstudie.

Der Begriff Process Tracing war zuerst in der Psychologie aufgekommen (Hogarth 1974; Einhorn, Kleinmuntz and Kleinmuntz 1979). Er bezeichnet zusammenfassend alle Methoden, die Spuren der kognitiven Entscheidungsvorgänge bei Individuen erheben und messen und ist bis heute in der kognitiven Psychologie gebräuchlich (Starke 2015: 455; Schulte-Mecklenbeck, Kühberger and Ranyard 2011; Schulte-Mecklenbeck, Kühberger and Johnson 2019). Die Nicht-Beobachtbarkeit der Entscheidungsvorgänge bei Individuen stellt für die psychologische Forschung das zentrale Problem dar. Da Introspektion als psychologische Methode nicht mehr anerkannt ist (Ericsson and Moxley 2011: 91–92), war zu klären, wie vom individuellen Verhalten auf den kognitiven Prozess des handelnden Individuums zurückgeschlossen werden könnte. Während »tracing« eine Antwort auf die Frage der Unbeobachtbarkeit bietet, signalisiert »process«, dass das Wie der Entscheidungsfindung untersucht werden soll (Payne and Venpatrakam 2011: 223), um nicht bei einem ökonomisch-rationalen Modell der Maximierung des subjektiven Erwartungsnutzens zur Vorhersage des Entscheidungsergebnisses zu verharren oder sich damit zufrieden zu geben, dass der Handelnde erklärt, er habe diese bestimmte Handlung gewählt (Kühberger, Schulte-Mecklenburg and Ranyard 2011: 1–2). Als Process-Tracing Methoden gelten heute u.a. »information boards«, »eye movement«, »active information search«, »thinking aloud protocols«, »structured response elicitation« sowie die eher naturwissenschaftlichen Verfahren wie Antwortzeitmessung, Messung der Pupillenerweiterung, »eye tracking«, »Galvanic skin conduc-

tance«, Magnetresonanztomografie und transkranielle Magnetstimulation, die sich auf die physiologischen oder neurologischen Begleitzustände von kognitiven Vorgängen konzentrieren (Ebd.: 5–8). Entsprechend wird in der Psychologie von »process tracing studies« oder »process tracing approaches« gesprochen (Juslin and Montgomery 1999), wenn derartige Methoden in der psychologischen Entscheidungsforschung zur Anwendung kommen. Alexander George suchte in seinen Arbeiten der 1970er Jahre die Nähe psychologischer Theorien und Methoden (George 1979b) und rezipierte die Begrifflichkeit. Doch weder bei ihm noch in späteren Arbeiten zum Process Tracing in der Politikwissenschaft ist es zu einer Übernahme oder Rezeption psychologischer Process-Tracing-Methoden gekommen.

Es war erst der Angriff auf die Besonderheit und Eigenständigkeit der Fallstudienanalysen in der Arbeit von Gary King, Robert O. Keohane und Sidney Verba »Designing Social Inquiry. Scientific Inference in Qualitative Research« (1994), die dem Process Tracing zum Durchbruch verhalf (u.a. Rohlfing 2012: XI). »KKV«, wie dieses Werk nach den Anfangsbuchstaben ihrer Autoren genannt wurde, stieß auf große Zustimmung, löste aber auch eine Gegenbewegung aus, die nach einer neuen Legitimationsbasis für historische Studien, Einzelfallstudien und vergleichende Analysen bei kleiner Fallzahl suchte, die den Argumenten von »KKV« etwas entgegensetzen konnte (z.B.: MeKeown 1999; Mahoney 2010b).

Alexander George hatte zentrale Überlegungen zur Fallstudienmethodologie und speziell zum Process Tracing schon 1979 vorgelegt, seine Anstöße wurden aber nur sehr vereinzelt rezipiert. »Case Studies and Theory Development in the Social Sciences« (Georg and Bennett 2004) stellt gegen King, Keohane und Verba heraus, welchen Beitrag Fallstudien zur Theorieentwicklung in der Politikwissenschaft leisten können. Fallstudien sollten neben statistischen Methodiken und Formaltheorie als ein *zusätzlicher* Ansatz etabliert werden. Weder sollte ein Alleinvertretungsanspruch erhoben noch die epistemologischen Grundlagen einer Forschung auf der Suche nach Erklärungen als Zusammenhänge zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen aufgegeben werden. Statt der Suche nach möglichst allgemeinen Gesetzmäßigkeiten sollten Fallstudien einer Theorieentwicklung dienen, die eher auf Middle-Range-Theorien im Sinne Robert Mertons zielt oder Theorien für Subtypen statt für möglichst weit gefasste Objektbereiche liefert (Ebd.: xi, 31, 265–270, 275). Georges und Bennetts Buch ist sowohl von Hochachtung für »Designing Social Inquiry: Scientific Inference in Qualitative Research« als auch von scharfer Kritik an diesem Werk geprägt

(Ebd.: xv; 10–15, 170–178). Innerhalb des von King, Keohane und Verba gesetzten epistemologischen Rahmens wollten beide eine eigene, komplementäre Methodologie der Fallstudienanalyse entwickeln mit besonderen Stärken dort, wo mit hoher Komplexität der Kausalbeziehungen, Äquifinalität und Interdependenzen zwischen den Kausalfaktoren zu rechnen ist (Ebd.: 161–162). Zugleich übernahmen George und Bennett die Außensicht auf die Schwächen des Fallstudienansatzes: Die Schwierigkeiten der Fallauswahl, der Sicherung des Beitrages von einzelnen Fallstudien zu einem kumulativen wissenschaftlichen Fortschritt und der Umgang mit unterschiedlichen Interpretationen ein und desselben Falles erschienen ihnen als methodologische Grundprobleme (Ebd.: 12, 22, 51–52, 68–69). Eine Annäherung an qualitative Ansätze in der Soziologie oder an postmoderne, poststrukturalistische Ansätze in der Politikwissenschaft kam nicht in Betracht. Nur diskursanalytisch-interpretative Ansätze wurden von dieser Orientierung am Mainstream der Politikwissenschaft nicht ausgeschlossen (Ebd.: 18–19, 208). Als wissenschaftliches Ideal sahen George und Bennett eine Kombination aus quantitativer statistischer Analyse und qualitativer Fallstudienmethodik: »Yet adequate causal explanations must include two things: correlational or probabilistic statements associating purported causes with observed effects, *and* logically coherent and consistent assertions on the underlying causal mechanisms through which purported causes affect outcomes.« (Ebd.: 39) Um dies zu erreichen, sei Process Tracing *ein* Weg.

Mit der Kongruenzmethode (»congruence method«, George and Bennett 2004: 181–204) boten George und Bennett im Anschluss an Überlegungen von Stephen Van Evera (1997) eine Vorgehensweise an, die explizit auf die Erhebung von Prozessdaten verzichtete. Im Vordergrund steht bei dieser Methodik die Suche nach einer höheren Kongruenz zwischen einer Theorie und den Daten einer Fallstudie mittels Abgleich zwischen den aus der Theorie hergeleiteten Annahmen über die Ursachen eines Outcomes und den darauf bezogenen Beobachtungsdaten. Aufgabe der Kongruenzmethode ist nicht der Test einer Theorie mittels Bestätigung oder Falsifikation, sondern die Suche nach einer verfeinerten Theorie, die eine höhere Kongruenz zu den Daten aufweist (George and Bennett 2004: 182). Bei der Kongruenzmethode geht es vorrangig um die Verringerung des Generalisierungsgrades. Statt alle Fälle einer Grundpopulation mit einer Theorie erfassen zu wollen, sollen Typen, spezifische Konstellationen und Konfigurationen gebildet werden. Statt einer Theorie der Revolutionen ist das Ziel bei typologischer Theorie-

bildung z.B. eine Theorie der Revolutionen im Gefolge von Massenkriegen (Ebd.: 236). Ergebnis sind typologische Theorien als Weg zur Verbesserung der Fallstudienmethodik, den George und Bennett zusätzlich zum Process Tracing anbieten.

George and Bennett lieferten nicht nur Alternativen zum Process Tracing, sie wiesen auch auf Begrenzungen der Reichweite und Anwendbarkeit des Process Tracing hin: erstens das Auftreten von Unterbrechungen im kausalen Pfad durch nicht rekonstruierbare Teilschritte, zweitens das Auftreten von mehr als einem kausalen Mechanismus, der konsistent ist mit der chronologischen Rekonstruktion des Prozesses (George and Bennett 2004: 222–223). Die erste Problematik ist im Untersuchungsfeld der Internationalen Beziehungen durchaus häufig gegeben, diplomatische Vorgänge sind weder über Akten in Archiven (z.B. gesperrte Dokumente) noch durch Interviews zu erschließen, die Geheimhaltung erlaubt keinen Zugang. Dann kann ein Process Tracing in der Tat nur zu »provisional conclusions« (Ebd.: 222) führen oder kann eine oder mehrere Erklärungsskizzen unterbreiten, die beim aktuellen Stand der Datenerhebung nicht belegbar oder falsifizierbar sind. Wollte man es dabei nicht bewenden lassen, so blieb nur ein Ausweichen auf Regelmäßigkeiten höheren Generalisierungsgrades, ein Verfahren, das der Geschichtswissenschaftler Clayton Roberts, auf dessen Werk sich George und Bennett in ihrer Entwicklung des Process-Tracing-Vorgehens mehrfach beziehen, beim Vorliegen von Datenlücken vorgeschlagen hatte (Roberts 1996: 127). Die zweite Begrenzung verweist auf eine Unklarheit, die sich später in der Lehrbuchversion des Process Tracing bei Beach und Petersen (2013, 2019) zu einer grundlegenden konzeptionellen Problematik ausformen wird: Die Rekonstruktion des kausalen Pfades führt zum Postulat *eines* kausalen Mechanismus für den gesamten Pfad von der Ursache bis zur Wirkung. Sind die chronologischen Hinweise nicht hinreichend diskriminierend, so George und Bennett, könne es aber zur Kompatibilität eines Pfades mit zwei alternativen Erklärungen und folglich zwei kausalen Mechanismen kommen, zwischen denen nicht mehr begründet entschieden werden könne (George and Bennett 2004: 222). Betrachtet man dagegen das Prozessgeschehen als komplexen Vorgang, der sich aus einer Folge von etlichen verschachtelten kausalen Mechanismen zusammensetzt, kann es zur Erklärungskonkurrenz über den gesamten kausalen Pfad hinweg kaum kommen, da zu viele einzelne Schritte kausal zu erklären sind. Die zweite Schranke der Funktionsfähigkeit des Process Tracing dürfte eher auf einer spezifischen Verengung des Verständnisses von kausalen Mechanis-

men beruhen. Erst eine *modulare* Nutzung von kausalen Mechanismen zur Erklärung von Prozessen bietet hier einen Ausweg.

5.2 Durchbruch

Mit einem Vortrag bei der Jahrestagung der American Political Science Association (APSA) im September 2000 hat Peter A. Hall, führender Vertreter des Historischen Institutionalismus, den Durchbruch des Konzepts Process Tracing noch vor der Veröffentlichung von George und Bennett stark begünstigt (überarbeitet publiziert als Hall 2003, siehe auch: Hall 2008, 2013, 2016). Das mag dazu beigetragen haben, dass schon in einem umfassenden Sammelwerk zum Stand der Politikwissenschaft zur Jahrtausendwende (Katznelson and Milner 2002) Process Tracing als eine sinnvolle methodische Vorgehensweise verstanden wurde (Pierson and Skocpol 2002). Paul Pierson widmete der Frage der temporalen Dimension der Politikanalyse ein ganzes Buch (»Politics in Time«, Pierson 2004), konzentrierte sich aber auf kurz- und langfristige zeitliche Mechanismen wie Pfadabhängigkeit, »threshold effects«, »cumulative outcomes« and »Markov chains« (Ebd.: 97), erwähnte methodische Fragen und speziell das Process Tracing aber nur ganz am Rande (Ebd.: 174). Von den Personen, die den Historischen Institutionalismus um die Jahrtausendwende zu einer einflussreichen und innovativen Forschungsrichtung entwickelten, war es schließlich James Mahoney, der sich dauerhaft und intensiv mit methodologischen Fragen des Process Tracing beschäftigte (u.a.: Mahoney and Rueschemeyer 2003; Mahoney and Terrie 2008; Goertz and Mahoney 2012; Mahoney and Thelen 2015).

Das Interesse historisch-institutionalistischer Studien an langen Zeiträumen hat aber dazu geführt, dass sich das eher kleinteilige Vorgehen des Process Tracing nicht als Standardmethodik historischer Fallstudien in der Politikwissenschaft durchsetzen konnte. Die Verbindung zu materialen Studien, die anfangs noch gegeben war (Mahoney and Rueschemeyer 2003), verlor sich zunehmend, Process Tracing wurde zu einem Methodenthema, während es in Fallstudien oft nur als summarische Bezeichnung für ein qualitatives Vorgehen in Anspruch genommen wurde. Diese Methodologisierung setzte mit eigenen Institutionalisierungsschritten innerhalb der amerikanischen Politikwissenschaft zeitgleich mit George und Bennetts Buch ein

(George and Bennett 2004: x), so mit der Gründung eines »Consortium on Qualitative Research Methods« (CQRM), das ein jährliches Trainingsinstitut (»Institute for Qualitative and Multi-Method Research« IQMR) anbietet, und der Gründung einer Sektion für Qualitative Methoden in der der American Political Science Association (APSA), die unterdessen als »Qualitative and Multi-Method Research Section« firmiert und sich wie folgt versteht: »The Organized Section on Qualitative and Multi-Method Research seeks to promote research and training focused on the several branches of methodology associated with the qualitative tradition, broadly defined. The section also strives for an integrated understanding of these diverse methods and of their relationship to other branches of methodology, including quantitative methods.« (https://www.maxwell.syr.edu/moynihan/cqrm/APSA_s_Qualitative_and_Multi-Method_Research_Section/) Process Tracing wird in dieser Sektion als eine Variante qualitativer Forschungsmethodik betrachtet und in eine breiter gefasste Forschungstradition integriert.

Die Jahre 2012 bis 2016 markieren den bisherigen Höhepunkt der wissenschaftlichen Diskussion zum Process Tracing. Neben Goertz and Mahoneys Manifest (2012) erschienen mit Blatter and Haverland (2012), Rohlfing (2012) sowie Beach and Pedersen (2013) und dem stärker mengentheoretischen Ansatz von Schneider and Wagemann (2012) vier weitere Monografien aus dem europäischen Raum, die sich der Methodenentwicklung im Bereich Fallstudien widmen. Der Sammelband von Bennett and Checkel (2015a) und ein Symposium in der Zeitschrift »New Political Economy« mit Beiträgen u.a. von Trampusch und Palier, Falleti und Beach (2016) bilden den vorläufigen Schlussstein dieser Runde der Process-Tracing-Literatur.

Den Beginn dieser Hochphase markiert »A Tale of Two Cultures« von Gary Goertz und James Mahoney (2012) als Manifest gegen die Einheitsvorstellung von King, Keohane und Verba (1994). Statt alle Forschung einem Grundparadigma zu unterwerfen und die qualitative Methodik einem von der quantitativen Forschung bestimmten kausalen Inferentialismus, einer aller Forschung gemeinsamen Form des Schließens, unterzuordnen, behaupten Goertz und Mahoney, dass quantitative und qualitative Politikforschung – die qualitative Sozialforschung der soziologischen Tradition wird nicht beachtet – zwei unterschiedliche wissenschaftliche Kulturen bilden, die auf unterschiedlichen mathematischen Traditionen beruhen (Goertz and Mahoney 2012: 2). Der frequentistischen Statistik der quantitativen Kultur stehe die mengentheoretische Grundlegung der qualitativen Forschung gegenüber. Process Tracing wird als eine Ausprägung der »wi-

thin-case analysis« (Ebd.: 10) verstanden, aber im weiteren Textverlauf nur methodologisch eingeordnet. Eine Weiterentwicklung des konkreten Vorgehens beim Process Tracing findet nicht statt.

Gegen die Überlegungen von Mahoney, Fallstudien auf einen mengentheoretischen Ansatz zu verpflichten und probabilistische Vorgehensweisen auszuschließen, sowie gegen weitere Segmentierungen oder Differenzierungen innerhalb der Fallstudienmethodik, wendet sich Ingo Rohlfings Monografie »Case Studies and Causal Inference: An Integrative Framework«. Rohlfing versteht seinen Beitrag deshalb als integrativen Ansatz, weil er die Suche nach Regelmäßigkeiten in Small-N-Fallstudien als Kern der Case-Studies-Methodologie auffassen und Zersplitterungen vermeiden will. Die Zielsetzung von Fallstudien läge in ihrem Beitrag zur Theoriebildung über regelmäßige kausale Beziehungen: »The notion of a regular cause-effect relationship entails that a certain cause (X) has a causal effect on an outcome (Y) and is connected to it via causal processes and one or more causal mechanisms in a specified population of cases.« (Rohlfing 2012: 2) Hier wird die probabilistische Idee einer Regularität im Sinne von kausalen Effekten mit der prozessorientierten Suche nach kausalen Mechanismen so verbunden, dass der Prozess aufklären soll, wie die Effekte zustande kommen. Erst aus dieser Verbindung ergibt sich, was Rohlfing (2012) eine integrative Theorie nennt: »The joint focus on effects and mechanisms has been also referred to as integrative theory as it blends the two facets of causal relationships into one theoretical account.« (Ebd.: 3) Durch diese Zielsetzung werden aber auch die Grenzen des Fallstudiendesigns besonders sichtbar – jedenfalls gemessen am Ideal der Suche nach Regelmäßigkeiten. Die Probleme der Sicherung interner und externer Validität schildert Rohlfing so klar, dass er im Schlusskapitel dagegen argumentieren muss, dass seine Ansichten als zu pessimistisch wahrgenommen werden könnten (Ebd.: 213).

Die Lösung der Validitätsprobleme sieht er in starken Theorien und einer Überführung von potentiellen Ursachen in »scope conditions«. Damit wird die Generalisierungsreichweite von Fallstudien begrenzt – die Beseitigung dieses Problems läge in Geduld und einer schrittweisen, disziplinierten Sicherung von kausalen Schlüssen, eine Zielsetzung, die als »layered generalization« bezeichnet wird (Rohlfing 2012: ch. 9). Einen »Königsweg« für sozialwissenschaftliche Forschung stellen Fallstudien danach nicht dar, denn sie sind kleinteilig und mühsam. Das Vorgehen des Process Tracing kann zudem kaum weiterhelfen, wenn die Forschung es mit komplexen kausalen Beziehungen zu tun hat oder zumindest mit solchen rechnen muss (Ebd.: 212). Al-

lerdings deutet Rohlfing an, dass Process Tracing als Zugang zum Studium von Entscheidungsprozessen geeignet sei: Er unterscheidet realisierte von antizipierten Prozessen (Ebd.: 153–164). Während bei »realized processes« abgeschlossene Ereignisse die empirische Grundlage kausaler Zuordnung bilden, sind es bei »anticipated processes« vermutete Folgen einer Handlung, die für einen Entscheidungsprozess wichtig sind. Die Überlegungen einer demokratischen Regierung, keinen Krieg gegen ein anderes demokratisches Land führen zu wollen, weil dadurch das Vertrauen aller Partnerstaaten zerstört würde, gelten hier als Beispiel antizipierter Prozesse. Aus der Entscheidung zwischen solchen antizipierten Prozessen ergibt sich die Handlung, z.B. keinen Krieg zu führen und die Krise zwischen zwei Staaten friedlich beizulegen. Über die Kategorie der antizipierten Prozesse wird eine handlungstheoretische Sicht in einen ansonsten variablenbasierten Ansatz hineingetragen, aber ohne die Konsequenz, einen interpretativen Zugang zu Perzeptionen, Motiven, Handlungen und Interaktionen von Akteuren als Teil der Fallstudienmethodik anzusehen.

Joachim Blatter and Markus Haverland legten ihrer Studie »Designing Case Studies« (2012) eine pluralistische und antifundamentalistische Epistemologie zugrunde, sie schließen sich weder einem empiristischen noch einem konstruktivistischen Ansatz noch dem kritischen Realismus Roy Bhaskars an. Entsprechend umfasst ihre Darstellung auch Fallstudiendesigns, die stärker auf »variable-scoring observations«, und solche, die »process-tracing observations« ins Zentrum stellen (Ebd.: 22–23; Seawright and Collier 2004). Während »variable-scoring observations« allein den Wert einer vorher bestimmten und operationalisierten Variable betreffen, sollen »process-tracing observations« drei Funktionen erfüllen: »A cluster of empirical information that is used (a) to determine the temporal order in which causal factors work together to produce the outcome of interest, (b) to determine the status of these causal factors as individually necessary and jointly sufficient for the outcomes in the cases under investigation, and/or (c) to identify and to specify the social mechanisms that form the basis for mechanism-based explanations.« (Blatter and Haverland 2012: 23) Die weitere Darstellung basiert auf einer Vorstellung von drei Formen des Fallstudiendesigns, der »Co-Variational Analysis«, der »Congruence Analysis« und dem »Causal Process-Tracing«. Diese Analysetypen unterscheiden sich grundlegend (Ebd.: 26–27), das Kapitel zum Process Tracing (Ebd.: 79–143) ist eine der ersten systematischen und umfassenden Darstellungen dieses Forschungsvorgehens.

Bennett und Checkel (2015b: 4) verstehen ihren Band »Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool« dagegen als ein »applied methods book«, sie wollen Hinweise für eine gute Praxis des Process Tracing geben (Checkel and Bennett 2015; auch Checkel 2008). Auch andere Autor*innen legen derartige Leilinien vor, so die zehn Schritte zu einem guten Process Tracing von Trampusch und Palier (2016: 449–450) oder das Lehrbuch von Beach und Petersen (2013). Die auch als Praxishandbuch angelegte Monografie »Findings Pathways« (Weller and Barnes 2014) bietet keine Anleitung für die Untersuchung eines einzelnen Falles, sondern ist auf Vergleich, Fallauswahl und eine Verknüpfung mit quantitativen Methoden angelegt. Bennett und Checkel (2015b) betten ihre praktische Anleitung in Überlegungen zu Begriff, philosophisch-methodologischen Grundlagen und spezifischen Techniken des Process Tracing ein. So revidieren sie auch die Definition von Process Tracing aus George and Bennett (2004) samt der genannten Domino-Veranschaulichung, weil sie zu sehr von der Vorstellung unabhängiger, intervenierender und abhängiger Variablen bestimmt sei: »The term ›intervening variable‹ opens the door for potential confusion because social scientists are accustomed to thinking of variables as either causal (independent) or caused (dependent). However, both the term and the metaphor of dominoes falling suggest that an intervening variable is both fully caused by the independent variable(s) that preceded it, and that it transmits this causal force, without adding to it, subtracting from it, or altering it, to subsequent intervening variables and ultimately through them to the dependent variable.« (Bennett and Checkel 2015b: 6–7) Der Prozess könne nicht als bloßer Überträger der kausalen Kraft der Ursache auf die Wirkung verstanden werden, er sei nicht derart abhängig von der Ursache, dass er nur deren Verlängerung darstelle. »Quite often, however, the events that lie temporally and/or spatially between the independent variable and the dependent variable are not fully determined by the specified independent variables and these events do have independent effects on the nature, timing, or magnitude of the dependent variable.« (Ebd.: 7)

Entscheidend an diesen Darlegungen ist, dass eine rein variablenbasierte Logik für das Process Tracing nunmehr abgelehnt wird, der Begriff »intervenierende Variable«, den Tulia Falleti noch als Kern einer extensiven Variante von Process Tracing ausmacht (Falleti 2016), hier zurückgewiesen wird: »We thus drop the term ›intervening variable‹ and define process tracing as the analysis of evidence on processes, sequences, and conjunctures of events within a case for the purposes of either developing or testing hypotheses

about causal mechanisms that might causally explain the case.« (Bennett and Checkel 2015b: 7) Obwohl hier die Vielfachverursachung durch die einzelnen Ereignisse innerhalb einer Kette von Ereignissen betont wird und damit das Schema »eine Ursache X, eine Wirkung Y und dazwischen ein komplexer Prozess« zugunsten einer Anlage überwunden wird, in der sowohl die Ausgangslage wirkt als auch Ereignisse im weiteren Verlauf der Ereignisse, bleiben die Autoren einem Verständnis von Hypothesentest, Theorieentwicklung, Generalisierbarkeit und Fall als Element einer Klassevon Ereignissen verbunden. Zum anderen suchen sie Anknüpfungspunkte an interpretative und sozialkonstruktivistische Ansätze: »we see intriguing possibilities for developing a richer understanding of process tracing by drawing upon these various strands of interpretive social science« (Bennett and Checkel 2015b: 15–16). Daraus folgen zwar keine direkten theoretischen oder methodischen Übernahmen, aber es wird all das, was interpretative Ansätze an Überlegungen bieten, als Potential für weitere Entwicklungen des Process Tracing angesehen. Allerdings ist es in der Folge nicht zu einer methodischen, methodologischen oder theoretischen Debatte zum Process Tracing innerhalb der verschiedenen interpretativen Strömungen der Politikwissenschaft gekommen (aber Guzzini 2017; Nullmeier 2019).

Vincent Pouliots Beitrag (2015) im Sammelband von Bennett und Checkel ist einer der wenigen Versuche, »interpretivism« und Process Tracing direkt aufeinander zu beziehen (siehe noch: Jacobs 2015; Schimmelfennig 2015). Pouliot untersucht vorrangig die Praktiken internationaler Politik und ist so als Exponent der Praktikentheorie in den Internationalen Beziehungen bekannt geworden. Entsprechend setzt er bei Praktiken als sozialen Phänomenen an und betont deren Gebundenheit an den je spezifischen Kontext. Praktiken wohne eine lokale Kausalität inne, die aber nie so spezifisch sei, dass nicht Abstraktionen entwickelt werden könnten, die generelle Aussagen über Praktiken zuließen. Diese Abstraktionen von realen Praktiken bezeichnet Pouliot als Mechanismen – hierin vom üblichen Mechanismenverständnis des Process Tracing abweichend: »By contrast, I reserve the concept of mechanisms for the theoretical abstractions that social scientists coin in order to classify practices, usually across cases.« (Pouliot 2015: 238). Damit wird Process Tracing zu einer Typologisierungsmethodik, die temporale Ausrichtung der Prozessanalyse gerät aus dem Blick. »Kontext« wird hier zur Kategorie, die eine Annäherung zwischen interpretativen Ansätzen und Process Tracing verhindert.

Die Arbeiten aus dieser intensiven Diskussionsphase ergeben ein durchaus ambivalentes Bild, wie Trampusch und Palier (2016) meinen: Die Definition von Process Tracing sei uneinheitlich, es liessen sich 18 verschiedene Definitionen und auch Typen des Process Tracing finden, der weiteren Entfaltung der methodologischen Fragen stehe eine Entfernung von der materialen Forschung gegenüber und es drohe die Gefahr des Überziehens eines methodischen Konzepts angesichts einer sich ständig ausdehnenden Nutzung, so dass es zu einem bloßen »umbrella term« (Waldner 2012: 67) bzw. einem »buzzword« (Bennett and Checkel 2015b: 2) werde. An diesen Schwierigkeiten hat auch die weitere Suche nach Best Practices nichts geändert. Die Überarbeitung des 2013 erschienenen Lehrbuches von Derek Beach und Rasmus Brun Pedersen im Jahre 2019 kann heute zwar als *der* Standard für die praktische Durchführung von Process Tracing-Analysen angesehen werden. Auch ist dieses Lehrbuch nicht einfach als Zusammenfassung der bisherigen Literatur zum Process Tracing in anwendungsorientierter Perspektive zu verstehen. Vielmehr werden bei Beach und Pedersen grundlegende theoretische Fragen der Anlage und des Verständnisses von Process Tracing erörtert mit der Folge konzeptioneller Veränderungen gegenüber der bisherigen Literatur. Der wichtigste Punkt ist die Unterscheidung von drei Formen von Process Tracing: »theory-testing process-tracing«, »theory-building process-tracing« und »explaining-outcome process-tracing« (Beach and Pedersen 2019: 245–293). Die Einzelfallerklärung, das »explaining-outcome process-tracing«, erhält einen eher nachgeordneten Stellenwert (Ebd.: 281–288, auch 2, 9, 12), da sich die Bedeutung des Mechanismenbegriffs ändere: »The term causal mechanism is used in a more broader sense in explaining-outcome process-tracing than in the two theory-testing and theory-building variants.« (Ebd.: 284) Es sei erforderlich, mehrere Mechanismen zu kombinieren »into an eclectic conglomerate mechanism to account for a particular historical outcome« (Ebd.). Dies könne so weit gehen, dass ein nur zu einem Zeitpunkt und an einem Ort auftretender kausaler Prozess als Mechanismus gälte.

Folgte man einer Sichtweise, dass der gesamte Prozess zwischen Ursache und Outcome als ein Mechanismus bezeichnet wird oder Prozesse, die einmalig sind, ebenfalls als Mechanismen anerkannt werden, büßt der Mechanismenbegriff seine Stärke ein: Kausalketten als Ketten von Ereignissen und Aktivitäten werden mit Mechanismen gleichgesetzt. Das zeigt sich in einem Appendix mit einer Rekonstruktion der Sherlock-Holmes-Geschichte »Silver Blaze« (»Silberstern«) von Sir Arthur Conan Doyle aus dem Jahre 1892.

Die Autoren bezeichnen die Taten des Pferdetrainers John Straker als einen »theorized mechanism« (Beach and Pedersen 2019: 291), einsetzend mit der Schuldenlast des Pferdetrainers und seinem Plan, sich über Pferdewetten Geld zu beschaffen, über die Vorbereitung der Tat, das eigene Pferd mit einem Messer zu verletzen und so den Rennverlauf zu manipulieren, bis zum Tod des Betrügers infolge einen Abwehrtritts des Pferdes. Diese Kausalkette erkläre den Tod des Pferdetrainers, so Beach und Pedersen. Sie kann aber nicht mit einem Mechanismus gleichgesetzt werden, vielmehr greifen mehrere Mechanismen ineinander, zu denen die Perzeptions- und Handlungsmechanismen der beteiligten Akteure zählen. Sie erst erklären den Prozess. Ohne ein sozialtheoretisch fundiertes Verständnis von kausalen Mechanismen dürfte die methodische Ausarbeitung des Process Tracing kaum gelingen.

Dieser rein methodologische Zugang zu kausalen Mechanismen stellt auch für die innerwissenschaftliche Rezeption und Verbreitung des Process Tracing ein Problem dar. Obwohl unter den Autoren, die die internationale Diskussion vorangetrieben haben, mit Ingo Rohlfing, Carsten Q. Schneider, Frank Schimmelfennig, Joachim K. Blatter und Claudius Wagemann etliche Politikwissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum kommen, hat sich Process Tracing in der deutschsprachigen Politikwissenschaft nicht etablieren können. Schon 2006 hatte Frank Schimmelfennig einen Beitrag zur Prozessanalyse in einem Überblick zu den neueren Methodenentwicklungen vorgelegt (Schimmelfennig 2006, 2015). 2008 folgten Joachim K. Blatter zusammen mit Frank Janning und Claudius Wagemann, die in ihrem Lehrbuch »Qualitative Politikanalyse« die Prozessanalyse dem deutschsprachigen Publikum ausführlicher vorstellten (Blatter, Janning und Wagemann 2008: 157–170). Trotz dieses frühen Aufgreifens des Process Tracing und der intensiven Beteiligung an der internationalen Diskussion ist Process Tracing nicht zu einem systematisierten Standardvorgehen empirischer Politikforschung geworden. Oft blieb die Perspektive von King, Keohane und Verba (1994) maßgeblich (von Pickel et al. 2003 bis Westle 2018), oft wurde der Begriff auch nur als Hinweis auf qualitatives Arbeiten generell verwendet, ohne dass einem systematischen Vorgehen gefolgt würde. Den bisher besten Überblicksbeitrag hat Peter Starke verfasst (Starke 2015), weitere Darstellungen finden sich u.a. bei Siewert 2017; Muno 2016; Orban und Trampusch 2019 und in Blatter, Langer und Wagemann (2018: 236–264). Ein deutschsprachiges Lehrbuch zu Process Tracing liegt nicht vor, maßgeblich sind Beach und Pedersen 2019 sowie eine englische Kurz-

fassung dieses Textes in einem ansonsten weitgehend deutschsprachigen Methodenhandbuch (Beach 2020). Der Sprung von der Methodenliteratur zum Standardvorgehen in der materialbezogenen Forschung ist noch nicht erfolgt.

5.3 Stabilisierung und methodologische Debatten

Während bei George and Bennett noch die Auseinandersetzung mit alternativen Wissenschaftsphilosophien und Methodologien auftritt, vor allem eine Auseinandersetzung mit der Geschichtswissenschaft und ihren Vorgehensweisen, verliert sich dies in vielen jüngeren Beiträgen. Die Stabilisierung der qualitativen Fallstudienmethodik erfolgt über rein innerpolitikwissenschaftliche Debatten zur Methodologie, die weder auf die Geschichtswissenschaft (trotz ausgeprägter Nähen zum historischen Institutionalismus) noch auf die qualitative Sozialforschung in der Soziologie noch auf interpretative oder sozialkonstruktivistische Methodologien rekurrieren. Es wird nicht gefragt, ob sich dort Anregungspotentiale finden lassen oder Übernahmen möglich sind oder sogar die Grundlagen des eigenen Verständnisses von Process Tracing noch einmal reflektiert werden müssten. Ebenso fehlt der Austausch mit einer Sozialtheorie, die an der Theoretisierung einzelner kausaler Mechanismen interessiert ist. Process Tracing wird tradiert in methodologischen Debatten, von denen drei hier näher vorgestellt werden: die Rolle der Bayesianischen Wahrscheinlichkeitstheorie und ihrer Anwendung in Testverfahren, die Diskussion über kausalitätstheoretische Grundlagen des Process Tracing und, damit eng zusammenhängend, die Frage von Kontext, »trigger« und »scope conditions« des Auftretens kausaler Mechanismen.

5.3.1 Bayesianische Wahrscheinlichkeitstheorie und Testverfahren

Die Orientierung an einem Methodenideal, das von quantitativen Forschungen bestimmt ist, hat auf Seiten des Process Tracing die Suche nach Testverfahren begünstigt, die die Gültigkeit der mit dieser Vorgehensweise gewonnenen Schlüsse überprüfen lässt. Den entscheidenden Vorschlag machte Andrew Bennett (2008, 2015), indem er eine Typologie von vier

Testverfahren aus einem einführenden Lehrbuch von Stephen Van Evera aus dem Jahre 1997 aufgriff. Van Everas Typologie war allgemeiner Art und bezog sich nicht speziell auf Process Tracing, auch wenn er die frühe Konzeption zum Process Tracing von George and McKeown (1985) kannte und an anderer Stelle aufgriff (Van Evera 1997: 64). Bei Van Evera haben die vier, aufgrund ihrer metaphorischen Benennung (»double-decisive tests«, »smoking-gun tests«, »hoop tests« und »straw-in-the-wind tests«, Van Evera 1997: 31–32) bekannt gewordenen Verfahrenstypen die Aufgabe, Gütekriterien für Theorietests mit Fallstudien zu entwickeln. Er unterscheidet starke und schwache Tests anhand der Kombination aus zwei Kriterien, der »certainty«, also der Sicherheit oder Gewissheit, und der »uniqueness« (Van Evera 1997: 31), der Einzigartigkeit einer Vorhersage im Vergleich zu anderen Theorien, oder, wie Starke (2015: 467) es übersetzt, deren »Trennschärfe«.

George Bennett verfeinerte Van Everas Testtypologie dadurch, dass er sie als Ausdruck eines mathematischen, speziell eines Bayesianischen Vorgehens fasste. Durch Rekurs auf die Theorie subjektiver Wahrscheinlichkeiten des Mathematikers Thomas Bayes (1701–1761), die als Alternative zu einem statistischen, frequentistischen Wahrscheinlichkeitsmodell anerkannt ist (in diese Richtung bereits: McKeown 2004: 158–162; Collier, Brady and Seawright 2004: 234–235), versuchte Bennett, der Prozessanalyse eine mathematische Grundlage zu geben. Auch die subjektive Wahrscheinlichkeitstheorie (zur Einführung u.a. Fairfield and Charman 2020) ist auf Theorietests ausgerichtet, bezieht aber alternative Hypothesen mit ein und lässt Raum für die Neuentwicklung von Theorien. Geschätzt werden im Unterschied zur frequentistischen Wahrscheinlichkeit der statistisch-quantitativen Analyseverfahren nicht die Beziehungen zwischen Variablen, sondern der Grad persönlicher Überzeugung oder des Vertrauens (»confidence«) in eine Erklärungshypothese angesichts des Auftretens neuer empirischer Daten. Eine frequentistische Wahrscheinlichkeitstheorie ist zwingend auf eine gewisse Anzahl von Fällen angewiesen, sie funktioniert nicht bei einem einzigen oder bei ganz wenigen Fällen. Der Überzeugungsgrad einer Erklärungshypothese angesichts neuer empirischer Evidenz (A-Posteriori-Wahrscheinlichkeit) kann dagegen auch für einen einzelnen Fall geschätzt werden. Auf der Basis des Baysianismus ist eine Quantifizierung auch für eine Einzelfallanalyse möglich (Beach and Pedersen 2013: 88). Um diese zu erreichen, sind aber bestimmte Anforderungen zu erfüllen: »In Bayes‘s approach, we need three key pieces of information, in addition to the evidence itself, to calculate this posterior probability. First, we need to

start with a ›prior‹ probability, or a probability that expresses our initial confidence that a theory is true even before looking at the new evidence. Second, we need information on the likelihood that, if a theory is true in a case, we will find a particular kind of evidence in that case. This is referred to as the evidence conditional on the theory. Third, we need to know the likelihood that we would find the same evidence even if the explanation of interest is false. This is often referred to as the false positive rate, or the likelihood that evidence or a diagnostic test will show up positive even when a theory is false.« (Bennett 2015: 278) Die A-Posteriori-Wahrscheinlichkeit der Gültigkeit einer Theorie oder Hypothese wird berechnet aus der A-Priori-Wahrscheinlichkeit und den Wahrscheinlichkeiten der neuen Evidenz in den vier Testverfahren. Bennett (2015: 297) vertritt dabei eine konsequente Anwendung der Bayesianischen Logik: Danach ist es erforderlich, wenn nicht genaue Werte, dann doch Intervalle von Wahrscheinlichkeiten für die A-Priori-Wahrscheinlichkeit und die Wahrscheinlichkeit z.B. einer Hoop-Evidenz vorzulegen, um auch mathematisch nachzuvollziehen, wie Forschende ihre Belege auf die Theorie beziehen, ob sie sie als Stärkung oder Schwächung ansehen. Damit könne, so Bennett (Ebd.), der Transparenzgrad der Forschung deutlich erhöht werden (ebenso: Beach and Pedersen 2013: 85–88).

Die vier Testverfahren lassen sich bei Verzicht auf Quantifizierung der Überzeugungsgrade auch in der Logik von notwendigen und hinreichenden Bedingungen formulieren. Man spricht von einem *Doubly-Decisive-Test*, wenn ein bestimmtes Geschehen sowohl notwendig als auch hinreichend ist, um ein Folgegeschehen zu erklären. Die Kraft dieses Tests ist erheblich, weil sowohl die getroffene Annahme bestätigt wird als auch alternative Annahmen eliminiert werden.

Aufgrund ihrer anschaulichen Bezeichnungen haben sich auch die drei anderen Tests eingeprägt. Unmittelbar einleuchtend ist der *Smoking-Gun-Test*, dessen Bestehen eine Hypothese bestätigt, aber alternative Annahmen nicht wirklich ausschließen kann. Liegt im ›Wilden Westen‹ ein Mann A tot im Staub und ein zweiter Mann B steht in seiner Nähe und hält zudem einen rauchenden Colt in der Hand, dann ist die Annahme berechtigt, dass hier ein Duell stattgefunden hat und der Täter offenkundig B ist. Es kann jedoch sein, dass B zwar geschossen, aber nicht getroffen und ein dritter Schütze C aus dem Hinterhalt A erschossen hat. Übertragen auf das Beispiel einer Verhandlungsrunde hieße das: Wenn über den Verlauf der Verhandlungen zwischen A und B bekannt wird, dass es zum Streit gekommen und man ohne

Einigung auseinandergegangen ist, kann die Annahme berechtigt getroffen werden, dass die spätere Bedrohung von A durch B auf die Verhandlungsrunde und ihren Verlauf zurückzuführen ist. Es kann aber ebenso noch die Annahme aufrechterhalten werden, dass B von vornherein die Verhandlungen platzen lassen wollte und daher schon vor den Verhandlungen wusste, dass er A bedrohen wollte, was die kausale Rolle des Verhandlungsgeschehens deutlich mindert.

Schwächer ist der *Hoop-Test*, der nur im Falle, dass er verfehlt wird, eine klare Aussage zulässt. Wenn dieser Test nicht bestanden wird, ist eine getroffene Annahme zweifellos falsch. Hinweise auf die Güte alternativer Annahmen können mit diesem Test nicht aufgefunden werden. Die Annahme »springt durch den Reifen«, aber das kann durchaus mehreren Hypothesen gelingen.

Der schwächste Test ist der *Straw-in-the-Wind-Test*. Hier können Hypothesen generell weder bestätigt noch eliminiert werden. Diesen Test anzuwenden stärkt die jeweiligen Annahmen, aber kann nichts Definitives über die Güte der Annahme einer Kausalbeziehung aussagen.

Was aus diesem Reservoir an Testverfahren folgt, hat Peter Starke klar hergeleitet: »Das Ziel einer Prozessanalyse ist nun, geeignete Evidenz für möglichst starke Tests zu finden, also z.B. gescheiterte ›hoop tests‹, positive ›smoking gun tests‹ und vielleicht sogar einen ›doubly decisive test‹.« (Starke 2015: 469). Seit 2010 sind die vier Tests und ihr methodologischer Status immer wieder diskutiert worden (u.a. Collier 2011; Starke 2015; Beach and Pedersen 2019; Jacobs 2020). Sie gelten einerseits als eine zentrale Innovation der Process Tracing-Literatur (Zaks 2016), andererseits wird ihre Aussagekraft stark relativiert (Jacobs 2020: 230–231). Diese Testverfahren orientieren auf die *Gültigkeit*, die einer Theorie aufgrund einzelner empirischer Belege zugesprochen werden kann.

Die Tests helfen – und das ist für die weitere Darstellung zentral – nicht, die Hauptaufgabe des Process Tracing, die Rekonstruktion von Prozessen zu bewältigen. Es scheint die Vorstellung zu dominieren, dass ein, zwei oder zumindest sehr wenige kausale Links zu untersuchen sind, um einen Outcome zu erklären. Entsprechend ist die Gültigkeit dieser wenigen kausalen Beziehungen jeweils intensiv zu prüfen. Ein Prozess besteht in aller Regel jedoch aus einer Vielzahl von Verkettungen. Deshalb muss ein wirklich prozessorientiertes Process Tracing eine kausale Kette mit all ihren Kettengliedern und deren Verbindungen rekonstruieren, um zu einer Erklärung des Outcomes zu kommen. Dazu ist der Rückgriff auf eine Fülle an Material not-

wendig und bei jedem einzelnen Kettenglied stellt sich die Frage, ob man hier eine kausale Beziehung unterstellen darf oder ob die empirische Evidenz doch nicht ausreicht, um eine Kausalität anzunehmen. In der gesamten Kette wird es – sollte nicht überragend gutes Material vorliegen – Kettenglieder geben, bei denen Kausalität mit guten Gründen unterstellt werden kann, aber auch solche, bei denen nur schwache Hinweise vorliegen. Eine Erklärung durch Prozess Tracing kann schon dadurch erschüttert werden, dass ein einzelnes Kettenglied aufgrund neuen, veränderten Materials anders gedeutet werden kann oder muss.

Die vier Tests tragen zur Steigerung der Qualität der wissenschaftlichen Ergebnisse bei, sie müssten bei detailliertem Process Tracing nur bei jedem einzelnen Kettenglied durchgeführt werden. Ob vorliegendes Material einen bestimmten kleinen kausalen Schluss tragen kann, ist im Zuge einer Prozessanalyse nicht nur zweimal oder dreimal, sondern sehr häufig zu entscheiden. Von der Zentralität eines großen Tests, mit dem die Güte eines gesamten Process Tracing festgestellt wird, kann mithin nicht gesprochen werden, die Bedeutung der Tests diffundiert in die Rekonstruktion der vielen einzelnen Handlungs-, Wahrnehmungs-, Interaktionselemente einer Kausalkette. Geprüft wird entsprechend auch keine zentrale Hypothese, sondern die Behauptung eines (mehrteiligen) kausalen Bezuges, so z.B. zwischen zwei Akteuren einer Verhandlungsrunde (Interaktion), dem Interaktionsergebnis, der Wahrnehmung durch die beiden Beteiligten und Dritte sowie dem späteren Handeln dieser Akteure. Die Testverfahren zeigen, wie bedeutsam eine bestimmte Dokumentenquelle, eine Aussage in einem Experteninterview oder einzelne Beobachtungen sein können. Die Tests geben Auskunft darüber, wie potentiell wertvoll eine Spur sein kann.

Ob etwas überhaupt als Spur gelten kann oder nicht, oder ob es eine ›verwischte‹, ›absichtlich falsch gelegte‹ oder ›falsch zugeordnete‹ Spur ist, entscheidet sich anhand der in der Geschichtswissenschaft etablierten Umgangsweisen mit Quellen einschließlich der Prüfung ihrer Güte und Verlässlichkeit (Budde 2008; Kühmstedt 2013; Jordan 2018; Schors 2020) bzw. der in der empirischen Sozialforschung geltenden Standards für eine qualitätsvolle Methodenanwendung. Der Stellenwert der Tests und der Testtypologie ist daher begrenzt. Sie können allerdings darauf hinweisen, welche Materialien besonders interessant sein könnten. Angesichts der Unwahrscheinlichkeit, das Material vorliegt, das durchgehend Doubly-Decisive-Tests besteht, ist es aber meist erforderlich, möglichst umfassend das Material zu sichten oder möglichst viele Informationen selbst zu erheben. Die

Tests sind hilfreich, um in der Fülle vorliegender Daten die Suche nach den wichtigeren, ja eventuell sogar entscheidenden Informationen anzuleiten. Die Tests können als Suchraster bei der Durchsicht größerer Datenmengen dienen und die Einschätzung der Relevanz vorliegender Daten erleichtern. Je unabhängiger die Materialquellen voneinander sind und je diverser sie sind, desto besser ist das für alle Testverfahren der Prozessanalyse (Bennett 2015: 292–293).

Für das Process Tracing ist mit den Tests jedoch weniger gewonnen, als die methodologische Diskussion darüber vermuten lässt. Der Eindruck, die qualitative Forschung müsse sich ebenso wie die quantitative auf Tests stützen, um ihre Güte demonstrieren zu können, führt zweifach in die Irre. Die quantitative Forschung wird diese Tests nicht als Äquivalent zu ihren eigenen frequentistischen Testverfahren anerkennen, weil sie einer Konzeption subjektiver Wahrscheinlichkeiten folgen. Und für die Fortentwicklung des Process Tracing als qualitativem Forschungsansatz wird den Tests ein Gewicht gegeben, das ihnen als Hilfsinstrument bei der Einschätzung der theoriebestätigenden oder -falsifizierenden Kraft von Quellen und Daten nicht zukommen kann.

5.3.2 Kausalitätstheorien

Die Bayesianischen Teststrategien werden auch im Kontext der Frage diskutiert, welche Ontologie kausaler Mechanismen im Process Tracing leitend ist bzw. welchem Kausalitätsverständnis es verbunden ist: einem probabilistischen oder einem deterministischen (Trampusch and Palier 2016). Die Theorielage kompliziert sich dadurch, dass die Baysesianische subjektive Wahrscheinlichkeitstheorie mit einem deterministischen Kausalitätsverständnis kombiniert werden kann, aber zahlreiche Vertreter in der Process-Tracing-Diskussion ein mengentheoretisch-deterministisches Kausalitätsmodell vertreten, das ohne Bayesianismus auskommt, während z.B. Bennett und Checkel (2015a) als Vertreter des Bayesianismus der Mengentheorie hingegen nur marginale Bedeutung zumessen (Bennett and Checkel 2015b: 16; Checkel and Bennett 2015: 274; Bennett 2015: 276, siehe auch Beach and Rohlfing 2018; Barrenchea and Mahoney 2019). Dagegen wird unter einem probabilistischen Kausalitätsverständnis sowohl das tradierte frequentistische Statistikmodell genannt als auch ein kontextualistisches Verständnis kausaler Mechanismen.

Die interessantesten Positionen in dieser eher verwirrenden Debatte werden von der *mengentheoretischen* Kausalitätskonzeption und einem *kontextualistischen* Verständnis kausaler Mechanismen vertreten. Zum besseren Verständnis sind zuvor das General-Law-Modell und die frequentistische Statistik kurz zu skizzieren. Es gibt – entgegen dem Alltagsverständnis – über die hier vorgestellten Konzeptionen hinaus jedoch eine Vielzahl von weiteren Theorien darüber, was Kausalität ist. Die Debatten darüber haben sich sogar verstärkt (Cartwright 1983, 2007; Brady 2008; Morgan 2013; Rohlfing and Zuber 2019). Die Unterscheidung zwischen probabilistischem und deterministischem Kausalitätsverständnis wird in diesen neueren Diskussionen zwar fortgeführt (u.a. Kühnel und Dingelstedt 2019), wandelt sich aber, weil die tradierten Lösungen forschungspraktisch nicht weiterführen.

Die empirischen Sozialwissenschaften hatten sich von einem deterministischen Kausalitätsverständnis entfernt, da allgemeine Gesetzmäßigkeiten ohne Ausnahmen in ihrem Untersuchungsbereich praktisch nicht zu finden waren. Als einziges Beispiel für ein solches Gesetz wird in der Politikwissenschaft meist die Theorie des demokratischen Friedens zitiert, der zufolge demokratisch verfasste politische Systeme keine Kriege gegeneinander führen (Überblick bei: Geis und Wagner 2006). Das weitgehende Fehlen von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten brachte in den Sozialwissenschaften ein probabilistisches Verständnis von Kausalität zur Dominanz, das an David Humes Konzeption der Kausalität als bloßer Regelmäßigkeit des Auftretens zweier Phänomene in zeitlicher Folge anschließt (Brady 2008; Seawright 2016). Der resultierende frequentistische Probabilismus, der der üblichen Darstellung quantitativer Sozialforschung zugrunde liegt, wird unterdessen kaum mehr in jener offensiven Haltung vertreten, die Korrelation an die Stelle von Kausalität treten lässt (Kincaid 2012). Es wird meist anerkannt, dass eine Korrelation zwischen zwei Variablen noch keine Kausalität bezeugen kann, eine frequentistische Vorgehensweise ungenügend bleibt, um Kausalität zu behaupten: Selbst, wenn man weiß, dass in einer überwältigenden Zahl von Fällen ein Phänomen Y auf ein Phänomen X folgt, weiß man noch nicht, wie diese Regelmäßigkeit entsteht.

Die Schwierigkeiten eines traditionell frequentistischen Ansatzes haben zu Reformulierungen in der Kausalitätstheorie geführt, die Manipulationen oder »counterfactuals« ins Zentrum rücken (Brady 2008; Levy 2008; Mahoney, Goertz and Ragin 2012; Seawright 2016; Mahoney and Barrenechea 2019). In beiden Fällen ist letztlich das Experiment der Königsweg einer Zurechnung von Kausalität. Da dieses zumindest für einen längeren po-

litischen Prozess trotz der Möglichkeit von Feldexperimenten aufgrund des damit verbundenen Eingriffs in reales politisches Geschehen nicht in Betracht kommt, kann die Manipulation von einzelnen Variablen kein verbindlicher Standard speziell für die Politikwissenschaft sein. Die Methodologiedebatte konzentriert sich daher vorrangig auf das Konzept der Counterfactuals. King, Keohane und Verba (1994: 75–85) hatten das von Paul W. Holland (1986) etablierte Modell, auch Rubin- oder Neyman-Rubin-Holland-Modell nach den wichtigsten Autoren dieses Denkansatzes genannt, zur Grundlage quantitativer und qualitativer Forschung erklärt und der Suche nach *kausalen Effekten* den Vorzug vor der Analyse kausaler Mechanismen gegeben. Ein kausaler Effekt einer Ursache ist die Differenz zwischen dem Wert der Wirkung bei Eintritt und beim Fehlen dieser Ursache, bestimmt als Differenz zwischen $Y_{i,c}$ or $Y_{i,t}$. In ein und demselben Fall kann diese Differenz jedoch nicht beobachtet werden: »it is possible to empirically observe either $Y_{i,c}$ or $Y_{i,t}$, but never both. One or the other parameter has to be inferred, either from theory or from comparison of some kind across units.« (Seawright 2016: 27) Kausalität ist also eine Zurechnung, die auf einer Kontrastierung mit einem Counterfactual beruht, einer Beschreibung der Situation für den Fall, dass die Ursache gerade nicht aufgetreten ist.

Jason Seawright hat auf der Basis dieses Kausalitätsmodells, nunmehr unter der Bezeichnung »potential-outcomes framework«, auch das auf Mechanismen zielende Vorgehen des Process Tracing in eine allgemeine, quantitative wie qualitative Forschung übergreifende Forschungslogik integriert, woraus sich die Möglichkeit einer »multi-method social science« ergibt (Seawright 2016). Anders als in Mixed-Methods-Ansätzen hat dabei aber eine Forschungsausrichtung Vorrang, entweder die quantitative oder die qualitative Forschung. EineForschungsrichtung übernimmt die Leitfunktion, die andere Vorgehensweise rückt in die Rolle der Überprüfungsinstanz, woraus generell ein sequentielles statt eines parallelen Vorgehens folgt (Ebd.: 8–10). Hier wird zwar ein spezifischer kausalitätstheoretischer Ansatz zur allgemeinen Grundlage sozialwissenschaftlicher Methodik gemacht, die Verbindung zum Process Tracing ist jedoch nur schwach ausgebildet. Goertz und Mahoney hatten dagegen (2012: 115–124) im Rückgriff auf Max Webers methodologische Überlegungen eine wesentlich näher an der Arbeit der Geschichtswissenschaft stehende Interpretation der Rolle von Counterfactuals entwickelt: Einzelfallstudien »rerun the history of a case under a counterfactual assumption in order to decide if a given factor played its hypothesized causal role.« (Ebd.: 122). Eine detaillierte

Prozessrekonstruktion verlangt diese Prüfung jedoch nicht nur einmal für den ganzen Prozess, sondern für jeden einzelnen Prozessschritt.

Die Diskussion zu kausalitätstheoretischen Grundlagen ist noch durch einen weiteren Entwicklungsweg bestimmt worden: Mit der vergleichenden Forschung bei kleinen Fallzahlen hat sich ein Arbeitsfeld erhalten, das einer frequentistischen Logik prinzipiell nicht folgen konnte. Durch Carles Ragins Arbeiten zur Comparative Qualitative Analysis (QCA, beginnend mit Ragin 1987) wurden die aussagenlogischen Kategorien der notwendigen und hinreichenden Bedingungen zu erhöhter Sichtbarkeit gebracht, sie bildeten das kausalitätstheoretische Grundgerüst der neuen Fallstudienmethodiken und wurden später zu den Basiselementen des *mengentheoretischen* (»set-theoretic«) Ansatzes erklärt (Goertz and Mahoney 2012; Schneider and Wagemann 2012; Rohlfing and Schneider 2018). Bei Goertz und Mahoney (2012: 11–12) werden die Kategorien von notwendigen und hinreichenden Bedingungen sogar zum zentralen Kennzeichen qualitativer Politikforschung. Der Unterschied zwischen quantitativer und qualitativer Forschung liege in »different mathematical traditions. Quantitative research draws on mathematical tools associated with statistics and probability theory. … One might even say that most social scientists assume that statistics-probability theory is *the* math of the social sciences. Yet, we believe that qualitative research is often based, explicitly or implicitly, on set theory and logic, and these mathematical tools must be comprehended in their own right if one wishes to compare qualitative and quantitative research.« (Goertz and Mahoney 2012: 17)

Es sind danach unterschiedliche mathematische Traditionen, die diese beiden Forschungslinien in den Sozialwissenschaften konstituieren. Damit vertiefen sich allerdings die Gräben zwischen ihnen, die Rede von »Two Cultures« im Titel des Buches von Goertz und Mahoney bezieht sich nicht nur auf unterschiedliche Praktiken und Normen, sie meint Unterschiede im Herangehen auf der grundlegendsten Ebene – und das ist hier die mathematische Ebene. Diese mengentheoretische Fundierung findet sich auch bei Schneider und Wagemann (2012). Diese sprechen zwar von mengentheoretischen Methoden im Plural, verweisen aber nur auf unterschiedliche Anwendungsweisen der mengentheoretisch basierten Logik. Diese Arbeitsweisen seien durch drei Charakteristika geprägt: »first, they work with membership scores of cases in sets; second, they perceive relations between social phenomena as set relations; third, these set relations are interpreted in terms of sufficiency and necessity, as well as forms of causes that can be

derived from them, such as so-called INUS and SUIN conditions« (Schneider and Wagemann 2012: 3). Inhaltlich finden mit der Bezeichnung als »mengentheoretisch« keine Veränderungen gegenüber dem erreichten Stand der Methodologie statt, es werden unter diesem Titel nur verschiedene Varianten der Qualitative Comparative Analysis sowie verfeinerte Anwendungen der Millschen Methode der Konkordanz (»agreement«) und der Differenz (»difference«) zusammengeführt (Mill 1973/74).

Nicht anders als eine frequentistische Statistik legt eine mengentheoretische Fundierung des Process Tracing dieses auf vergleichende Analysen fest. Für eine Erklärung in einem Fall kann die Mengentheorie keine Leitlinie bilden. In einer auf Mengen bezogenen Konzeption von Kausalität macht eine Einzelfallstudie keinen Sinn. Die Logik der notwendigen und hinreichenden Bedingungen ist zudem für das Einfügen von Zeit als zentralem Element des Prozesshaften nur sehr bedingt geeignet (Schneider and Wagemann 2012: 263–274): »The integration of time aspects into a formal logical approach is practically feasible only when looking at a very reduced notion of time and only a small number of sequences.« (Ebd.: 274). Im Tenor ähnlich sind die Erörterungen zum Thema Zeit und Zeitlichkeit bei Ingo Rohlfing, auch hier steht am Ende, nun direkt mit Bezug auf Process Tracing, dass die Einbeziehung von Zeitlichkeit »tends to be more demanding than nontemporal ones precisely because one makes claims about how multiple events unfold and are related to other events over time« (Rohlfing 2012: 167). Das ist genau das, was eine Prozessanalyse leisten soll: die Beziehung zwischen etlichen Ereignissen in der Zeit zu erfassen. Wenn die Temporalität für mengentheoretisch begründete qualitative Forschungslogiken ein Hindernis darstellt, weil sie die logische Komplexität zu stark erhöht, dann kann ein Versuch, auch Einzelfälle zu erklären und Prozesse in der Zeit durch ihre Rekonstruktion kausal verständlich zu machen, von einer mengentheoretisch basierten qualitativen Forschungsmethodologie nicht sinnvoll angeleitet werden. Sherry Zaks (2016) sieht die mengentheoretische Fassung der qualitativen Forschung daher als unnötige Verengung an. Die kausalitätstheoretischen Überlegungen führen die Diskussion in mathematische, methodologische und wissenschaftsphilosophische Richtungen, verlieren dabei auch leicht den Kontakt zur operativen Ebene eines Process Tracing und zu den sozialtheoretischen Fragestellungen, welche soziale Mechanismen zu identifizieren sind, wenn Prozesse erklärt werden sollen.

Dort, wo die Debatte stärker auf den Begriff der kausalen Mechanismen selbst abstellt, können diese entweder als deterministisch angenommen

werden, womit man in die Nähe der Suche nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten gerät, die den Ausgangspunkt der sozialwissenschaftlichen Kausalitätsdebatten bildete und die als gescheitert gelten kann. Es blieb die Möglichkeit, hier eher von Mikro-Mechanismen auszugehen, während allgemeine Gesetzmäßigkeiten auf der Makro-Ebene ausgeschlossen wurden. Oder man folgt den Überlegungen von Jon Elster (1999) und definiert Mechanismen so, dass sie analog zu einem Determinismus gedacht sind, aber in ein und derselben Ausgangsbedingung zwei unterschiedliche Mechanismen zum Zuge kommen können (A führt zu B, A führt zu C).

5.3.3 Kontext, Trigger und Scope Conditions

Eine dritte Möglichkeit ist das schon angesprochene *kontextualistische* Verständnis kausaler Mechanismen. Diese Position ist klar entfaltet in einem Aufsatz von Tulia G. Falleti und Julia F. Lynch (2009). Die Autorinnen (siehe auch Falleti and Lynch 2008) stellen die These auf, dass ein Effekt nur durch das Zusammenwirken eines Mechanismus und eines Kontextes erzeugt wird: »Rather, causation resides in the interaction between the mechanism and the context within which it operates.« (Falleti and Lynch 2009: 1145) Entsprechend müssen Mechanismen kontextualisiert werden. Kontext wird konkret verstanden als »composed of multiple unsynchronized layers of institutions, policies, and background conditions« (Ebd.) oder abstrakter definiert »as the relevant aspects of a setting (analytical, temporal, spatial, or institutional), in which a set of initial conditions leads (probabilistically) to an outcome of a defined scope and meaning via a specified causal mechanism or set of causal mechanisms« (Ebd.: 1152). Eine Erklärung muss mithin die Mechanismen *und* die relevanten Umstände heranziehen, da derselbe Mechanismus unterschiedliche Ergebnisse in verschiedenen Kontexten erzeugen kann (Ebd.: 1161).

Wenn diese Unterschiede im Ergebnis der Interaktion von Mechanismus und Kontext zugeschrieben werden müssen, wie ist dann zu ersehen, was Anteil des – immer gleichen – Mechanismus und was Anteil des jeweiligen Kontextes ist? Wie kann man erahnen, ob der Mechanismus richtig bestimmt worden ist, wenn allein aus der Interaktion beider das Ergebnis zu ersehen ist? Aus der Diskussion der Kontextgebundenheit (ähnlich kritisch: Blatter and Haverland 2012: 98) wird bei solchen Nachfragen eher ein Gegenargument zu einer mechanismenbasierten Forschung. Kontext wird zu

einer zu weit gefassten und nicht eingrenzbaren Kategorie. Auf die weithin dominante Zerlegung der Welt in Variablen (und seien darunter Ideen und Wissen) reagieren interpretative Ansätze mit Verweis auf die zentrale Rolle von Bedeutungen, geteilten Überzeugungen und gemeinsamem Wissen – und bezeichnen diesen Bedeutungsraum als Kontext (z.B. Wagenaar 2011: 23). Zwar ist es richtig, dass jedes Verstehen, jede Interpretation eines spezifischen sozialen und politischen Geschehens die Berücksichtigung der gesellschaftlich relevanten Interpretationen, Diskurse und Bedeutungen verlangt. Aber diese Bedeutungs- und Kontextzentrierung wird oft so verstanden, dass jeder Fall als unvergleichlich, weil in einen anderen Kontext eingebunden, gilt (z.B.: Pouliot 2015). Ein kontextsensibles, holistisches Verständnis kann so überzogen werden, jeden Fall als so einzigartig anzusehen, dass jegliche Generalisierungen ausgeschlossen sind. Es bliebe dann nur der Übergang zu einer historischen, strikt ideografischen Forschung. Kontextbetonung kann derart den Zugang zu einer mechanismenbasierter Forschung verbauen, die sich selbst als durchaus kontext- weil einzelfallorientiert versteht.

Der Verweis auf »Kontext« bietet keine Grundlage für mechanismenbasierte Erklärungsansätze. Versuche einer »contextual political analysis« (Goodin and Tilly 2008) mögen dazu beitragen, auf Elemente, Phänomene und Kategorien zu verweisen, die in der quantitativen Forschung übersehen oder nicht einbezogen werden. Das Ziel einer Prozessanalyse ist es aber, sowohl einzelne politische Vorgänge erklären zu können als auch zu einem prozessorientierten Vergleich beizutragen, indem eine kumulative und theorieorientierte Forschung zu kausalen Mechanismen in Gang gesetzt wird. Kausale Mechanismen können prinzipiell überall und zu jeder Zeit auftreten. Entsprechend darf in die Formulierung der Mechanismen keinerlei Bezug auf eine Raumzeitstelle oder einen zeitlich und räumlich bestimmten Kontext eingehen. Ein kausaler Mechanismus ist ein allgemeines Prozessschema. Die Beschreibung eines einzelnen Falles, z.B. eines politischen Entscheidungsprozesses, versieht alle Angaben zum Prozess mit einer Raumzeitstelle. Es werden Aktivitäten, Ereignisse, Interaktionen und Interaktionsergebnisse so geschildert, dass jeweils genau benannt wird, zu welchem Zeitpunkt oder in welchem Zeitraum sowie an welchen Orten sie geschehen sind. Wenn dieses Geschehen im Zuge einer Process-Tracing-Methodik soweit beschrieben ist, dass auch die kausalen Mechanismen benannt werden können, die die einzelnen Ereignisse und Aktivitäten in der Prozesskette miteinander verbinden, dann ist eine hochgradig raumzeitlich

gebundene Erklärung des Outcomes erreicht. Ein konkreter, raumzeitlich bestimmter Prozess wird durch den Bezug auf abstrakt formulierte raumzeitlich ungebundene kausale Mechanismen erklärt. Die Zurechnung der Mechanismen auf die Verkettung der Ereignisse macht eine Erklärung erst möglich, ansonsten läge nur eine zeitliche Folge von Mechanismen vor.

Eine vergleichende Analyse beruht auf der begründeten Auswahl der Vergleichsfälle. Diese Auswahlentscheidungen orientieren sich an Merkmalen, die die Fälle als verschieden oder ähnlich ansehen lassen. Alle Merkmale, die nicht unmittelbar zum Prozessgeschehen gehören, das erklärt werden soll, und auch nicht zur Fallauswahl herangezogen wurden, werden zum »Kontext«: Merkmale, durch die sich die Fälle unterscheiden, die aber nicht auswahlrelevant waren. Wenn bei der vergleichenden Analyse Schwierigkeiten auftreten, kann auf diesen Kontext referiert werden: Es müssen zusätzlich noch andere Merkmale, so z.B. die politische Kultur oder die religiösen Traditionen von Ländern als erklärungsbedeutsam angesehen werden, weil sich die Fallauswahl nur auf den Demokratietyp und den wirtschaftlichen Entwicklungsstand bezog. Eine solche Referenz auf Kontext bedeutet, dass erklärungsrelevante Faktoren weder im Prozessgeschehen noch in den Ausgangsbedingungen der untersuchten Fälle hinreichend erfasst waren. *Verweise auf Kontext besagen nur, dass Relevantes bisher nicht beachtet wurde.* Eine Untersuchung von Einzelfällen oder wenigen Fällen im Vergleich kann durch Bezugnahme auf kontextlos formulierte, abstrakt und raumzeitungebundene Mechanismen erst zur Geltung kommen. Erklären mittels kausaler Mechanismen heißt, dass zur Erklärung allgemeine und insofern raumzeitlich indifferente Mechanismen verwendet werden, die modular zu einer Kausalkette zusammengefügt werden, die von den Ursachen bzw. dem Anfangszustand zu dem zu erklärenden Outcome als Wirkung führen.

Betrachtet man aber nun die kausalen Mechanismen, ist klar, dass nicht alle Mechanismen in allen historischen Epochen auftreten. Sie werden nur zu bestimmten Zeiten, in bestimmten Regionen, bei bestimmten sozialen Gruppen und in bestimmten politischen Institutionensystemen empirisch aufzufinden sein. Mechanismen werden allgemein und abstrakt formuliert, ihr empirischer Nachweis wird zeigen, dass das Auftreten eines Mechanismus in aller Regel ein historisches Profil hat. Wenn kausale Mechanismen als die wesentlichen Bausteine einer Erklärung via Process Tracing nicht frequentistisch verstanden werden sollen, stellt sich die Frage, wo genau die Differenz zu einem deterministischen Modell der Kausalität genereller Gesetze besteht? Was ermöglicht es, in kausalen Mechanismen eine Lösung für

den festgefahrenen Konflikt zwischen Orientierung an deterministischen Gesetzen und probabilistischen Korrelationen ohne letztlichen Kausalnachweis zu finden? In der Lücke zwischen einer General-Law-Logik und der Abkehr von frequentistischen Wahrscheinlichkeitsmodellen finden sich eine Reihe von Begriffen, die helfen sollen, eine Lösung via kausaler Mechanismen plausibel zu machen. In der Literatur zum Process Tracing und zur qualitativen Politikforschung sind dies insbesondere die Begriffe »trigger«, »causal conditions«, »contextual conditions« und »scope conditions«.

Beach und Pedersen haben »scope conditions« (sie verwenden synonym auch den Begriff »contextual conditions«) als Ermöglichungsbedingungen von Ursachen als »trigger« oder »causal conditions« unterschieden: »It is relatively easy to distinguish the two when we are operating with causal theories where C and O are linked together with a causal mechanism. When operating with mechanism-based understandings of causation, a cause is defined as something that triggers a mechanism, meaning it is in a productive relationship with the outcome. Here a cause does something, whereas a contextual condition is merely an enabler or inhibitor; it does not do anything active.« (Beach and Pedersen 2019: 78) Die zentrale Unterscheidung ist die zwischen produktiver Beziehung einer Ursache auf eine Wirkung und einer Beziehung der Ermöglichung oder Verhinderung. Damit sind letztlich zwei Stufen oder Ebenen von Kausalität bezeichnet, denn man kann ja schwerlich behaupten, dass die Ermöglichungsbedingungen nicht in irgendeiner Weise wirken.

Als Beispiel für die Unterscheidung von »scope/contextual conditions« einerseits, und »trigger/causal conditions« andererseits dient das Auto mit Verbrennungsmotor. Die Verbrennung von Benzin ist die Ursache (cause) und die Vorwärtsbewegung die Wirkung (outcome). Das Vorhandensein einer halbwegs ebenen Fahrfläche und von Sauerstoff sind die Kontextbedingungen, deren Bedeutung spätestens sichtbar wird, wenn man versucht, das Auto unter Wasser funktionsfähig zu machen. Die Verbrennung des Benzins sei die produktive Verursachung, das Vorhandensein von Sauerstoff nur eine Ermöglichungsbedingung. Ohne hier physikalische und chemische Kenntnisse allzu sehr zu strapazieren, muss doch die Untauglichkeit dieses Beispiels bemerkt werden: Verbrennung ist definiert als Reaktion eines brennbaren Materials mit Sauerstoff unter Flammenbildung. Sie bedarf also des Zusammenwirkens zweier Substanzen, eine davon Sauerstoff. Derart kann aber nicht Verbrennung als Ursache und Sauerstoff als Kontext-, Ermöglichungs- oder Verhinderungsbedingung gelten. Vielmehr sind

Benzin wie Sauerstoff erforderlich, um einen Mechanismus auszulösen, der ein Auto in Bewegung setzt. Da uns für die Betrachtung von bewirkenden Zusammenhängen nur die Semantik von Kausalität zur Verfügung steht, müsste man, den Autoren folgend, Kontextkausalität von produktiver Kausalität unterscheiden können. Die Folge wäre eine dualistische Kausalitätstheorie. Ein solches Unternehmen dürfte mit größeren Problemen zu kämpfen haben. Es bietet Vorteile, der traditionellen Semantik zu folgen und das als Ursache zu bezeichnen, was etwas bewirkt. Im Beispiel sind Benzin und Sauerstoff, verbunden in einem Verbrennungsprozess zusammen mit einer halbwegs ebenen Fläche (und etlichen weiteren Ursachen) die Bedingung dafür, dass sich ein Auto in Bewegung setzen lässt.

Das theoretische Problem liegt hier darin begründet, dass *eine einzelne* Ursache einen Mechanismus auslösen können soll, um einen Outcome zu produzieren. Es sind aber immer mehrere Ursachen, es ist eine Konstellation von Ursachen, verbunden über Mechanismen, die den Outcome bewirkt. Wenn der Sauerstoff im Beispiel aber nicht als Kontextbedingung gewertet werden kann, sondern vielmehr eine aktive Rolle für das In-Bewegung-Setzen des Autos spielt, dann ist er Teil der Wirkungskette und muss in irgendeiner Form auch als Moment eines kausalen Mechanismus begriffen werden können. Hier sind die Ausführungen von Gary Goertz zu »constraint causal mechanisms« hilfreicher (Goertz 2017: 43–49, 97–122, 150–154). Er will damit kausale Mechanismen bezeichnen, die ›beschränkende‹, ›hemmende‹ Wirkung haben und gerade nicht ›generierende‹, ›produktive‹ Kraft. Goertz überführt seine Definition von »constraint causal mechanisms« als Mechanismen, die das Eintreten eines bestimmten Geschehens verhindern (Goertz 2017: 43), auch in die Terminologie notwendiger und hinreichender Bedingungen: »A strong constraint is a necessary condition, e.g., veto player models.« (Ebd.) Auch hindernde Umstände sind kausale Mechanismen. Rohlfing (2019) hat dagegen zwischen einem Verständnis von Kontext als »scope conditions« oder als Grundlage der Dämpfung einer kausalen Kraft unterschieden. Dann wäre Kontext ein sehr spezifisches Wirkungsumfeld, das genau eine Wirkungsrichtung zeigt, nämlich das Mildern der ›eigentlichen‹ kausalen Kraft.

Der Begriff »trigger« kann aber auch anders interpretiert werden. Insbesondere in der vergleichenden Analyse von mehreren Fällen gibt er an, wann ein bestimmter kausaler Mechanismus ausgelöst wird. Dass ein bestimmter kausaler Mechanismus überhaupt zum Zuge kommt, ist davon abhängig, dass eine bestimmte Auslösebedingung gegeben ist oder auftritt. Ge-

genüber Beach und Pedersen (2019) verkehrt sich damit die Terminologie. Trigger sind dann die Auslösebedingungen, ihr Fehlen ist ein Grund dafür, dass der Mechanismus nicht auftreten kann.

Es ist zu beachten, dass die innere Logik des Terminus Scope Conditions von der Anlehnung an das Konzept allgemeiner Gesetzmäßigkeiten lebt. So erläutern Goertz und Mahoney (2012: 205–219) Scope Conditions anhand des Hookeschen Gesetzes, eines bereits im 17. Jahrhundert entdeckten physikalischen Gesetzes, das heute als Sonderfall des Elastizitätsgesetzes gilt. Es besagt, dass die Dehnung einer Feder linear von der Belastung als wirkender Kraft abhängt. Dieses Gesetz ist als universelle Regelmäßigkeit formuliert, hat seine Grenzen aber darin, dass es nicht für alle Fälle gilt, sondern nur bis zum Brechen des Materials. Das Gesetz besitzt mithin einen begrenzten Anwendungsbereich, es ist nicht unter allen beliebigen Bedingungen gültig oder anwendbar. Scope Conditions bezeichnen diese Begrenzungen allgemeiner Gesetzmäßigkeiten und besagen, dass sie nur allgemein innerhalb eines bestimmten Kontextes oder bei Vorhandensein bestimmter »background conditions« gelten (Goertz and Mahoney 2012: 208).

Das Theorieprogramm kausaler Mechanismen ist vor diesem Hintergrund sinnvoll, weil die Gesamtheit aller Konstellationen (Trigger und Scope Conditions) nicht bekannt ist, die einen bestimmten Mechanismus in Gang setzen. Wenn die genaue Zusammensetzung aller Ausgangskonstellationen bekannt wäre, unter denen ein bestimmter Mechanismus auftreten kann, wäre man in einer vollständig deterministisch bestimmten und zudem vollständig wissenschaftlich aufgeklärten Welt, in der alle Aussagen die Form von Hempel-Oppenheim-Gesetzmäßigkeiten besäßen, wenn auch mit einer Fülle von detaillierten Konditionen auf der Wenn-Seite. Die mechanismusbasierte Vorgehensweise ist deshalb eine zweitbeste Lösung, weil die Konstellationen, unter denen Mechanismen auftreten, gerade nicht bekannt sind (Falleti and Lynch 2009: 1151). Erst die Unbekanntheit und potentielle Vielfalt von Ursachen-Konstellationen machen das Konzept der Mechanismen attraktiv. Die Wirkbeziehung ist bekannt, nicht aber, wann sie genau auftreten kann. Mechanismen sind kleine, potentiell wiederkehrende Elemente von Ursache-Wirkung-Beziehungen in einem extrem vielfältigen Raum von Verursachungen, begrifflich bleiben Mechanismen aber abhängig von der Vorstellung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten.

5.4 Kritik der Process Tracing-Debatte

Die bisherige Debatte zum Process Tracing zeichnet sich durch drei Problematiken aus, die die praktische Anwendung in der empirischen Forschung ebenso erschweren wie eine konsistente Begründung dieses Forschungsvorgehens. Eine erste Problematik besteht darin, dass der Begriff der kausalen Mechanismen in den methodologischen Schriften unscharf geblieben ist. In den Kapiteln 3 und 4 ist deshalb der Versuch unternommen worden, eine sozialtheoretische Präzisierung des Begriffs vorzunehmen und eine Reihe von elementaren kausalen Mechanismen vorzustellen, die als Grundlage empirischer Arbeit in Soziologie und Politikwissenschaft genutzt werden können, um Wahrnehmungen, Handlungen und Interaktionen deutend zu verstehen. Damit wird auch der Konzeption widersprochen, dass der gesamte Prozess zwischen Ursache X und Effekt Y als *ein* Mechanismus beschrieben und bezeichnet werden kann. Hier wird vielmehr der Ansatz einer *elementaristischen* oder *analytisch-dekomponierenden Prozessanalyse* vorgestellt, der den Prozess zwischen einem Ausgangsereignis bzw. -zustand und einem spezifischen, als erklärungswürdig angesehenen Endereignis (als Wirkung oder Outcome) in Einzelschritte zerlegt und die kausalen Zusammenhänge zwischen diesen zu bestimmen sucht.

Die zweite Problematik liegt darin, dass die Aufgabe der Spurenlese im Process Tracing nicht hinreichend methodisch durchdacht wird. Bei einer analytisch vorgehenden Prozessanalyse handelt es sich um eine *Rekonstruktion* politischer und sozialer Prozesse mit Hilfe des Konzepts kausaler Mechanismen, man kann durchaus auch von *kausaler Prozessrekonstruktion* sprechen. »Kausale Prozessrekonstruktion« ist als Bezeichnung durchaus genauer als Prozessanalyse und Process Tracing. »Tracing« stellt die Spurensuche in den Vordergrund, das Nachverfolgen einer von einer Ursache zur Wirkung verlaufenden Spur. Tracing meint das Aufspüren von Zeichen einer vormaligen Anwesenheit, das Rückverfolgen und Nachzeichnen. In der Metapher der »Spur« folgt die Forschung den Wegen, die die (kausale Kraft der) Ursache zur Wirkung zurücklegt. Dieses Bild ist bestimmt von Anfang und Ende, von Ursache und Wirkung. Der Pfad ist die Abfolge von Zeichen, die die Ursache in ihrer prozessualen Bewegung hin zur Wirkung hinterlassen hat. Die kausale Kraft der Ursache lässt sich an den Spuren ablesen. Dass ein Pfad oder eine Folge von Spuren eine kausale Kette ist (und nicht das zufällige Überschneiden unterschiedlichster Spuren, die von ganz anderen Ursachen herrühren), wird dabei unterstellt.

Der Begriff »Spur« spielt in Poststrukturalismus und Dekonstruktion eine zentrale Rolle. Bei Jacques Derrida bezeichnet er gerade nicht die Zeichen einer vormaligen Anwesenheit, sondern die Beziehung eines Einzelnen zu allem Anderen. Das hat Geoffrey Bennington wie folgt zum Ausdruck gebracht: »Wenn jedem Element des Systems Identität einzig vermöge seines Bezuges und seiner Differenz zu allen anderen Elementen des Systems zukommt, so wird auch jedes von allen markiert, die es nicht ist. Es wird deren Spur tragen. Wir haben bereits gesehen, daß sie Elemente des Systems nicht (zumindest nicht im klassischen Sinne) als unteilbare Atome vorgestellt werden können, und müssen entsprechend festhalten, daß diese ›Elemente‹ nichts anderes als Gebinde solcher Spuren sind. Spuren, die nur die Spuren der Abwesenheit des je anderen Elementes sind … Jede Spur ist Spur einer Spur. Kein Element ist jemals irgendwo anwesend (auch nicht einfach abwesend): es gibt nichts als Spuren. … ›Spur‹ versucht diese Verflochtenheit zu nennen, das Andere-im-Selben…« (Bennington und Derrida 1994: 83/84). Das ist gegen jedes elementaristische Denken gerichtet. Da hier methodisch eine analytische und elementaristische Vorgehensweise gewählt wird, können die Überlegungen Derridas als Aufforderung zu einer mitlaufenden Korrektur gewertet werden, alle Ereignisse, Aktivitäten, Akteure und Interaktionen aus ihrer Positionierung zu anderen Ereignissen, Aktivitäten, Akteuren und Interaktionen zu verstehen, auch wenn die Vorgehensweise der Prozessanalyse sie wie selbstständige Einheiten behandelt. Die Verbindung zu allem Anderen muss sich in den rekonstruierten Kausalketten zeigen lassen.

Im Terminus Process Tracing wird die empirische Arbeit der Suche und Entdeckung von Spuren betont. Ohne eine ausführliche Darlegung der zeitlichen Abläufe und die Entdeckung der relevanten Ereignisse und Aktivitäten kann in der Tat keine Prozessanalyse gelingen. Andererseits wird die Arbeit der kausalen Zuordnung in diesem Begriff nicht hinreichend gewürdigt. Wenn es viele Spuren gibt, welche sind dann jene, die zur Wirkung führen? Spurensuche allein hilft nichts, die Spuren müssen zugeordnet, sie müssen voneinander geschieden und sie müssen als Zeichen für die Wirkkraft einer Ursache gedeutet werden. Das alles ist Interpretationsarbeit und eine riskante Art der Rekonstruktion dessen, was vermeintlich geschehen ist. Die Spuren müssen nicht nur gesucht, sie müssen *gelesen* werden. »Spurenlese« oder »tracking« ist dafür vielleicht eine angemessenere Terminologie. Hier wird der Prozess*rekonstruktion* als Begriff verwendet, um gegenüber der Spurensuche die Interpretationsarbeit in den Vordergrund zu rücken. Die Arbeit

des Spurenlesens ist nur zu bewältigen mit einem klareren und vor allem sozialtheoretisch unterfütterten Verständnis von kausalen Mechanismen.

Kausale Prozessrekonstruktion wird daher im Folgenden synonym mit dem Begriff *Prozessanalyse* verwendet, während mit Process Tracing auf die bisherigen Analyseformen, insbesondere in der Version von George und Bennett bzw. in der Lehrbuchversion von Beach and Pedersen rekurriert wird. In der internationalen Forschung ist der Ausdruck Process Tracing aber fest verankert. Insofern wird mit der im Folgenden vorgestellten Prozessanalyse eine *Variante des Process Tracing* vorgeschlagen.

Eine dritte Problematik der bisher vorliegenden Ansätze zur Prozessanalyse in der Politikwissenschaft liegt darin, dass sie sich als *methodologische Debatte* in ständiger Auseinandersetzung mit der quantitativen Forschung vollzieht, sich von dieser zugleich abgrenzen will und doch von der Methodologie quantitativer Forschung angezogen bleibt. Auf einer grundlegenden Ebene erfolgt dies dort, wo weiterhin »Variablen« die Basiskategorie bilden und Hypothesen getestet werden. Diese Richtung der methodologischen Diskussion hat sich seit »A Tale of Two Cultures« (Goertz and Mahoney 2012) fortgesetzt. Es soll eine Methodologie für die qualitative politikwissenschaftliche Forschung entwickelt werden, die den zahlreichen Standards der quantitativen Forschung standhalten kann. Die Entwicklungsgeschichte und auch die Forschungserfahrungen der soziologischen qualitativen Forschung wird in diesen Schriften zur politikwissenschaftlichen Methodologie jedoch nicht rezipiert. Diese Nicht-Beachtung wird durchaus von beiden Seiten gestützt. Qualitative Politikforschung und qualitative Sozialforschung nehmen einander nicht wahr, rezipieren die Arbeiten wechselseitig nicht und können entsprechend auch nicht voneinander lernen oder sich wechselseitig anregen.

Wenn die politikwissenschaftliche Forschung einen einzelnen ›Fall‹, ein einzelnes Ereignis erklären will, aber keine sozialen Gesetzmäßigkeiten als Erklärungsgrundlage zur Verfügung stehen, ist sie *gezwungen*, die Begrenzungen der Variablenontologie und -methodologie zu überwinden und sich einer Sichtweise anzunähern, die bisher in der soziologischen qualitativen Forschung und insbesondere in interpretativen Ansätzen praktiziert wird. Wenn keine Allsätze zur Erklärung herangezogen werden können, seien es allgemeine Gesetzmäßigkeiten, Regularitäten auf der Ebene von einzelnen Forschungsfeldern oder Beziehungen, die nur für eine enge Kombination aus Größen zutreffen, muss man sich dem einzelnen Fall selbst zuwenden und kann die Erklärung nicht an bereits Generalisiertes delegieren. Das

kausale Erklären ist keineswegs an Gesetzmäßigkeiten, statistische Beziehungen und die Variablenlogik gebunden. Die Geschichte der Soziologie ist stark geprägt von handlungstheoretischen Ansätzen, die auch historische Entwicklungslinien mit dem Vorherrschen bestimmter Handlungsgründe und -motivationen erklären – man denke nur an Max Weber (2014). In der Sozialtheorie der kausalen Mechanismen (vgl. Kap. 2 und 4) wurde an diese handlungstheoretische Tradition der Soziologie (Bonß et al. 2020) angeschlossen, während die Process-Tracing-Literatur in der Politikwissenschaft der Variablensemantik weiterhin folgt. Die Mechanismenliteratur ist aus der soziologischen Rezeption der Rational-Choice-Theorien entstanden und hat damit im rationalen Handeln ihren grundlegenden Bezugspunkt. Die Abweichungen vom Rationalhandeln wurden im Unterschied zu Max Weber nicht mehr als eigene Handlungstypen verstanden, sondern als kausale Mechanismen, wodurch Befunde der Sozial- und Kognitionspsychologie und der Verhaltensökonomik integriert werden konnten. Die Theorie der kausalen Mechanismen ist ohne diesen fundamentalen handlungstheoretischen Bezug nicht zu verstehen. Dieser Bezug geht aber überall dort, wo das Konzept der kausalen Mechanismen nur methodologisch und eingebunden in eine Variablensemantik rezipiert wird, verloren. Sobald dieser handlungstheoretische Kern erkannt und in den kausalen Mechanismen eine Art Nachfolge der Weberschen Differenzierung von Handlungstypen entdeckt wird, ist auch die strikte Grenzziehung zu einem verstehenden, interpretativen Denken, wie es in Geschichtswissenschaft und Soziologie weitaus üblicher oder gar selbstverständlich ist, nicht mehr aufrechtzuerhalten. Bevor ein sozialtheoretisch fundiertes Konzept der Prozessanalyse vorgelegt wird, ist zu prüfen, ob in der Soziologie selbst eine Annäherung an prozessorientiertes Vorgehen stattfindet und ob dafür auch Anleihen bei der Geschichtswissenschaft wertvoll sein können.

5.5 Prozessanalytiken in Soziologie und Geschichtswissenschaft

Jenseits der politikwissenschaftlichen Methoden- und Methodologiedebatten wird ein prozessanalytisches Vorgehen vor allem in der Soziologie erörtert, auch wenn in dieser Disziplin die Methodik und Methodologie der Fallanalyse (Hering und Jungmann 2019) keine so bedeutende Rolle spielt wie etwa in der Politikwissenschaft. Daher ist der Zugang zur Prozessanaly-

se weniger von Methodenfragen als von sozialtheoretischen Fragestellungen bestimmt. Das Thema Prozess und Prozessanalyse tritt insbesondere im Umfeld der Historischen Soziologie und in Debatten der soziologischen Theorie zur Rolle von Zeit und Kausalität in Konzepten sozialen Wandels auf (Schützeichel und Jordan 2015; Schützeichel 2015). Erst 2020 sind die dazu einschlägigen Arbeiten von Andrew Abbott ins Deutsche übersetzt worden und werden als Ausgangspunkt für die Entwicklung einer eigenständigen »Prozesssoziologie« propagiert. Das dürfte aktuell der interessanteste soziologische Entwurf sein, der als Anregung für die Politikwissenschaft gelten kann (5.5.1). Studien, die den Prozessbegriff betonen, wird oft der Vorwurf gemacht, sie folgten zu sehr einem geschichtswissenschaftlichen Vorgehen und vernachlässigten die auf Systematizität und Generalisierung ausgerichtete Logik der Sozialwissenschaften gegenüber der ideografischen Darstellung. Der Blick auf ausgewählte methodologische Arbeiten in der Geschichtswissenschaft soll helfen, die Differenzen zwischen einem geschichtswissenschaftlichen Vorgehen und der Prozessanalyse in Soziologie und Politikwissenschaft zu klären (5.2.2).

5.5.1 Prozesssoziologie

Der US-amerikanische Soziologe Andrew Abbott hat in einer Reihe von Arbeiten seit den 1980er Jahren (zur Werkgeschichte und Rezeptionshindernissen: Hoebel, Knöbl und Sahr 2020) die Perspektive einer radikal verzeitlichten Soziologie, einer »processual sociology«, so der Titel seines Buches aus dem Jahr 2016, vorgelegt. Seine theoretischen Erkundungen laufen auf den Versuch einer »formal prozessualen Analyse des sozialen Lebens« hinaus (Abbott 2019: 8), seinen bisher nicht in systematischer Form entfalteten Denkansatz, mehr eine Denkperspektive, charakterisiert er als »Prozessualismus« (Abbott 2019: 20). Dieser Prozessualismus stützt sich auf drei zentrale Vorstellungen: »erstens die Vorstellung der sozialen Welt als einer Welt von Ereignissen statt von Entitäten und demzufolge die Ersetzung des Begriffs der sozialen Welt durch den Begriff des sozialen Prozesses; zweitens einen Fokus auf die Gegenwart und die Verankerung von Darstellungen der Vergangenheit und der Zukunft in der Gegenwart; und drittens die Ersetzung des Problems der Veränderung durch das Problem der Stabilität.« (Abbott 2019: 20) Wenn das Soziale als Prozess nur aus Gegenwart und Ereig-

nissen besteht, ist Veränderung oder Nicht-Kontinuierung vorauszusetzen: Wandel ist die Normalität, Stabilität ist besonders erklärungsbedürftig.

Da Abbotts Arbeiten schwer in die üblichen Ansatzschemata der Soziologie einzuordnen sind (Hoebel, Knöbl und Saar 2020: 24–33), ist der Rückgriff auf sein eigenes Verständnis von nicht-prozessualistischen Vorgehensweise erforderlich. Er nennt alle Ansätze, die von Entitäten oder Substanzen oder Großstrukturen ausgehen, die Veränderung mit dem Hinweis auf den graduellen Wandel derartiger Entitäten als kausalen Kräften beantworten und die dabei einen Standort einnehmen, der nicht in der Gegenwart der handelnden Akteure liegt, »historizistisch« (Abbott 2019: 37–43). Unter dem von Karl R. Popper geprägten Terminus »Historizismus« (Popper 1964, 1965) versteht Abbott keineswegs allein die Theorien von Hegel und Marx, sondern etikettiert derart auch Herder, Meinecke, Spencer, Dilthey und Weber. Gegenüber Poppers Kritik an hegelianischen und marxistischen Theorien, die Notwendigkeiten und teleologische Kausalitäten in der Geschichte walten lassen, erweitert sich der Begriffsumfang des Abbottschen Historizismus auch auf eine in der Tradition Webers stehende Soziologie, die Makrotendenzen großer Strukturen oder gesellschaftlicher Kräfte über Jahrhunderte hinweg Kontinuitäten stiften lässt. Weber sei kein Prozessualist, da er sich Geschichte »als Entfaltung ausgedehnter, intern strukturierter Prozesse – Veralltäglichung von Charisma, Rationalisierung und so weiter« – vorstelle (Abbott 2019: 84). Damit sind auch alle aktuellen Theorien von Globalisierung, Vermarktlichung, Individualisierung etc. als historizistisch im Abbottschen Sinne anzusehen.

Der zentrale Begriff einer Prozesssoziologie ist der des *Ereignisses (event)*. Die Sozialität muss grundlegend temporal definiert werden, sie besteht entsprechend nur aus Ereignissen in der Gegenwart. »Vergangenheit wie Zukunft sind als Ketten von Ereignissen vorzustellen, nicht als langfristige ›Dauern‹, die in der besonderen Gegenwart namens ›heute‹ zentriert sind, und noch weniger als große Erzählungen, die in eine glorreiche oder unrühmliche Gegenwart münden.« (Abbott 2019: 58) Entsprechend sind *Ereignisse* und *Abfolgen von Ereignissen* Gegenstand sozialwissenschaftlicher Untersuchung und nicht Individuen oder soziale Strukturen: »Events are those local consummations of action and interaction that knot the contingencies of the present into new relations and structures that become the constraints and potentialities of the next moment – its past.« (Abbott 2016: 1) Abbott verwendet zwar weiterhin die Terminologie von »Strukturen«, doch

wendet er sie radikal temporal, Strukturen verbinden jetzige und folgende Gegenwart.

Allerdings definiert Abbott Ereignis als eine Verflechtung von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart: Ein Ereignis bestehe »aus einer Reihe von Wahrnehmungen, Einschränkungen, Gelegenheiten und sogar Zwängen, die aus der unmittelbaren Vergangenheit ererbt werden und in der Präsenz eines Handlungsträgers oder mehrerer irgendwie gearteter Handlungsträger zusammentreffen, die diese Vorhaben aufgreifen und auf ihrer Grundlage einige Arten von Wahrnehmbarkeiten, Einschränkungen, Gelegenheiten und sogar Zwängen emittieren werden« (Abbott 2019: 59). Vergangenheit und Zukunft treffen in der Gegenwart, die allein existiert, aufeinander oder werden miteinander verkoppelt, ohne dass Determinismen existieren, die die Vergangenheit zur Beherrscherin der Gegenwart und Zukunft werden lassen. Strukturen sind »ein Netzwerk aus Verbindungen und Ursachen in der Gegenwart« (Ebd.: 66). Ein Ereignis sei »mehr oder weniger durch das Ensemble der Konsequenzen definiert, die es hat« (Ebd.). Das Ereignis wird sehr aus seiner Stellung in der Verkopplung aufeinander folgender Gegenwarten bestimmt – Abbott nennt dies auch eine »ökologische Konzeption von Kausalität« (Ebd.: 63), eine allzusehr von Vernetzungen und Zusammenhängen ausgehende Auffassung, als dass sie für eine auf Analytik und Zerlegung angewiesene Methodik nutzbar gemacht werden könnte. Wo Abbott zudem zwischen »occurrences« und »events« unterscheidet (Abbott 2001, 7–8; Hoebel, Knöbl und Saar 2020: 18–19) und erstere als einmalige Vorkommnisse, letztere als wiederkehrende Ereignisse bestimmt, wird der Ereignis-Begriff zu einem Abstraktum, zu einem Typus, und setzt mithin eine Theorie dessen voraus, was es heißt, eine Einheit zu sein und wiederholt auftreten zu können. Methodisch wäre dann eher der Begriff der »occurrences« verwendbar für eine Prozessanalyse – eine Differenzierung, auf die hier im Weiteren zugunsten des Ereignisbegriffs verzichtet wird, der ein zeiträumlich genau bestimmbares und daher einmaliges Geschehen bezeichnet.

Andrew Abbotts Soziologie ist in den letzten Jahren in Deutschland intensiv durch das Hamburger Institut für Sozialforschung in Übersetzungen und eigenen Publikationen zu einer Prozesssoziologie bekannt gemacht worden. Soziologische Arbeiten zu Prozessen als soziologischer Kategorie und zum prozessualen Erklären waren dem zwar vorausgegangen (Schützeichel und Jordan 2015; Aljets und Hoebel 2017). Temporalität und Prozessualität derart ins Zentrum der Theoriebildung zu stellen, wie dies

Thomas Hoebel und Wolfgang Knöbl im »Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie«, so der Untertitel ihrer 2019 vorgelegten Monografie, tun, ist jedoch neu. Thematisch widmet sich das Buch der Gewaltforschung, es liefert aber den Grundriß für prozessual orientiertes Forschen auch jenseits dieses Arbeitsfeldes. Es geht dieser von der Abbott-Lektüre inspirierten Version einer Prozesssoziologie darum, die »Verkettung bestimmter Ereignisse« zu untersuchen, »wobei sich deren Sequenzialität durch die Beteiligten selbst realisiert, durch ihre Deutungen, ihr Handeln und Erleben sowie ihre sozialen Beziehungen zueinander.« (Hoebel und Knöbl 2019: 157–158). Die methodologische Perspektive wird mit dem Begriff der »kausalen Ereignistransitivität« bezeichnet: Dies sei »der wissenschaftstheoretisch einschlägige Begriff dafür, dass die *Verursachung* eines Vorgangs oder Sachverhalts in der besonderen Sequenzialität eines Geschehens liegt. Ihre Erklärung besteht dann – abstrakt formuliert – darin, eine Kausalkette nachzuzeichnen, die bei drei gegebenen Ereignissen a, b und c die Form hat, dass b ohne a nicht stattgefunden hätte und c nicht ohne b. In dieser Perspektive wäre dann a eine Ursache dafür, dass c passiert ist.« (Hoebel und Knöbl 2019: 159)

Die Ereignistransitivität ist das erste von vier Konzepten, die den prozesssoziologischen Ansatz kennzeichnen, hinzu treten noch die Generalität von Deutungen, die Indexikalität situativer Elemente und die Historizität von Individuen (Ebd.: 159). Eine Besonderheit dieses Vorgehens liegt darin, dass Prozesssoziologie erlauben soll, »die Motivfrage in den Hintergrund zu schieben« (Ebd.: 164). Die genaue Rekonstruktion der Ereignisfolge macht es, so Hoebel und Knöbl, nicht mehr nötig, die Motive (im gewählten Beispiel: die Motive der Gewalttäter) zum Anker der Erklärung zu machen. Diese Wendung des prozesssoziologischen Ansatzes beruht nicht allein auf den bekannten Schwierigkeiten der Motivbestimmung, sie verdankt sich auch dem Beispiel einer Gewalttat, an dem anhand extremer Zeitknappheit und Plötzlichkeit gezeigt werden kann, dass eigenständige Motivbildung, Optionsabwägung und kontrollierte Entscheidung nicht mehr möglich waren: Die Zeit überrumpelt die Motivbildung. Es wird allerdings nicht geklärt, ob und wenn ja, warum diese Konstellation von Zeitdruck für Prozesse aller Art gelten sollte und nicht nur für eine höchst spezifische Situation.

Im zweiten der vier Punkte, die den prozesssoziologischen Ansatz auszeichnen, der *Generalität* von Deutungen, Bewertungen und Erwartungen werden zwar auch subjektive Momente des Verhaltens der Beteiligten aufgenommen, aber anstelle der individuellen Motivation tritt die Eingelebtheit in

die Verhaltenserwartungen und Deutungsmuster einer Ordnung oder Organisation, deren Mitglied die jeweiligen Gewalttäter sind (Ebd.: 167). Da subjektive, intentionalistisch interpretierbare Momente in der Prozesssoziologie nicht auftreten sollen, obwohl hier verinnerlichte Verhaltenserwartungen und Erwartungen über das Verhalten anderer Organisationsmitglieder die entscheidende Rolle spielen, werden die eingelebten Erwartungen in Ereignisse umformuliert. Die Gewalttat ist dann nicht motivational erklärbar, sondern dadurch, dass die Eintrittsentscheidung in eine Organisation und die damit einhergehenden Lern- und Mitgestaltungsprozesse als Ereignisse gefasst werden, die – obwohl zeitlich oft weiter zurückliegend – die Tat zusammen mit den situationsnäheren Umständen erklären. So kann die Form einer Ereigniskette gewahrt werden (Ebd.: 172), aber es werden verinnerlichte Organisations- und Rollenerwartungen eingeführt, die an die Stelle der als zu individualistisch verstandenen Motive rücken.

Diese Ausrichtung gegen motivationale Analysen teilt die Prozesssoziologie mit der Luhmannschen Systemtheorie. Die Kategorie des Ereignisses beruht darauf, von einem Vorher und Nachher sprechen zu können. »Jedes Ereignis, auch jede Handlung, erscheint mit einem Mindestmoment an Überraschung, nämlich in Abhebung vom Bisherigen. Insofern ist Neuheit konstitutiv für die Emergenz von Handlung. Alles Neue erscheint aber (zunächst) als singulär. Dieser Komponente von Neuheit, und nicht etwa einer subjektiven Intention, die sich ja wiederholen kann, verdankt die Handlung ihre Einmaligkeit und ihre Einzigartigkeit. Nicht das Subjekt, sondern die in Ereignisse aufgelöste Zeit gibt der Handlung ihre Individualität.« (Luhmann 1984: 390) Zeit tritt an die Stelle des Subjektes, die Zeit selbst zerlegt sich in eine andere Form von Individualität: in Ereignisse. Wiederum geht es darum, das Subjekt oder zumindest seine Intentionen aus dem Prozess des Geschehens zu vertreiben. Die Attribute des Subjekts: Individualität, Einmaligkeit und Einzigartigkeit gehen auf das Ereignis über. Doch wird hier dem Ereignis – wie vormals dem Subjekt – zu viel der Besonderheit zugesprochen. Eine Handlung bzw. ein Ereignis müssen nicht einmalig und individuell sein, nicht neu und überraschend sein, es muss nur anders sein als etwas, was zeitlich vor ihm geschehen ist. Diese Tendenz nicht nur des prozesssoziologischen Denkens, sich gegen Intentionen und Motivationen als Erklärungsgrund abzuschließen, sollte für eine an Handlungen von (individuellen wie kollektiven) Akteuren interessierte Politikwissenschaft nicht maßgebend sein, sie offenbart eher eine disziplinäre Präferenz für Stabilität. Jedenfalls ist die Verbindung von

Temporalität mit Anti-Intentionalität kein theoretisch zwingendes Angebot und kann von einer mechanismenbasierten Prozessanalyse zurückgewiesen werden. Die Betonung von Ereignis, Prozess und Zeit muss sich nicht gegen Motivationen, Intentionalitäten und Akteure absetzen. Diese Abkehr von Intentionalitäten steht zudem in einer Spannung zu den beiden letzten Kernelementen des prozesssoziologischen Ansatzes: der Indexikalität von Situationselementen und der Historizität von Individuen (Hoebel und Knöbl 2019: 173–175), worunter die Kontextgebundenheit an die jeweils konkreten Orte und Zeitpunkte sowie die Bedeutung einzelner Personen – nicht in einem individualistischen Sinne, sondern als Akteure in einem sozialen Netzwerk – verstanden werden. Die Betonung von spezifischen Lokalitäten und Zeitpunkten, Kontexten und konkreten Individuen spricht dagegen, dass Zeit generell die Intentionsbildung verhindert oder blockiert. Vielmehr legen drei der vier Grundelemente des prozesssoziologischen Ansatzes eine Untersuchung der konkreten Einzelereignisse in ihrer Verkettung nahe.

Bei der Frage, wie sich die Ereignisse miteinander verketten, nähern sich Hoebel und Knöbl (2019: 179–181) dem mechanismenbasierten Ansatz in der von Charles Tilly propagierten Version an, wenden sich aber gegen die im Mechanismenbegriff bei Tilly enthaltene Regularitätsannahme: »Wer von Mechanismen spricht, rechnet bereits mit kausalen Regularitäten, die sich immer wieder aufs Neue an diversen Orten und zu diversen Zeiten finden lassen.« (Ebd.: 180–181). Dem wird die Singularität von Ereignisverkettungen entgegengestellt: »Die Kausalketten zwischen Ereignissen können jedoch auch singulärer Natur sein – und sind es für gewöhnlich auch.« (Ebd.: 181) Statt »wiederkehrender Mechanismen« (Ebd.) sind es einzelne, lokale, an den jeweiligen Ort und Zeitpunkt gebundene Verkettungen, die eine prozessuale Beschreibung und Erklärung ausmachen. Es ist nicht ganz klar, ob sich eine derartige Ablehnung des Denkens in Mechanismen nur auf Ansätze bezieht, die einen gesamten Prozess als Mechanismus fassen wollen oder auch auf jene, die eine modulare Erklärung eines Prozesses als Abfolge mehrerer Mechanismen verstehen. Wenn Mechanismen aber singulär wären, kann aus der Analyse eines Falles nichts gewonnen werden für die Untersuchung eines anderen Falles. Entsprechend muss auch die Prozesssoziologie mit dem Einwand umgehen, dass sie nur eine »mikroskopische Herangehensweise« propagiere (Ebd.: 191), die in »eine schlichte Registratur sozialen Geschehens« (Ebd.: 192) münde.

5.5.2 Prozessanalyse und Geschichtswissenschaft

Für die Etablierung des Process Tracing als Vorgehensweise qualitativer Forschung in der Politikwissenschaft war und ist es von ausschlaggebender Bedeutung, nicht als historisches Beschreiben und Erzählen gewertet zu werden, sondern sich als eigenständig gegenüber der Geschichtswissenschaft zu erweisen. Denn aus einer Erzählung und Beschreibung eines Falls, so die Hintergrundannahme in der Politikwissenschaft, lasse sich kein Beitrag mit Generalisierungsperspektive entwickeln. Beschreiben allein könne nichts zum kumulativen Fortschritt der Politikwissenschaft beitragen.

Die Begründung des Process Tracing bei George und Bennett geht sehr weit in Richtung einer in der Geschichtswissenschaft üblichen historischen Erklärung: »We would distinguish retaining a theory that has general utility in many cases from retaining a historical explanation of a particular case. A satisfactory historical explanation of a particular case needs to address and explain each of the significant steps in the sequence that led to the outcome of that case. … It is this insistence on providing a continous and theoretically based historical explanation of a case, in which each significant step toward the outcome is explained by reference to a theory, that makes process-tracing a powerful method of inference.« (2004: 29–30) Vollständigkeit in der Rekonstruktion der Prozessschritte ist danach das entscheidende Kriterium für die Identifikation einer historischen Erklärung. Das Vorgehen der Geschichtswissenschaft erscheint damit als Vorbild für das politikwissenschaftliche Process Tracing (George and Bennett 2004: 91). Doch diese Nähe zur Geschichtswissenschaft wird sogleich mit einer Abgrenzung verbunden. George und Bennett (Ebd.: 92–94, 205–232) führen zwei Argumente gegen die Gleichsetzung von Process Tracing und historischer Erklärung an. Zum einen liege der entscheidende Schritt einer Prozessanalyse im Übergang von einer Chronologie bzw. historischen Beschreibung zu einer analytischen Erklärung. Sie unterscheiden Varianten des Process Tracing nach dem Generalisierungsgrad, dem Theoriebezug und der Notwendigkeit der Rekonstruktion aller Prozessschritte: Das »detailed narrative« sei nicht mehr als eine Chronologie der Ereignisse: ein »atheoretical type of process-tracing« (Ebd.: 210). Sobald auf einzelne kausale Hypothesen Bezug genommen werde, sei ein höheres Niveau erreicht, das bis zur »analytic explanation« gesteigert werden könne, der eine explizite Theorie für den ganzen Prozess zugrunde liege. Auf die Rekonstruktion aller einzelnen Schritte eines Prozesses könne schließlich verzichtet werden, wenn eine »more general explana-

tion« gesucht werde, was insbesondere bei Makrophänomenen sinnvoll sei. In diesem Typ ist die Abweichung von einer Rekonstruktion der Mikroebene am weitesten entwickelt. Nur wenn eine Chronologie in eine »analytical explanation« (Ebd.: 225) überführt ist, kann der Schritt zu einer sozialwissenschaftlichen Methodik vollzogen werden. Diese besteht darin, dass die historische Erklärung das Begriffs- und Variablengerüst eines allgemeineren theoretischen Rahmens nutzt, der hinreichend breit sein muss, um die wesentlichen Elemente des jeweiligen historischen Kontextes zu berücksichtigen (Ebd.: 91), aber zugleich etliche Fälle zu erfassen verspricht. Das Argument, dass mit der analytischen Erklärung ein Informationsverlust gegenüber der historischen Erklärung bis hin zur Simplifizierung verbunden sei, akzeptieren George und Bennett vollumfänglich, bleiben aber der sozialwissenschaftlichen Variablen- und Theorielogik soweit verbunden, dass sie eine Balance zwischen Verallgemeinerung und historischem Detail einfordern (Ebd.: 94).

Zum anderen führen George und Bennett (2004: 210; auch Bennett and Checkel 2015b: 8–9) anhand von Clayton Roberts Werk »The Logic of Historical Explanation« (1996) aus, dass historische Erklärungen keineswegs allein auf Beschreiben oder Erzählen beruhen, sondern Bezüge zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten und Regularitäten des Sozialen aufweisen. Roberts vertritt die These, dass geschichtswissenschaftliche Darstellungen zwar keine Regelmäßigkeiten oder Gesetze auf der Makroebene im Sinne von Hempels »covering laws« anbieten können, dafür aber in jeder Darstellung kleinste *Mikrogesetzmäßigkeiten* (»microcorrelations«) in Anspruch nehmen, um überhaupt eine Beziehung zwischen einem Ereignis und dem nächsten herstellen zu können. Diese Gesetzmäßigkeiten werden in der Geschichtswissenschaft nur implizit in Anspruch genommen, sie selbst sind ohne geschichtswissenschaftliches Interesse, da sie mehr oder minder Trivialitäten darstellen: Eine Mikrokorrelation ist »the minute tracing of the explanatory narrative to the point where the events to be explained are microscopic and the covering laws correspondingly more certain« (Roberts 1996: 66). Die Mikroebene garantiert eine größere Gewissheit und zugleich eine größere Trivialität der Gesetzmäßigkeit: »The more microscopic the event to be explained, the more likely that the covering law will be a platitude …« (Roberts 1996: 66). Damit kann sich Roberts auf Max Weber beziehen, der sich zu Gesetzen in den Kulturwissenschaften wie folgt geäußert hatte: »Die Frage ist vielmehr nur, ob die eventuell aufzufindenden generell geltenden Formeln für das Verständnis derjenigen Bestandteile der Kulturwirklich-

keit, auf die es uns ankommt, irgendwelchen erheblichen Erkenntniswert haben.« (Weber 1988: 12) Weber hatte die Trivialitätsvermutung jedoch nicht mit der Ausrichtung der sozialwissenschaftlichen Analyse auf die Mikro- oder die Makroebene verbunden. Roberts hält Makrokorrelationen für nicht auffindbar und Mikrokorrelationen für wissenschaftlich nachrangig gegenüber der Nachverfolgung der Vorgänge von einem Ereignis zum nächsten. »Colligation«, so seine Begrifflichkeit für dieses Nachzeichnen (»tracing«) der schrittweisen Abfolge der Ereignisse, ist nach Roberts auf »correlation«, also eine Basisform von »covering laws« angewiesen (Roberts 1996: viii; siehe auch: Plenge 2014), aber diese Mikrokorrelationen sind geschichtswissenschaftlich nicht wirklich interessant. Genau dagegen wenden sich Bennett und Checkel (2015b: 8–9): Die sozialwissenschaftliche Forschung interessiere sich für die vorgeblichen Platitüden als kausale Mechanismen: »We emphasize instead the importance of making explicit the hypotheses about underlying causal mechanisms that are theorized to have caused an outcome so that these can be rigorously assessed, even if the results in political science narratives that are more clogged – and alas, less likely to become best-sellers – than those of historians …« (Bennett und Checkel (2015b: 9). In der Explikation der kausalen Mechanismen, des Studiums der »causal mechanisms in action« (Ebd.) liege der eigenständige Wert des Process Tracing.

Diesem Verständnis kann partiell gefolgt werden: Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse stimmt mit Roberts' Überlegungen insoweit überein, als es zur Rekonstruktion einer kausalen Kette erforderlich ist, Formen generalisierter Aussagen zu verwenden. Diese sollten zudem am besten auf der Ebene der mikroskopischen Erforschung von Prozessen verortet werden. Elementare kausale Mechanismen sind genau diese »microcorrelations«, von denen Roberts spricht. Sie sind allerdings keine »covering laws«, da sie keine allgemeinen Regelmäßigkeiten, sondern ein Set an möglichen Formen des kausalen Anschlusses darstellen. Und sie sind nicht trivial oder wissenschaftlich unbedeutend. Die Erforschung des Sets an elementaren kausalen Mechanismen ist ein eigener und oft hoch umstrittener Bereich der Sozialwissenschaft mit Wirkungen auf die als legitim angesehenen Formen der Erklärung von konkreten Vorgängen. Daher ist für die Sozialwissenschaften die Gleichwertigkeit einer Erforschung der Mechanismen und der konkreten Prozessrekonstruktion einzufordern. Soziologie und Politikwissenschaft unterscheiden sich von geschichtswissenschaftlicher Forschung

darin: Beide sind auch an den (nur scheinbar trivialen) Mechanismen als erforderlichen Elementen einer jeden Einzelfallerklärung interessiert.

6. Prozessanalyse

In diesem Kapitel wird ein Konzept der Prozessanalyse vorgestellt, das den bisherigen Ansätzen des Process Tracing sehr viel verdankt, sich aber aus der Variablenlogik löst und ein modulares Erklären mittels sozialtheoretisch verstandener Mechanismen in den Vordergrund rückt. In 6.1 wird die Prozessanalyse in ihren theoretischen und begrifflichen Grundlagen vorgestellt. Der erste große Unterschied zum tradierten Process Tracing besteht darin, dass die Erklärung eines einzelnen Geschehens und die Untersuchung eines Prozesses, der zu diesem Geschehen führt, den Ausgangspunkt und die Zielsetzung der Prozessanalyse bilden. Eine Prozessanalyse muss in der Lage sein, diesen einzelnen Fall zu erklären (6.1.1). Damit sind bereits die methodologischen Grenzen eines Denkens in Variablen in Frage gestellt. Begriffliche Grundlage der Prozessanalyse sind zeitbezogene, temporalisierte Termini (6.1.2). Teil der bisherigen methodologischen Rahmung des Process Tracing ist die Annahme, dass X als Ursache und Y als Wirkung verstanden werden können und es nunmehr darum gehe, die kausalen Verkettungen zwischen beiden aufzuklären. Aber warum sollte ein komplexer Prozess nur eine Ursache haben, und woher sollte man diese schon vor der Prozessrekonstruktion kennen? Statt eine Ursache als Ausgangspunkt des Process Tracing anzunehmen, muss vielmehr im Forschungsprozess entschieden werden, welcher Zeitpunkt als Anfangszeitpunkt einer Prozessanalyse gewählt werden soll, wieweit die kausale Verursachung eines Geschehens Y zurückverfolgt werden soll (6.1.3). Wenn aber kein einzelnes verursachendes X den Anfangspunkt der Untersuchung markiert, ist dann auf den gesamten Zustand eines politischen Systems oder eines Politikfeldes zu einem gewählten Startzeitpunkt der Prozessanalyse zu rekurrieren? Eine solche Orientierung an Gesamtzuständen oder Kontexten würde die Prozessanalyse von ihrer Ereigniszentrierung wieder deutlich entfernen. Daher ist ein besonderer Umgang mit der Erhebung des Anfangszustandes erforderlich sowie eine Internalisierung aller Änderungen dieses Zustandes in die Prozessanalyse (6.1.4). Im Zentrum der Suche nach Spuren eines Prozesses, die zu

einem bestimmten Ereignis führen, steht die Zusammenführung aller Ereignisdaten in einer Chronologie. Dabei werden neben den Ereignissen (wie Wahlen, Pandemien, Wirtschaftskrisen), die einzelnen Akteuren nicht zurechenbar sind, vier Formen akteurbezogener Ereignisse unterschieden: Aktivitäten, Perzeptionen, Interaktionen und Interaktionsresultate. Damit eine Prozessanalyse eines einzelnen Falles aber auch zu vergleichenden Analysen beitragen kann, sind alle Elemente des Prozesses (neben Aktivitäten, Wahrnehmungen, Interaktionen und Interaktionsergebnisse auch Akteure und Akteurkonstellationen) zu typisieren (6.1.5). Die Chronologie selbst ist nur eine Folge bzw. zeitliches Neben- und Nacheinander von Ereignissen, aber noch keine kausale Kette. Um eine solche herzustellen, müssen Verbindungen zwischen den Ereignissen nachgewiesen werden. Dies geschieht durch die Zurechnung von elementaren kausalen Mechanismen und die Prüfung, ob für diese Zurechnungen hinreichende empirische Evidenz vorliegt (6.1.6). In einem letzten Abschnitt wird ein Visualisierungsschema angeboten, das die Ereignisse und ihre Verkettung über elementare kausale Mechanismen in Schaubildern darzustellen vermag (6.1.7).

In der Variablenlogik ist die Auswahl einzelner Untersuchungsfälle von Sampling-Techniken bestimmt. An deren Stelle und auch an die Stelle des theoretischen Sampling bei qualitativer Sozialforschung tritt in der Prozessanalyse die Wahl eines zu untersuchenden Prozesses anhand von mehreren Kriterien, die in 6.2 vorgestellt werden. Welche Arbeitsschritte erforderlich sind, um eine Prozessanalyse eines einzelnen Falles durchzuführen, findet sich im Detail ausgeführt in Abschnitt 6.3.

6.1 Grundlagen

6.1.1 Erklärung eines einzelnen »Falles«

Die methodologische Gegenbewegung zu King, Keohane und Verba (1994), die mit George und Bennett (2004) einen einflussreichen Ausdruck gefunden hatte, war jedoch in ihrer Argumentation begrenzt: Bis heute hält sich die Einschätzung, dass eine Einzelfallstudie z.B. zu einem Land nur sinnvoll sei, wenn dieser Fall aus mehreren Beobachtungen bestehe, also z.B. eine Längsschnittstudie zur Gesetzgebung in diesem Land, womit die Untersuchungseinheit nicht das Land, sondern die (Vielzahl der) Gesetzesinitiativen

wären (Bernauer et al. 2015: 104). Schon in der Definition des Falles zeigt sich, dass der Verweis auf einen größeren Kreis von Phänomenen bestimmend ist, auch wenn Einzelfallstudien als Teil der Fallstudienanalyse gewertet werden (u.a. Rohlfing 2012: 2; Seha and Müller-Rommel 2016). Auch in der Lehrbuchliteratur (Beach and Pedersen 2019) wird die Einzelfallerklärung gegenüber theorieorientierten Formen des Process Tracing zurückgesetzt. Die folgenden Überlegungen gehen dagegen davon aus, dass es sozialwissenschaftlich möglich und sinnvoll ist, die *Einzelfallstudie ins Zentrum* des Bemühens um Erklärungen zu rücken, also einen einzelnen Outcome, ein bestimmtes politisches oder soziales Ereignis (als an einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt stattfindendes Geschehen) kausal zu erklären.

Es soll gelingen, bei genauer Recherche des Prozesses und bei Erstellung einer detaillierten Prozesschronologie als Vorgeschichte dieses Ereignis dadurch zu erklären, dass eine kausale Kette rekonstruiert werden kann, die von Ursachen zu dieser Wirkung, diesem Outcome führen. Dabei ist jedes Kettenglied mit dem folgenden über eine kausale Brücke, einen kausalen Mechanismus, verständlich und nachvollziehbar verknüpft. Dazu bedarf es der Zusammenstellung der Ereignisse in ihrer zeitlichen Reihenfolge. Die Erstellung von Chronologien hat in der Methodenliteratur den Stellenwert einer vorbereitenden Suchbewegung, die erforderlich ist, aber nicht zum Kern eines methodisch geleiteten Vorgehens gehört. So wird gern in Anlehnung an Richard Fennos Charakterisierung der Methodik seiner Studie »Home Style« über Mitglieder des amerikanischen Kongresses von »soaking and poking« gesprochen (Fenno 1978: xv, 248). Fenno verstand darunter die Methodik teilnehmender Beobachtung, in der Folgeliteratur steht die Formulierung für ein langsames Sich-Hineinfinden in einen Forschungsgegenstand (King, Keohane and Verba 1994: 38), dem dann eine Phase der näheren Bestimmung von Variablen und deren Bewerten folgen muss (George and Bennett 2004: 89–90).

Die Chronologie eines einzelnen Prozesses und die Verknüpfung der Glieder der Ereignisfolge über kausale Mechanismen in das Zentrum der Prozessanalyse zu stellen, markiert der Hauptunterschied des hier vorgestellten Ansatzes gegenüber den Standardmodellen des Process Tracing (George and Bennett 2004: 94). Nicht der Vergleich, sondern das »explaining outcome« in Einzelfällen bildet die Basis einer prozessorientierten Vorgehensweise.

Ausgangspunkt ist die Chronologie eines Entwicklungsprozesses. Eine Chronologie ist selbstverständlich keine kausale Erklärung. Erst wenn die

Beziehungen zwischen den einzelnen Aktivitäten der beteiligten Akteure und weiteren Ereignissen geklärt worden sind, nähert man sich einer sozialwissenschaftlich befriedigenden Erklärung. Die Zurechnung von elementaren kausalen Mechanismen ermöglicht jene Verkettung und Verflechtung von Aktivitäten und Ereignissen, die aus einer Chronologie den Entwurf einer kausalen Erklärung macht. Entgegen einer methodologischen Literatur, die eine Identifikation von kausalen Beziehungen in einem einzelnen Fall prinzipiell für unmöglich hält, weil sie einem Verständnis von Kausalität als Regelmäßigkeit folgt (auch George and Bennett 2004: 220), ist mit der Zurechnung von kausalen Mechanismen eine kausale Erklärung geliefert, deren Gültigkeit jeweils genau geprüft werden muss. Wie in jedem alltäglichen Gespräch sind *Entwürfe* einer kausalen Erklärung eines einzelnen Geschehens jederzeit problemlos möglich. Die *Gültigkeit* eines jeden Entwurfs einer kausalen Erklärung kann durch weitere Beobachtungen und zusätzliche Informationen in Frage gestellt werden. Es ist der Rückbezug auf kausale Mechanismen, der die (jederzeit bestreitbare) Erklärung eines einzelnen Geschehens liefert. Diese Funktion kann das Konzept kausaler Mechanismen nur erfüllen, wenn es strikt *modular* verstanden wird: Nicht der gesamte Prozess von einer Ursache zu einer Wirkung ist ein Mechanismus, sondern für die Verkettung jedes einzelnen Ereignisses mit einem anderen bedarf es des Rückgriffs auf einen bestimmten elementaren Mechanismus.

Wenn die Untersuchung und Erklärung eines einzelnen Geschehens den Gegenstand der Prozessanalyse darstellt, ist die Bezeichnung »*Fall*« verfehlt. George und Bennett (2004: 17) definieren z.B. »a case as an instance of a class of events«. Ein Fall steht für eine Klasse von Fällen, ist Teil einer Population oder einer sozialwissenschaftlich interessierenden Kategorie, zu der auch andere Einzelprozesse als Fälle gehören: »A case study is thus a well-defined aspect of a historical episode that the investigator selects for analysis, rather than a historical event itself.« (Ebd.: 18) Der Zugriff auf ein Ereignis ist relevant nur unter dem Aspekt, dass dieses Ereignis ein Element einer Population ist. Genau diese Haltung wird hier zur Disposition gestellt (als Überblick zu Definitionen von »Fall«: Ragin 1992; Ragin and Becker 1992; Byrne and Ragin 2009). Es gibt sicherlich Unterschiede in der Erklärungsbedürftigkeit einzelner Ereignisse, aber die Auswahl kann nicht anhand der Bildung von Populationen erfolgen, also einer Kategorisierung von Ereignissen unter Klassen mit der Konsequenz, dass die vergleichende Perspektive die Untersuchung des einzelnen Ereignisses von Beginn an dominiert.

Eine sozialwissenschaftlich kategoriale Vorsortierung mit der Bestimmung von Grundgesamtheiten (Revolutionen, sozialpolitische Reformen, Wahlsiege einer bestimmten Partei etc.) erzeugt die Erwartung, dass sich alle Fälle in dieser Klasse nach einem Erklärungsmuster fassen lassen, dass es eine Erklärung für alle Elemente dieser Population geben könnte.

Dagegen wird hier angenommen, dass sich jedes Geschehen je für sich erklären lässt. Meistens gibt es Besonderheiten, die zudem eine gezielte Einzelerklärung erforderlich machen, will man dieses einzelne Geschehen erklärend verstehen. Nicht die Eignung eines Falles für die Untersuchung einer ganzen Population kann daher den Ausgangspunkt bilden. Das einzelne Geschehen selbst muss die Kraft besitzen, d.h. es muss ihm selbst Bedeutung beigemessen werden können, damit sich Forschende entscheiden es näher zu untersuchen. Der Einzelfall ist weder als Teil einer Klasse zu verstehen noch gar als »crucial case« (Eckstein 1975; u.a.: Lange 2013: 152; Gerring 2017: 103). Auch die Fragen, ob beim Vergleich »most-likely« oder »least-likely« Fälle zueinander in Relation gesetzt werden oder ob als Vergleichsfall ein »counterfactual case« konstruiert werden muss (George and Bennett 2004: 120–122, 167–169), entfallen, wenn Erklärungen eines einzelnen Falles prinzipiell innerwissenschaftliche Legitimität besitzen.

Die Erklärung muss entsprechend aus dem einzelnen Geschehen heraus erfolgen, nicht durch den Vergleich mit anderen Fällen (Yanow et al. 2010). Daher wäre es angemessener, von einer Einzel*ereignis*analyse als von einer Einzel*fall*studie zu sprechen. Die Entscheidung für die Unterscheidung eines bestimmten Geschehens ist deshalb im Wortsinne keine »Fallauswahl«, sondern eine *Themenwahl*. Auch der Begriff der »Within-Case Methods« als Bezeichnung für Einzelfallstudien hilft hier nicht weiter, ist er doch an das Gegenstück der »Cross-Case Analysis« gebunden und verwendet weiterhin ein populationsbezogenes Verständnis von Fall. Angesichts der allgemeinen Verankerung der Terminologie des »Einzelfalls« und der »Fallauswahl« können diese Begrifflichkeiten zwar noch weiterverwendet werden, nur sollte ihr gewandeltes Verständnis in mechanismusbasierten Prozessanalysen beachtet werden.

Als Varianten der Einzelereignisanalyse sind sowohl *retrospektive* als auch *begleitende* Prozessanalysen denkbar. Üblicherweise wird eine Prozessanalyse sich auf ein Geschehen beziehen, das in der Vergangenheit liegt. Dies wird hier als *retrospektive Prozessanalyse* bezeichnet. Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, eine Einzelereignisanalyse als *begleitende Prozessanalyse* anzulegen. Da der Ausgangspunkt bei Prozessanalysen das zu erklärende Er-

eignis ist, erscheint dies zunächst paradox. Eine Untersuchung kann danach erst starten, wenn dieses Ereignis eingetreten ist. Das ist und sollte auch der Normalfall sein. Aber es gibt hinreichend absehbare politische Prozesse, bei denen das zukünftige Geschehen vorab binär gefasst werden kann: Entweder wird ein Gesetz zu einem bestimmten Thema verabschiedet oder nicht, weil es im Parlament scheitert oder die Legislaturperiode endet. Kann die Gesetzgebung nicht in einem ›normal absehbaren‹ Zeitraum vollzogen werden, kann auch dies als zu erklärende Größe dienen. Zum Ende einer Legislaturperiode stellt sich dies berechenbar dar: Entweder wird die Gesetzgebung noch in der alten Legislaturperiode vollzogen oder ist gescheitert, und es muss in der nächsten Legislaturperiode ein gänzlich neuer Gesetzentwurf eingereicht werden. Ein anderes Beispiel: Entweder ein internationaler Handelsvertrag wird abgeschlossen, oder es kommt innerhalb eines bestimmten Zeitraums zu keinem Verhandlungsergebnis, keiner Unterzeichnung und keiner Ratifizierung. In beiden Fällen können dritte Möglichkeiten logisch ausgeschlossen werden, wenn die zweite Alternative des möglichen Geschehens hinreichend weit oder als bloßes Nicht-Eintreten der ersten Alternative gefasst wird. So kann der Outcome logisch vordefiniert werden und es ist nicht mehr zwingend, Prozessanalysen nur rückwärtsblickend anzulegen.

Begleitende Prozessanalysen müssen selbstverständlich den Untersuchungszeitraum genauestens festlegen. Ob sich durch die begleitende Anlage der Untersuchung die Möglichkeiten der Datenerhebung verbessern oder nicht, ist nicht generell zu bestimmen. Verschlechtern könnten sich die Bedingungen der Datenerhebung, wenn die Materie (Sicherheits- und Außenpolitik) oder der Konfliktintensitätsgrad die Akteure die Vorgänge eher geheim halten lässt und den Zugang zu Dokumenten oder Stellungnahmen versperrt und selbst die Zugänge über Interviews verengt. Die begleitende Erforschung eines Prozesses kann bei Zugang zu entscheidungsbeteiligten Akteuren durch ethnografische Forschung erfolgen und dann eventuell eine Datenerhebungsdichte erreichen, die bei nachträglichen Interviews nicht gegeben ist. Wenn es also absehbar eintretende Ereignisse in eingrenzbarer Zukunft als mögliche interessante Forschungsgegenstände gibt, kann die Prozessanalyse auch als prozessbegleitende Forschung durchgeführt werden.

6.1.2 Zeitbezogene Grundbegrifflichkeit

Zeit ist die zentrale Dimension der Prozessanalyse. Zeitbezogene Begriffe wie Ereignis, Periode, Zustand ersetzen daher die Terminologie der Variablen. Zwar kann eine Prozessanalyse an Untersuchungen anschließen, die die Variablenbegrifflichkeit verwenden. So kann eine stabil nachgewiesene Korrelation zwischen einer Gruppe unabhängiger Variablen und einer abhängigen Variable als Ausgangspunkt der Frage gelten, wie es zu dieser Korrelation kommt, welche Prozesse und Mechanismen eine Verbindung zwischen den Variablen herstellen. Ausgangs- und Endpunkt der Prozessanalyse können mithin aus der variablenbasierten Forschung übernommen werden. Es bietet sich hier statt eines Gegensatzes sogar ein Zusammenspiel zwischen quantitativ-vergleichenden Studien und prozessanalytischen Einzelereignisanalysen an. Doch die Begrifflichkeiten der prozessanalytischen Untersuchung des Geschehens zwischen den Ausgangsmomenten, die in der Variablenlogik als unabhängige Variablen beschrieben sind, und dem Endmoment der Untersuchung, dem zu erklärenden Geschehen bzw. der abhängigen Variable, folgt einer eigenen Begrifflichkeit zeitbezogener Kategorien und Daten. Diese zeitbezogenen Grundbegriffe werden im Folgenden vorgestellt und erläutert.

Als *Prozessdaten* werden alle Aussagen über ein Geschehen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort bzw. in einem bestimmten abgrenzbaren Raum (der auch »*weltweite* Vireninfektion« heißen kann) oder Aussagen über Zustände zu einem bestimmten Zeitpunkt oder über einen bestimmten Zeitraum (wiederum an einem bestimmten Ort bzw. in einem bestimmten abgrenzbaren Raum) bezeichnet. In der Process-Tracing-Literatur werden Prozessdaten als »process-tracing observations« im Unterschied zu »variable-scoring observations« bezeichnet (u.a. Blatter and Haverland 2012: 23). Prozessdaten beziehen sich – um einen theoretisch möglichst neutralen Ausdruck zu beziehen – auf ein *Geschehen*.

Ereignis soll hier ein Geschehen heißen, das *zeitlich stark eingegrenzt* werden kann, sich auf einen genauen Zeitpunkt, eine Sekunde, Minute, einen Tag, eine Woche oder eine andere kleinere Zeiteinheit bezieht. Alltagssprachlich wird zwar auch ein Geschehen, das Jahre umfasst, z.B. Kriege und Revolutionen, als Ereignis bezeichnet. Eine derartige Begriffsverwendung bietet sich für die Zwecke der sozialwissenschaftlichen Prozessanalyse jedoch nicht an, da dann ein gesamter Prozess zugleich als ein Ereignis erschiene. Selbst wenn man derartige längere Zeiträume ausschließt und

den Begriff des Ereignisses auf kurze Zeiträume bis zu einer Woche einengt, ergibt sich die tautologisch anmutende Folgerung, dass Ereignisse aus Ereignissen bestehen können, ein auf einen Tag bezogenes Ereignis umfasst die Menge aller Ereignisse, die sich auf die innerhalb des Tages liegenden Stunden und Minuten beziehen.

Ein Geschehen mit einer längeren zeitlichen Dauer als einer Woche soll bereits als *Periode* verstanden werden. Dieser Begriff eignet sich eher als *Phase* oder *Epoche*, weil diese eine bestimmte Einheit des betreffenden Zeitraums oder den Bezug auf andere Zeiträume implizieren. Die Begriffe Ereignis und Periode umspannen den Gedankenraum zwischen den Kategorien der Punktualität, also des Zeitpunktes, und der Dauer, also eines Zeitraums. Je nachdem, welcher Charakter der jeweiligen Prozessrekonstruktion im Vordergrund steht, kann von der pragmatisch gesetzten Grenze von einer Woche abgewichen werden. Eine Prozessrekonstruktion sollte sich jedoch bemühen, die chronologische Erfassung des Geschehens auf der Ebene von zeitlich möglichst genau bestimmten Ereignissen und nicht nur von Perioden zu leisten.

Als *Zustand* einer sozialwissenschaftlich relevanten Entität (eines kollektiven Akteurs, eines politischen Systems) werden Informationen zur Beschreibung der Eigenschaften dieser Entität bezeichnet. Während in den Naturwissenschaften die Informationen über die Lage einer Entität meist so verstanden werden, dass es sich um die Lage der Entität zu einem bestimmten Zeitpunkt handelt, nutzen die Sozialwissenschaften den Begriff meist für Eigenschaften, die über einen längeren Zeitraum bestehen können. So spricht man von *Zuständen zu einem bestimmten Zeitpunkt oft auch in Kategorien, die eine potentiell dauerhafte Eigenschaft* betreffen. Nicht, dass an einem Tag A eine Parlamentssitzung stattfindet, kennzeichnet den Zustand des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland, sondern dass es ein demokratisches politisches System ist und dies seit 1949 war und in (nächster) Zukunft auch sein wird. Zustände werden daher hier definiert als Eigenschaften von Entitäten mit der Zusatzannahme, dass diese Zustände generell vorhanden sind und mindestens über eine längere Dauer bestehen bleiben. *Zustände* (demokratisches politisches System), *Perioden* (die 19. Legislaturperiode) und *Ereignisse* (eine Parlamentssitzung, die am späten Abend beendet ist) sind daher die zeitbezogenen Grundbegriffe der Prozessanalyse.

Der Begriff des *Ereignisses* findet sich auch in der gängigen Methodenliteratur. In der Sozialwissenschaft genießt die *Event-History-Analyse* als

statistisches Auswertungsverfahren zunehmende Bedeutung (Box-Steffensmeier and Jones 2004; Pötter und Prein 2019). Sie untersucht *Zustandswechsel* bzw. die Zeit, die vergeht, bis es zu einem Zustandswechsel kommt. Die verschiedenen Spielarten der Event-History-Analyse bezeichnen mit dem Begriff »Ereignisse« ein Geschehen, das einen Zustandswechsel herbeiführt. Diese Ereignisse haben selbst keine Dauer, sie sind die Zeitstellen, an denen ein Zustand in einen anderen übergeht (Jäckle 2020: 546). Untersucht werden daher Entitäten, die sich in einem bestimmten Zustand befinden, für die aber mindestens ein anderer Zustand möglich ist. Untersucht wird mithin die Dauer von Zuständen. Das jeweilige Ereignis selbst (Hochzeit, Geburt eines Kindes, Scheidung, Verrentung, Scheitern einer Regierung) ›schrumpft‹ in seiner Bedeutung auf den Wechsel von Zuständen. Es wird dabei unterstellt, dass diese Zustände für die Dauer ihres Existierens unverändert sind. Diese forschungsleitende Annahme steht zwar im deutlichen Gegensatz zur psychologischen Erfahrung von Dauer, wie sie z.B. Henri Bergson beschrieben hat: »… und schon der Zustand selbst ist Veränderung.« (Bergson 2013: 14), ist aber für eine vorrangig quantitative Methodik tragend. Während die Event-History-Analyse auf Zustandsänderungen zielt, konzentriert sich die Prozessanalyse auf Veränderungen innerhalb eines stabilen Zustandes der relevanten Makro-Entitäten.

Zustände als Eigenschaften von prozessrelevanten Entitäten (politisches System, Institutionensystem, Fortexistenz bestimmter kollektiver Akteure) werden für die Rekonstruktion eines *einzelnen Prozesses* als gegeben angesehen. Sie bilden die Rahmenbedingungen, innerhalb derer ein Prozess stattfindet. Derartige Zustände als Rahmenbedingungen werden als konstant bzw. gleichbleibend für den Zeitraum des untersuchten Prozesses angenommen. Zustände werden in der Prozessanalyse aber *nicht* als Strukturen im Sinne der soziologischen Theorie verstanden. Der Strukturbegriff wird selbst da, wo sich soziologische Theorie dem Handeln, der Sprache, der Bewusstheit des Handelns und der Interpretativität sozialen Geschehens öffnet, als eine Art Aktant gedacht, der eigenständig Wirksamkeit entfaltet. So heißt es bei Anthony Giddens: »Somit stellt der sozialwissenschaftliche Strukturbegriff auf die Strukturmomente sozialer Systeme ab: diese ermöglichen die ›Einbindung‹ von Raum und Zeit in soziale Systeme und sind dafür verantwortlich, dass soziale Praktiken über unterschiedliche Spannen von Raum und Zeit hinweg als identische reproduziert werden, also systemische Formen erhalten.« (Giddens 1995: 68–69). Zwar existieren

Strukturen nur, wenn sie sich in raumzeitlichen Praktiken realisieren, aber sie werden nicht als diese sich reproduzierenden Praktiken selbst begriffen.

Beginnt man dagegen mit dem Begriff des Ereignisses und erklärt Ereignisse über Ereignisse (darunter Perzeptionen, Handlungen und Interaktionen), die über Mechanismen miteinander verkettet sind, dann muss auch der Strukturbegriff anders gefasst werden. Er ist nicht auf Regeln, Ressourcen oder Transformationsformen innerhalb einer bestimmten Menge zu beziehen, sondern auf Ereignisse und Folgen von Ereignissen. Strukturen sind neuerlich auftretende Ereignisse, die auf ähnliche vorausliegende Ereignisse folgen, also Muster gleicher *Folgen von Ereignissen*, wobei Gleichheit sich darauf bezieht, dass *bestimmte Typen* von Handlungen, Perzeptionen, Interaktionen und Interaktionsresultaten zu unterschiedlichen Raumzeitpunkten auftreten. *Strukturen sind demnach wiederkehrende Abfolgen von Ereignissen, also wiederholte Prozesse*. So ist eine konsequent prozesssoziologische Theorie möglich, die keinen ihr vorausgehenden Strukturbegriff in Anspruch nehmen muss. Regeln vollziehen sich nicht ›oberhalb‹ der Prozesse, und Ressourcen liegen den Prozessen keineswegs ›zugrunde‹. Strukturen sind kürzere oder längere sich wiederholende Ereignisfolgen. Prozessinvarianz ist Struktur.

Die kausalen Beziehungen von sich wiederholenden Folgen von Ereignissen müssen aber nicht zwangsläufig gleich sein. Die Struktur kann durch verschiedene kausale Verkettungen erzeugt und stabilisiert werden. Daher ist sowohl bei einzelnen Prozessen als auch bei wiederholt beobachtbaren Folgen von Ereignissen zunächst zu untersuchen, welche kausalen Beziehungen zwischen den einzelnen Ereignissen der Ereignisfolge bestehen. Wenn es gelingt, die Verbindung zwischen jeweils zwei Ereignissen durch die Zurechnung eines elementaren Mechanismus kausal als verbunden zu erkennen und dies für die gesamte Ereignisfolge gelingt, soll von einer *Kausalkette* gesprochen werden. Die zwischen den Ereignissen bestehenden kausalen Beziehungen sind untersucht, daher kann im Unterschied zu einer nicht auf Kausalität untersuchten Ereignis*folge* hier von einer Ereignis*kette* gesprochen werden.

Einzelne Abschnitte einer Kausalkette sollen hier als *Sequenz* bezeichnet werden. Sequenzen sind mithin immer bereits auf ihre Kausalität hin geprüfte Abfolgen von Ereignissen. Sequenzen sind von besonderem Interesse, da kaum zu erwarten ist, dass sich ganze Prozesse komplett wiederholen oder sich ähneln. Dass sich aber einzelne Teilprozesse in unterschiedlichen Fällen ähneln oder gleichen, liegt schon näher. Daher ist der Begriff der

Sequenz besonders für vergleichende Prozessanalysen bedeutsam. Die Gesamtheit der kausalen Verkettungen innerhalb einer Sequenz wird als *komplexer kausaler Mechanismus* bezeichnet. Die Identifikation derartiger mechanismenbasiert bestimmter Sequenzen ist für eine vorrangig an bestimmten Themenbereichen interessierte Forschung (z.B. Sozialpolitik-, Gesetzgebungs- oder Revolutionsforschung) sicherlich das interessanteste Ergebnis von Prozessanalysen. Sequenzen bzw. die sie bestimmenden komplexen kausalen Mechanismen sind in der Prozessanalyse das, was mit dem Terminus »Theorien mittlerer Reichweite« gemeint war. Auch bereits in Grundzügen bekannte kausale Zusammenhänge, die jedoch nicht in der Sprache der Mechanismen formuliert worden sind, können prozessanalytisch detaillierter erfasst werden, weil eine Zerlegung in kleinste Einheiten – Ereignisse und elementare Mechanismen – möglich ist und dadurch die einzelnen Ereignisfolgen und deren kausale Verkettung näher aufgeklärt werden können.

Als *Prozess* wird die Gesamtheit der Ereignisse bezeichnet, die zwischen einem von der Forschenden zu definierenden Anfangszeitpunkt und einem Endzeitpunkt stattfinden und in einem Bezug zu dem zu erklärenden Ereignis stehen. Prozess ist alles Geschehen vor dem Zeitpunkt des zu erklärenden Ereignisses, das für die Erklärung dieses Ereignisses relevant ist. Wie weit der Prozess gespannt ist, wie weit die Vorgeschichte des erklärungsbedürftigen Ereignisses zurückreicht, ist nicht generell zu bestimmen, hier sind die Überlegungen der Forschenden zum Umfang einer sinnvollen und machbaren Prozessanalyse ausschlaggebend.

Eine prozessanalytische *Erklärung* erfolgt durch die Rekonstruktion des Prozesses als einer kausal interpretierbaren Abfolge von Ereignissen, also als Kausalkette. Zur Überprüfung der Güte einer Erklärung spielt die Frage, ob sich diese kausale Verkettung von Ereignissen auch als *Erzählung* – etwa im Sinne der Narrationstheorie von Greimas (1971) – fassen lässt, eine besondere Rolle. Eine »verstehendes Erklären« im Sinne Max Webers ist ohne Erzählbarkeit des Geschehens kaum denkbar – jedenfalls stehen Kausalketten, die sich nicht oder schwer erzählen lassen, unter besonderem Begründungszwang. Ob sich der Prozess in der Form einer Erzählung darstellen lässt oder ob dabei einige Ereignisse nicht erfasst werden, nicht sinnvoll in das Gesamtgeschehen integriert werden können oder sich dem Erzählfluss oder der Konstruktion eines Plots gar verweigern, kann durch einen *Narrationstest* geprüft werden (vgl. 6.3.2).

Erklärungsgegenstand von Prozessanalysen ist ein bestimmtes Ereignis Y, ein zeiträumlich möglichst exakt bestimmbares Geschehen, das zugleich den *Endzeitpunkt* der Untersuchung darstellt. Zustände im oben definierten Sinne als dauerhafte, konstante Eigenschaften von Entitäten sind *nicht* Erklärungsgegenstand der Prozessanalyse. Dagegen sind Ereignisse, die eine Zustandsänderung bedeuten, z.B. ein Wechsel im politischen Regime, eine Verfassungsänderung, eine Institutionenreform oder der Zusammenschluss von kollektiven Akteuren zu einem neuen Verband etc., ein Erklärungsgegenstand von Prozessanalysen. Es ist prozessanalytisch erforderlich, statt Zustände zu betrachten die Zeitpunkte der Veränderung von Zuständen zu analysieren. Prozessanalyse steht mit ihrer Konzentration auf Ereignisse (statt auf die Dauer von Zuständen) im Gegensatz zur Event-History-Methodik. Das zu erklärende Ereignis (Explanandum) kann in Fortsetzung der bisher üblichen Terminologie weiterhin als *Outcome* oder mit dem Kürzel Y bezeichnet werden. Alternativ kann man vom *Endzeitpunkt* oder *Endereignis* der Prozessanalyse sprechen.

Das zu erklärende Ereignis ist die *Wirkung*, die es aus *Ursachen* zu erklären gilt. Ursachen sind aber nur insoweit zeitlich bestimmt, als sie vor der Wirkung vorhanden sein müssen. Wenn das zu erklärende Ereignis Y zugleich den Endzeitpunkt der Prozessanalyse darstellt, kann man postulieren, dass der Anfangszeitpunkt der Prozessanalyse die Ursachen umfassen muss, die das Endereignis bewirkt. Die übliche Darstellungsweise geht in Anlehnung an die Variablenlogik davon aus, dass ein X als Ursache gegeben und nur die Verbindung zwischen X als Ursache und Y als Wirkung zu klären ist, eine Aufgabe, die statistische Auswertungen nicht leisten können. Gemäß den üblichen Begriffsbestimmungen von Process Tracing (z.B. Trampusch and Palier 2016) besteht der Prozess darin, das Geschehen zwischen X und Y zu untersuchen. Aber dieses X ist nicht gegeben. Zu erklären ist ein Y. Woher soll aber bei Einzelfallanalysen das Wissen über ein X kommen? Diese Frage wirft etliche Probleme auf, da für eine Prozessanalyse ein Anfangszeitpunkt bestimmt werden muss, der eventuell nicht mit der Ursache oder den Ursachen zusammenfällt. Deswegen werden im Folgenden als Grundbegriffe der Prozessrekonstruktion die Termini *Anfangszustand* (»initial state«) und *Anfangsereignis* (»initial event«) definiert.

6.1.3 Anfangszeitpunkt einer Prozessanalyse

In der Process-Tracing-Literatur wird meist davon ausgegangen, dass bereits quantitative Studien vorliegen, die Ereignisse, unter die auch das zu untersuchende Y fällt, bereits untersucht und aus einer Mehrzahl an unabhängigen Variablen ein X oder mehrere X identifiziert haben. Entsprechend kann ein X als gegeben und Ausgangsgröße der Prozessanalyse gelten. Diese Argumentation stößt aber auf vier Einwände: Erstens liegen derartige Studien nur für einen kleinen Bereich der möglichen Y vor. Mithin können Einzelfallanalysen nicht darauf bauen, dass das gewählte Y in vorliegenden Studien abgedeckt ist und sich bereits Hinweise auf ein X finden lassen. Prozessanalysen aber auch nur dort vorzunehmen, wo bereits quantitative Studien vorliegen, wäre eine deutliche Einengung dieser wissenschaftlichen Vorgehensweise. Zweitens liegen die in die quantitative Untersuchung einbezogenen unabhängigen Variablen nicht immer in einer Form vor, die sie für die Bestimmung eines zeitlichen Anfangspunkts eines Prozesses geeignet erscheinen lassen. Da Zeit für die Konzeption von Variablen keine Rolle spielt, nur Ausprägungen von Variablen für einen bestimmten Zeitraum in die Berechnung eingehen, ist zu klären, wie man von Variablenausprägungen zu Zeitpunktbestimmungen gelangen kann.

In quantitativen Untersuchungen kann zudem eine zeitliche Differenz zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen fehlen. Wenn z.B. die Werte für alle Variablen auf Jahresgrößen bestimmt und diese Werte für dasselbe Jahr zueinander in Beziehung gesetzt werden, ist die Voraussetzung von Process Tracing als zeitlicher Differenz zwischen X und Y gar nicht gegeben (z.B. bei static time series models). Ist ein Timelag von mindestens einem Jahr zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen in die quantitative Untersuchung eingebaut, bleibt zu entscheiden, ob in der Prozessanalyse zwei volle Jahre zu untersuchen sind oder eine andere, kürzere Periode. Für diese Entscheidung liefern quantitative Studien keine Anhaltspunkte. Zu beachten ist entsprechend, ob es sich bei den Variablen um Bestandsgrößen oder Fließgrößen handelt. Fließgrößen werden für einen Zeitraum erhoben, im Regelfall für ein Jahr. Bei Beständen gibt es einen Zeitpunkt, zu dem der Bestand erhoben worden ist (31.12. eines Jahres z.B.). Variablen, die auf Bestandsgrößen rekurrieren, bieten daher eher Anhaltspunkte für die Prozessanalyse als solche, die sich auf Fließgrößen beziehen. Drittens gelangen derartige Studien meist nicht zu einem einzigen X, sondern testen Modelle, bei denen die erklärungskräftigste Modellvariante gewählt wird, bei

der aber oft mehrere Variablen signifikant sind und mit unterschiedlichem Anteil in die Erklärung eingehen. Auch dann ist die zeitliche Bestimmung eines X für die Prozessanalyse nicht trivial. Ist aus den signifikanten unabhängigen Variablen ein »Ausgangszustand« als »Ursache« zu konstruieren? Es ist also auch bei Vorliegen hinreichender quantitativer Analysen ungeklärt, wie Variablenkonstellationen in die Kategorien einer Prozessanalyse übertragen werden können. Viertens ist in zeitlicher Perspektive durchaus nicht plausibel, dass am Anfang eines Prozesses alle Ursachen vorhanden sind und nur miteinander interagieren müssen, um die Wirkung hervorzubringen. Ursachen können in ihrem ersten Auftreten über einen kürzeren oder längeren Zeitraum streuen, müssen allesamt aber erst dann gegeben sein, wenn die Wirkung eintritt. Da Ursachen also in ihrem Auftreten zeitlich streuen können, hilft der Begriff der Ursache ebenso wenig wie der Begriff der unabhängigen Variable bei der Bestimmung des zeitlichen Startpunktes für eine Prozessanalyse.

Pragmatische Überlegungen allein können auch nicht ausschlaggebend dafür sein, wann man den Startpunkt einer Prozessanalyse ansetzt. Für den geeigneten Untersuchungszeitraum sind wissenschaftliche Kriterien zu entwickeln (Bennett and Checkel 2015b: 26–27). Sie können sich zum einen aus dem untersuchten Ereignis ergeben (*ereignisbezogene Kriterien*), zum anderen aus der spezifischen Forschungsfragestellung, wie sie durch die Überlegungen zur Erklärungsbedürftigkeit und zum Erklärungswert bereits vorbereitet worden sind (*theoriebezogene Kriterien*).

Gute Gründe für die Wahl eines bestimmten Anfangszeitraums können aus dem ausgewählten Ereignis selbst resultieren. Wenn ein *formalisiertes, verfahrensgebundenes Ereignis* untersucht wird wie eine Gesetzgebung, ein juristisches Urteil, ein Verwaltungsbescheid, ein Beschluss einer Partei oder dergleichen, sollte die *Gesamtdauer des Verfahrens* in aller Regel als *Mindestuntersuchungszeitraum* der Prozessanalyse bestimmt werden. Den Anfangszeitpunkt bildet mithin die Einleitung des Verfahrens. Bei Gesetzgebungen ist dies in einem parlamentarischen System dann der Fall, wenn ein Gesetzentwurf als Antrag in das Parlament eingebracht wird. Gerichtsverfahren beginnen damit, dass ein Antragsberechtigter oder Kläger einen Antrag bzw. eine Klage bei einem zuständigen Gericht einreicht. Auch ein Beschluss auf einem Parteitag kann nur getroffen werden, wenn in einem Verfahren das Einreichen von Anträgen möglich war. Ereignisse wie Wahlen sind hochgradig verfahrensgebunden mit detaillierten Vorschriften für die Aufstellung der Kandidat*innen für diesen Wahlgang und mit Fristen für den Wahlpro-

zess selbst, genau geregelt in Wahlgesetzen und deren Ausführungsbestimmungen. Wenn es sich mithin um ein derart verfahrensgebundenes Ereignis handelt, ist der *Verfahrensbeginn* der ›natürliche‹ Anfangszeitpunkt für eine Prozessanalyse.

Doch Prozess und Prozedur (= Verfahren) sind nicht zwingend gleichzusetzen. Es kann gute Gründe geben, einen kürzeren oder längeren Zeitraum zu betrachten. *Kürzer* kann der Zeitraum dann ausfallen, wenn es signifikante Ereignisse im Verfahren gegeben hat oder sich erst ab einem bestimmten Zeitpunkt im Verfahren Bifurkationen, Polarisierungen, Konflikte abzeichnen, die besonders genau und detailliert untersucht werden sollen. Dies gilt zumindest dann, wenn die Annahme berechtigt ist, dass erst nach diesem Verfahrenszwischenschritt die relevanten Prozessschritte erfolgten, die eben dieses und kein anderes Ereignis hervorbrachten. Eine solche kürzere Bearbeitungsdauer kann sich an bestimmte Verfahrensschritte (z.B. Überweisung an die Ausschüsse bei Gesetzgebungsverfahren) anlehnen. Ein *längerer*, über den Verfahrensbeginn zurückreichender Untersuchungszeitraum ist in sehr vielen Fällen sinnvoll. Denn das Einleiten eines Verfahrens stellt für bestimmte Akteure bereits einen wichtigen Handlungsschritt dar, der sich aus einer längeren oder kürzeren Vorgeschichte der Befassung mit einem bestimmten Thema ergeben hat. Diesen Vorlauf nicht zu berücksichtigen, könnte die Erklärung eines Outcomes erschweren bis ausschließen. In der Policy-Forschung hat das analytische Konzept des *Policy-Zyklus* (Knill and Tosun 2012; zur Entwicklungsgeschichte des Konzepts: Potůček 2017: 106–107) die Sinnhaftigkeit einer Untersuchung über die Grenzen des geregelten Verfahrens (bezeichnet als Phase der Politikformulierung) hinaus betont und die Vorgeschichte eines solchen Verfahrens in den Phasen Problemdefinition und Agenda Setting erfasst (Knill and Tosun 2012). Man kommt dem Sinn des Begriffs Policy-Zyklus allerdings noch näher, wenn man den Anfangszeitpunkt eines Reformgesetzes mit der Verabschiedung des Vorgängergesetzes zu diesem Themenfeld ansetzt. Dann beginnt die Erklärung einer Gesetzesreform mit der Implementation des Vorgängergesetzes, setzt sich über dessen öffentliche Bewertung und eventuell auch formalisierte Evaluation hin zur Problemdefinition und zu einem Agenda-Setting fort, das dann mit dem Beginn der Phase der Politikformulierung in ein neues Gesetzgebungsverfahren mündet. Der verfahrensgebundene Prozessbereich ist hier nur ein kleiner Teil einer umfassenderen Prozessanalyse. Der Rückbezug auf den Abschluss eines Vorgängergesetzes als Anfangspunkt der Untersuchung ist nur dann angemessen, wenn der the-

matische Rahmen zwischen den beiden Gesetzgebungen ungefähr derselbe geblieben ist und man von einer Kontinuität der Gesetzgebung in einem bestimmten Politikfeld (z.B. Rentengesetzgebung) ausgehen kann. In neuen Politikfeldern (Netz- oder Digitalpolitik) gibt es diese Möglichkeit ebenso wenig wie in Bereichen, in denen sich neue Themen ergeben, die eine neue Gesetzgebungsmaterie nach sich ziehen. Hier ist das unmittelbare Anknüpfen an das Ende des vorherigen Gesetzgebungsverfahrens nicht sinnvoll oder praktikabel. Entsprechend muss ein Anfangspunkt der Untersuchung gefunden werden, der außerhalb des Verfahrens selbst liegt.

Dazu ist der *Rechercheweg der rückwärtigen Erhebung* anzuwenden: Die Entwicklung vor Verfahrensbeginn ist soweit zurückzuverfolgen, bis keine Hinweise mehr auf Aktivitäten mit einem Bezug zum untersuchten Ereignis zu finden sind. Die Heuristik des Policy-Zyklus kann auch in diesem Fall hilfreich sein. Vom Beginn der Phase des Agenda-Setting wird gesprochen, wenn ein Veto-Spieler (Tsebelis 2002) in einem politischen System das Thema, das später in eine Gesetzgebung mündet, aufgreift und sich zu eigen macht. Das ist ein sehr klares Kriterium, da die Anzahl der Vetospieler in einem politischen System zu einem bestimmten Zeitraum genau definiert und leicht festzustellen ist. Das erlaubt es, sich in der Prozessanalyse auf einen Zeitraum zu begrenzen, der im Allgemeinen nicht allzu weit vor dem Beginn eines regulären Verfahrens liegt. Man konzentriert dadurch die Analyse auf einen Ausschnitt der politisch relevanten Akteure, nämlich jene, die über Blockademacht verfügen, also auf den inneren Machtkern eines politischen Systems.

Will man gesellschaftliche Prozesse des Entdeckens und Thematisierens von Problemen erfassen, muss man in der Regel weiter zurückgehen und die Phase der Problemdefinition einbeziehen. Hier besteht durchaus die Gefahr eines unendlichen Regresses, denn es lassen sich für gegenwärtige Problemlagen Vorläuferdiskussionen finden, die manchmal Jahrzehnte zurückreichen. Diese vorausgehenden Diskurse sind eingangs einer Prozessanalyse zwar erwähnenswert, bieten aber keine Grundlage für die Abgrenzung eines Untersuchungszeitraumes, der detailliert erforscht werden soll. Für eine Prozessanalyse von *nicht-verfahrensgebundenen Ereignissen* stellt sich die Bestimmung des Anfangszeitpunktes noch komplizierter dar. Die Recherchetechnik der rückwärtigen Erhebung, ausgehend vom zu erklärenden Ereignis, sollte konsequent verfolgt werden, um Ereignisse als sinnvollen Untersuchungsbeginn zu fixieren. Dazu wird es die Hinzuziehung theoriebezogener Kriterien bedürfen.

Der zweite Weg, den Anfangspunkt einer Prozessanalyse zu bestimmen, lehnt sich stärker an den in der Literatur erörterten Typus des Theorietests an. Hier führen die Überlegungen zum Erklärungsbedarf und insbesondere zum Erklärungswert zu einer Forschungsfrage, die zugleich Hinweise auf den Anfangszeitpunkt der Studie gibt. Wenn eine Theorie einen bestimmten Zusammenhang zwischen einer Ursache und einer Wirkung für eine unbestimmt große Anzahl von Fällen behauptet, ist diese Theorie zunächst in Form einer konkreten Erwartung für das zu untersuchende Ereignis als Wirkung zu spezifizieren. Wenn das Ereignis als Ausprägung der in einer Theorie angesprochenen Wirkung gelten kann, muss es ein X geben, das aber ebenso zeitlich spezifiziert wird wie das Y. Welche Schwierigkeiten sich ergeben, wenn die Theorie als Ergebnis einer quantitativen Vergleichsstudie vorliegt, ist bereits erörtert worden. Oft liegen Theorien jedoch auch in weniger modelltheoretisch explizierten Formen vor, sie verweisen auf einzelne Faktoren, die erklärungsrelevant oder ausschlaggebend sind. Aus Theorien, die entweder behaupten, dass die Stärke der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften (als X) zentral sei für den Ausbaugrad eines Sozialstaates (Y) oder der »Modernisierungsgrad« eines Landes oder das politische Institutionengefüge (als Überblick zu derartigen Standardtheorien der Sozialpolitikforschung: Obinger und Schmidt 2019), muss für die Zwecke der Prozessanalyse eine genaue zeitliche Verortung des Erklärungsfaktors X abgeleitet werden.

Dazu ist eine *ereigniszentrierte Reformulierung von X* erforderlich. Ist eine Theorie in der Definition von X nicht ereigniszentriert, wie etwa die Modernisierungstheorie, die wirtschaftliche Wachstumsraten, den Modernisierungsgrad einer Ökonomie oder die Bildungsexpansion benennt, besteht eine *erste Möglichkeit* darin, jeweils *Schwellenwerte* zu bestimmen, um aus X ein Ereignis, nämlich den Zeitpunkt des Überschreitens einer Schwelle (z.B. des BSP pro Kopf von x Dollar) zu machen. Die Bestimmung solcher Schwellenwerte ist mit Schwierigkeiten verbunden, es ergeben sich viele Interpretationsmöglichkeiten, die die Entscheidung über einen Schwellenwert als willkürlich erscheinen lassen. Hier hilft nur die Anknüpfung an die als Leitlinie genommene Theorie. Sie muss stärker operationalisiert werden, als dies vielleicht in den Originalbeiträgen der Fall war, um einen bestimmten Schwellenwert zu begründen. Eine *zweite Möglichkeit* besteht darin, die öffentlich-mediale Wahrnehmung eines Erklärungsfaktors wie z.B. Wachstum zu einem Anfangsereignis zu erklären. Wenn öffentlich reflektiert wird, dass die Modernisierung »einen neuen Stand« erreicht habe,

das Land »moderner sei als je zuvor« oder »endlich ein Durchbruch« erzielt sei, dann sind dies Hinweise auf eine gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit für die veränderten Werte einer Größe, die von den Bezugstheorien als Erklärungsfaktor angesehen wird. Der Höhepunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit oder der Nutzung bestimmter Frames, ermittelt aus einer Medienanalyse, kann als Anfangszeitpunkt der Prozessanalyse genutzt werden. Beide Möglichkeiten sind miteinander auch kombinierbar.

Stärker an den *historischen Institutionalismus* (u.a. Pierson and Skocpol 2002) angelehnt empfehlen Bennett und Checkel (2015b: 26–27), als Anfangszeitpunkt der Prozessanalyse »critical junctures« oder »exogenous shocks« zu nutzen. Diese Empfehlung resultiert aus einem theoretischen Ansatz, der eine Kontinuität oder Pfadabhängigkeit einer Policy oder des politischen Institutionensettings erwartet, solange nicht besondere Umstände auftreten. Das Auftreten neuer Akteure wird analog zu Schocks als exogene Größe gewertet. Die Annahme, dass aus dem ›Inneren‹ einer Policy und eines Institutionensystems kein grundlegender Wandel erfolgen könne, ist jedoch bestreitbar. Allerdings bietet sie eine gute Ausgangsbasis für die Bestimmung von Anfangszeitpunkten, weil X hier schon als Ereignis erscheint. Dass gerade »critical junctures« nur aus dem Rückblick zu erkennen seien (Bennett and Checkel 2015b: 26), ist nur dann ein Gegenargument gegen diese Vorgehensweise, wenn Prozesse aus der allerjüngsten Vergangenheit analysiert werden sollen. Im historischen Institutionalismus übernehmen derartige Ereignisse erhebliche kausale Last, auch wenn letztlich das Zusammenspiel von Sonderereignis und ›Normallage‹ einer bisher pfadabhängig entwickelten Policy den Wandel erklärt.

Auch außerhalb eines solchen historisch-institutionalistischen Rahmens ist die Suche nach *Sonderereignissen* (so eine neutrale begriffliche Fassung) sinnvoll. Wirtschaftskrisen, Regimewechsel, der Ausbruch von Kriegen oder Bürgerkriegen, territoriale Restrukturierungen von Staaten, internationale Vertragsabschlüsse weitreichender Art, Epi- oder Pandemien, Naturkatastrophen fallen darunter, sind aber nicht derart häufig, dass sich Prozessanalysen allein auf diesen Typus von Ereignissen stützen könnten. Daher ist nach »niedrigschwelligen« Sonderereignissen zu suchen, die unterhalb grundlegender Veränderungen angesiedelt sind. Wahlen und Regierungswechsel sind häufiger Ausgangspunkt der Betrachtung. Auch der personelle Wechsel in bestimmten Ämtern mag als Sonderereignis gelten oder ein Urteil eines Verfassungsgerichts (Tag der Urteilsverkündung) oder ein öffentlich aufgedeckter Skandal (Tag der ersten breit rezipierten

Veröffentlichung). Die ereignisbezogene Reformulierung von Erklärungsfaktoren über öffentliche Aufmerksamkeit und/oder Schwellenwerte sowie die Bestimmung von Critical Junctures, externen Schocks oder ganz allgemein: *Sonderereignissen* erweisen sich als *theoriebezogene Optionen* zum Bestimmen des Anfangszeitpunktes einer Prozessanalyse auch bei nicht verfahrensgebundenen Ereignissen.

Damit sind die Möglichkeiten zur Festlegung eines *Anfangsereignisses* (»initial event«) vorgestellt. Dieses ist jedoch *nicht* mit der »Ursache« (X) gleichzusetzen. Denn in einer zeitbezogenen Betrachtung können, wie bereits erläutert, zwischen Anfangs- und Endzeitpunkt Ereignisse eintreten, die auch als Ursache interpretierbar sind. Deshalb sollte die Prozessanalyse es vermeiden, vom Anfangsereignis, das zur Festlegung des Anfangszeitpunktes der Analyse genutzt wird, als »Ursache« zu sprechen. Hinzu kommt noch die Möglichkeit, dass nicht jenes Anfangsereignis selbst als Ursache wirkt, sondern der *Zustand von Politik, Ökonomie und Gesellschaft zum Zeitpunkt des Anfangsereignisses*. Dieser lässt sich am besten erfassen, indem von einem Anfangszustand gesprochen wird.

6.1.4. Anfangszustand

Die Funktion der Erhebung eines Anfangs*zustandes* ist eine ganz andere als die der Bestimmung des Anfangs*zeitpunktes*. Im Anfangszustand (»initial state«) werden die Rahmenbedingungen, allgemeinen Strukturen und institutionellen Regelungen erfasst, die für die gesamte Prozessanalyse als gegeben angenommen werden. Diese Bedingungen sind in der *Darlegung des Anfangszustandes* soweit zu bestimmen, wie dies für die spezifische Prozessanalyse relevant ist. Die als Anfangszustand erhobenen Rahmenbedingungen sind demnach das, was in anderen terminologischen Zusammenhängen als Struktur oder als Kontext bezeichnet wird. Mit der Darlegung des Anfangszustandes sind zwei Ansprüche verbunden: (1) Alle relevanten Zustände der für den Prozess relevanten Entitäten sind erfasst (*Vollständigkeit*). (2) Von den genannten Zuständen wird behauptet, dass sie sich im Untersuchungszeitraum der Prozessanalyse nicht verändern und auch zum Endzeitpunkt noch existieren (*Konstanz*).

Die Darlegung des Anfangszustandes und die Einhaltung der Vollständigkeits- und der Konstanzbedingung sind ausschlaggebend, um *die Prozessanalyse von einer Erklärung via Strukturen* abzugrenzen. Mit der Erfüllung der

Vollständigkeits- und der Konstanzbedingung sind die Kontexte bzw. strukturellen Rahmenbedingungen des zu untersuchenden Prozesses *exogenisiert*. Das heißt, die Prozessrekonstruktion nimmt an, dass die Anfangszustände als Gesamtheit eine Rolle für den Verlauf des Prozesses spielen, den Gesamtkontext des Prozesses bilden, aber kein einzelner dieser Zustände für sich unabhängig von den Prozessverläufen die Erklärung des Endereignisses leisten kann. Im Rahmen der aufgeführten Zustände kann das Endereignis allein durch die Rekonstruktion des Prozesses erklärt werden. Das bedeutet zugleich, dass alle erklärungsrelevanten Elemente entweder in der Aufstellung des Initial State oder in der Prozessanalyse selbst aufgeführt sein müssen. Ändern sich Zustände im Verlaufe des Prozesses, so sind diese Veränderungen nicht mehr als Rahmenbedingungen oder Kontext einzuordnen, sondern *müssen* im Prozess selbst auftauchen. Zustandsänderungen können dabei – in diesem Fall liegt eine Parallele zur Event-History-Analysis vor – über die Ereignisse begriffen werden, die die Zustandsänderung anzeigen, markieren oder herbeiführen. Wenn jene Zustände, die im Initial State genannt sind, sich ändern, muss diese Zustandsveränderung über ein hinzutretendes Ereignis in der Prozessanalyse *endogenisiert* werden.

Die Bedeutung des Anfangszustandes lässt sich am leichtesten darlegen, wenn man Konstellationen der Nichteinhaltung der beiden Bedingungen als Fälle der Anfechtbarkeit einer Prozessrekonstruktion betrachtet (siehe Tabelle 2). Die Überprüfungen der Vollständigkeits- und der Konstanzbedingung können als Tests durchgeführt werden.

Der *Vollständigkeitstest* ist hilfreich, um sich über die Voraussetzungen einer Prozessanalyse klar zu werden. Unvollständig ist die Definition eines Anfangszustandes, wenn man hypothetisch eine Kausalkette konstruieren kann, bei der nicht erwähnte Eigenschaften eine zentrale Rolle in der Erklärung von Y spielen. Der Vollständigkeitstest sucht mithin nach alternativen Kausalketten – durchaus in Form von Narrationen, die noch nicht erfasste Kontexte erklärungsrelevant werden lassen. Es handelt sich mithin nicht um eine empirische Überprüfung, sondern um eine gedankenexperimentelle Konstruktion von Prozessen, die durch die bisherige Prozesserklärung nicht ausgeschlossen werden können. Liegt Unvollständigkeit vor, muss als nächster Schritt entschieden werden, ob eine Exogenisierung oder eine Endogenisierung eine angemessene Erklärung zu liefern vermögen: Genügt es, die in der Aufführung des Initial State fehlende Eigenschaft in diese Beschreibung einzufügen, war mithin der Kontext nur unvollständig aufgelistet (Exogenisierung), oder bedarf es der Erweiterung der

	Vollständigkeit gegeben	**Vollständigkeit nicht gegeben**
Konstanz gegeben	keine Anfechtung (1)	Die Möglichkeit, dass sich nicht aufgeführte Zustände auf den Prozess ausgewirkt haben, kann nicht ausgeschlossen werden (2)
Konstanz nicht gegeben	Wenn sich angebbare Zustände geändert haben, wäre zu zeigen, wie sich dies im Prozessgeschehen niederschlägt (3)	Da angenommen werden kann, dass sich Zustände nicht erörterter Entitäten geändert haben, bestehen Bedenken gegen diese Prozessrekonstruktion (4)

Tabelle 2: Einhaltung und Verfehlen der Vollständigkeits- und Konstanzbedingungen
Quelle: Eigene Darstellung

Prozessanalyse selbst um die Einfügung z.B. bisher unerwähnter Akteure (Endogenisierung)? Ein Nichtbestehen des Vollständigkeitstestes führt keineswegs zur kompletten Zurückweisung oder Falsifizierung der gelieferten Prozesserklärung, sondern erfordert vielmehr die Neubeschreibung des Anfangszustandes oder eine Neuanlage der Prozessrekonstruktion.

Beim *Konstanztest* wird geprüft, ob die für den Initial State behaupteten Zustände auch zum Zeitpunkt des Outcomes noch existieren. Es handelt sich mithin um eine empirische Kontrolle der für den Anfangszustand aufgestellten Behauptungen. Zu fragen ist also, besitzen das politische System, der kollektive Akteur Gewerkschaften etc. zum Abschluss-Zeitpunkt der Prozessuntersuchung noch die gleichen grundlegenden Eigenschaften wie zum Startzeitpunkt der Prozessuntersuchung? Ist dies nicht der Fall, sind die Ereignisse, die zur Veränderung dieser Eigenschaft geführt haben, in die Prozessanalyse einzubeziehen, also zu endogenisieren.

6.1.5 Erstellen einer Chronologie und Typisierung von Ereignissen

Das Erstellen einer Chronologie ist der entscheidende Schritt bei der Erfassung eines Prozesses. Die temporale Struktur des Prozesses bietet das Ge-

rüst für jede Erklärung. Eine Chronologie ist die temporal geordnete Erfassung von Ereignissen, die als potentiell kausal relevant für die Erklärung angesehen werden. Es ist also soweit irgend möglich aufzuklären, wer wann etwas gesagt oder getan hat, wer wann mit wem über was gesprochen und verhandelt hat, wer wann versucht hat, wen zu beeinflussen, wann welche Gremien getagt und beraten haben, wann Zwischenentscheidungen oder Verabredungen getroffen wurden, wann schließlich die Vorentscheidungen für eine kollektiv verbindliche Entscheidung gefallen sind etc.

Ereignis ist eine sehr offene, zunächst nur zeitlich definierte Kategorie. Damit eine Verbindung zur Theorie kausaler Mechanismen hergestellt werden kann, ist eine Unterscheidung nach Typen von Ereignissen erforderlich. Es lassen sich Ereignisse danach unterscheiden, ob sie *eindeutig bestimmbaren Akteuren* zugerechnet werden können oder nicht, man womöglich von ›akteurlosen‹ Ereignissen sprechen muss. Wenn einzelne Personen oder benennbare kollektive Akteure, insbesondere Organisationen, eine Forderung stellen, ein Gespräch mit anderen führen oder protestieren, ist eine Zuordnung des Ereignisses zu ihnen ohne Probleme möglich. Die Erklärung einer Ministerpräsidentin im Parlament, der Aufruf einer NGO zu einer Demonstration, die Vorlage eines Forderungspaketes durch einen Verband, das Interview mit einem Spitzenpolitiker, in dem dieser eine neue Position in einer zentralen politischen Frage vertritt, all das sind Fälle von Ereignissen, die umstandslos einem Akteur zugeordnet werden können. Trotz und aufgrund digitaler Verbreitung gelingt die zeitliche Verortung einer solchen akteurbezogenen Ereignisses nicht immer problemlos. Das lässt sich am Beispiel eines Interviews mit einer Spitzenpolitikerin durch eine Tageszeitung verdeutlichen. Vor der Printausgabe erfolgt oft eine Online-Veröffentlichung, vor dieser kann der Inhalt des Interviews aber bereits ›durchgestochen‹ und von dritter Seite z.B. in den sozialen Medien vorveröffentlicht worden sein. Je nachdem, welcher Quelle die Recherche zur Erstellung der Chronologie folgt, kann es hier zu leichten Abweichungen kommen. Der genaue Zeitpunkt des Interviews selbst ist nicht immer ermittelbar. Derartige Unklarheiten, wann zeitlich genau ein Ereignis zu verorten ist, werden meist nur in politisch zugespitzten Situationen von größerer Bedeutung sein, dann sind aber auch solche Details genau zu klären.

Bei akteurbestimmten Ereignissen lassen sich – und damit wird die Verbindung geschaffen zu den Typen elementarer kausaler Mechanismen – vier Formen unterscheiden: *Aktivitäten, Perzeptionen, Interaktionen und In-*

teraktionsresultate. Diese vier Formen sollten immer als einzelne Ereignisse erhoben werden, auch wenn sie sich zunächst als miteinander verbunden darstellen (z.B. bei einer Ereignisdarstellung in einer Pressemitteilung). Die Differenzierung erlaubt erst, die kausalen Beziehungen näher aufzuschlüsseln. Würden Perzeption und Aktivität, Aktivität und Interaktion, Interaktion und Interaktionsresultat zusammenfallen, würde die Kausalität ›verwischt‹, Ereignis folgt auf Ereignis, ohne dass klar würde, dass ein reaktives Handeln auf die Aktivität eines anderen Akteurs zunächst verlangt, dass man dessen Aktivität beobachtet, interpretiert und bewertet (= Perzeption). Aktivitäten sind jeweils einem einzelnen individuellen oder kollektiven Akteur zuzurechnen, zu einer Interaktion bedarf es mindestens zweier Akteure. Interaktionen fallen auch nicht mit dem Interaktionsresultat zusammen: Die Beteiligung einiger Akteure an einem Meeting stellt eine Interaktion dar. Das Meeting setzt Dynamiken zwischen den beteiligten Akteuren frei, die zu einem bestimmten Interaktionsresultat führen (Vertagen, Beschlussfassung, Hinzuziehen anderer etc.).

In politikwissenschaftlichen oder soziologischen Arbeiten werden Wahrnehmungen oder Aktivitäten oft einzelnen Gruppen, Klassen, Schichten, Ethnien oder auch den Wähler*innen, also einer bestimmten *sozialen Kategorie*, zugeschrieben. Handlungs- und Wahrnehmungsfähigkeit werden unterstellt, obwohl es sich keineswegs um einen individuellen Akteur handelt, aber auch nicht um einen kollektiven Akteur, eine Organisation, für die Repräsentant*innen berechtigt sind zu sprechen, weil es organisationsintern Verfahren der Entscheidungsfindung für die Organisation als Ganze gibt. Wenn aber der Satz auftaucht: »Die Wähler hat der Kandidat a für das Amt des Bundeskanzlers nicht überzeugt«, dann ist genau zu klären, welches Ereignis eigentlich vorliegt und wer hier spricht. Denn die Wähler*innen können sich nicht als Wähler*innenschaft gemeinsam äußern, sie sind kein Großsubjekt und auch keine Organisation.

Nicht immer ist ein Ereignis, das zunächst einer sozialen Kategorie zugerechnet wird, durch Identifikation dessen, der über die soziale Kategorie spricht, zu lösen. So kann es nötig sein, eine soziale Kategorie als Akteur in der Prozessrekonstruktion aufzuführen, wohl wissend, dass hier nicht ein Akteur wie eine Organisation oder eine Person gegeben ist. Wenn es irgend möglich erscheint, sollte diese Zurechnung auf soziale Kategorien jedoch vermieden werden.

Aktivitäten, die keinem Akteur (individuell, kollektiv) und auch keiner sozialen Kategorie zugesprochen werden können, werden hier als *Ereignisse oh-*

ne Akteurbezug bezeichnet. Diese Ereignisse sind natürlich nicht ›akteurlos‹, schließlich handeln z.B. bei einer Wahl sehr viele Menschen. Es gibt angesichts des gleichzeitigen Handelns vieler Menschen bei einer Wahl jedoch keine Zurechnungseinheit, will man nicht auf die Ebene der einzelnen Wahlakte jeder einzelnen Bürger*in zurückgehen. Zentral ist dann, dass solche *Ereignisse ohne Akteurbezug keine Aktivitäten entfalten und auch nicht interagieren können, sie können nur wahrgenommen und interpretiert werden*. Ereignisse ohne Akteurbezug sind typischerweise solche, die nur durch das Zusammenwirken zahlreicher Personen und deren Aktivitäten zustande kommen – Beispiele sind neben Wahlen auch Veränderungen der nationalen oder weltweiten Wirtschaftslage oder politische Stimmungsumschwünge.

6.1.6 Erklären von Prozessen mittels kausaler Mechanismen

Das Erklären eines einzelnen Falles bildet den Kern der Prozessanalyse. Dazu ist der Gesamtprozess zu dekomponieren. Er ist in einzelne Schritte zu zerlegen. Und jeder einzelne Schritt ist durch die Zuschreibung von elementaren kausalen Mechanismen zu erklären. Die Prozesselemente, also die Ereignisse, werden über eine Vielzahl von kausalen Mechanismen miteinander verbunden. Die kausalen Mechanismen, die einzelne Ereignisse miteinander verbinden, sind die *Module*, aus denen sich eine Kausalkette erstellen und damit auch eine Erklärung eines Endereignisses erzeugen lässt. Dies gelingt nur dadurch, dass mit den kausalen Mechanismen ein Element ohne *Zeit- und Raumindex* in die Prozessanalyse eingeführt wird. Kausale Mechanismen sind gerade nicht in Zeit und Raum verankert. Sie sind *allgemeine Formen der Verursachung*, die in einem raumzeitlichen Geschehen die Verbindung zwischen den Ereignissen herstellen. Dass kausale Mechanismen nicht wie die Ereignisse raumzeitlich gebunden sind, ermöglicht es erst, einen einzelnen Fall sozialwissenschaftlich zu erklären, es macht aber auch Vergleiche zwischen Fällen möglich und sinnvoll. Will man einen sorgfältig recherchierten Prozess anhand einer rekonstruierten Chronologie in die Form einer kausalen Kette bringen, bedarf es des Zugriffs auf mögliche Kettenglieder: An dieser Stelle werden die kausalen Mechanismen genutzt, um eine kausale Rekonstruktion zu erreichen. Bei jedem einzelnen Schritt kann die bisherige Sammlung elementarer kausaler Mechanismen durchsucht werden, ob ein Mechanismus bekannt ist, der die Abfolge der Ereignisse kausal zu deu-

ten vermag. Insofern nutzt jede Einzelfallrekonstruktion das gesamte sozialwissenschaftliche Wissen zu kausalen Mechanismen.

Prozesse werden entsprechend *nicht holistisch* durch die Identifikation eines den gesamten Prozess kausal deutenden Mechanismus erklärt, sondern *modular* durch die Verknüpfung der einzelnen Ereignisse über elementare kausale Mechanismen. Die Modularität des Erklärens ist entscheidend für das weitere Verständnis der Prozessanalyse. Da sich jedes zeitlich umfangreichere Geschehen aus einer Mehrzahl von Einzelereignissen ergibt, ist für jedes Ereignis eine je eigene Erklärung erforderlich. Kein Prozess verläuft auf die genau gleiche Weise wie ein anderer, folglich – so im Einklang mit einem eher geschichtswissenschaftlichen Verständnis – sieht jeder als kausale Kette rekonstruierte Prozess anders aus. Jedes Endereignis erfordert entsprechend eine eigene Erklärung. Diese je eigenen Erklärungen leben aber davon, dass *nicht zeiträumlich gebundene* Elemente, die kausalen Mechanismen, genutzt werden. Dabei ist die Zeitordnung bei allen prozessanalytischen Erklärungen einzuhalten: Wirkungen können nicht Ursachen erklären, und ein späteres Ereignis kann nicht herangezogen werden, um ein früheres verständlich zu machen. Der Grundimpuls, nicht anders als in den Arbeiten Jon Elsters, ist antifunktionalistisch: Erklärungen, die Ereignisse durch ihre Folgen erklären, verletzen die temporale Struktur des Geschehens und sind inakzeptabel. Mechanismenkonstruktionen, die dieses funktionalistische Element enthalten, verbieten sich.

6.1.7 Visualisierung

Mechanismenbasierte Erklärungen von Prozessen können in grafischer Form vorgelegt werden. Statt nur die Variablen x und y miteinander in Beziehung zu setzen, wird in der Prozessanalyse nach den Zwischenschritten gesucht (siehe Grafik 1).

Man kann sich dabei der Form von Netzwerken mit ihren Kanten und Knoten bedienen unter Einbeziehung einer Zeitdimension. Knoten bezeichnen dann Ereignisse zu einem bestimmten Zeitpunkt. Die Kanten (hier als Pfeile dargestellt) verweisen auf kausale Beziehungen, die zunächst nur unterstellt sind. Die Prozessanalyse richtet sich auf den Nachweis kausaler Beziehungen zwischen den Ereignissen mittels Zurechnung von kausalen Mechanismen (siehe Grafik 2).



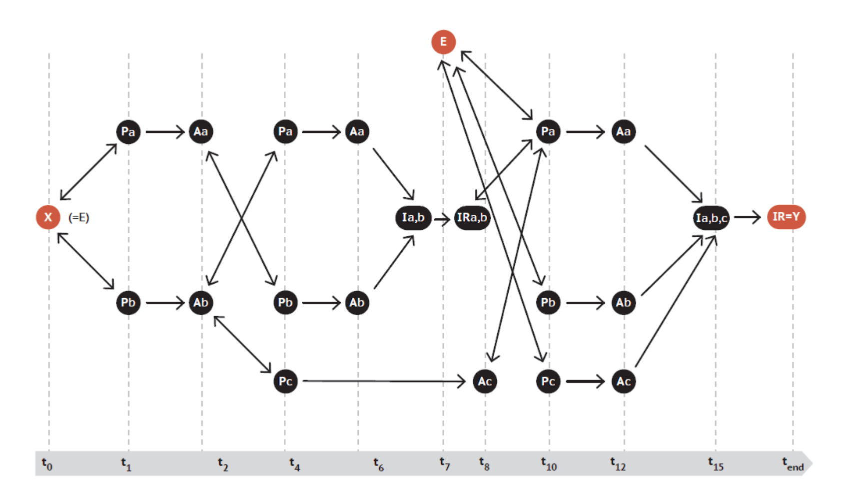
Grafik 1: Grundschema der Prozessanalyse



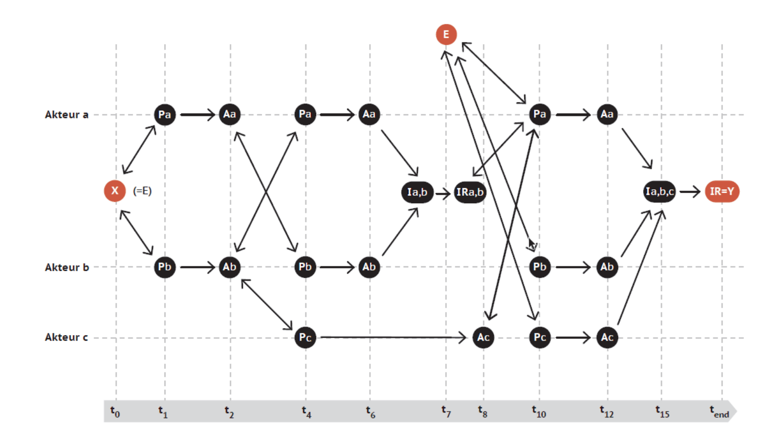
Grafik 2: Erklärungsbedarf in einer Prozessanalyse

Auf der Basis dieses grafischen Grundschemas lässt sich eine mechanismenbasierte Erklärung für einen einzelnen Fall in Form eines Pfeildiagramms entwickeln (siehe Grafik 3). Die als erklärungsrelevant angesehene Kausalkette ist dabei in der Regel ein Ausschnitt aus der gesamten Chronologie, versehen mit der Zuordnung der jeweils wirksamen elementaren kausalen Mechanismen.

Bei einer begrenzen Zahl an Akteuren kann eine *Partiturlösung* eine bessere Lesbarkeit der Grafik erreichen, indem für jeden Akteur bzw. Akteurtyp eine Zeile vorgesehen wird. Man kann dann durch Blick auf einzelnen Zeilen sofort erkennen, ob ein Akteur mehrfach interveniert hat oder nur in einer bestimmten Phase des Entscheidungsprozesses aktiv war (siehe Grafik 4).



Grafik 3: Schema einer mechanismenbasierten Erklärung



Grafik 4: Partiturdarstellung

6.2 Themenwahl bei einer Einzelfallstudie

Die Themenwahl tritt bei der Durchführung einer auf die Einzelanalyse ausgerichteten Prozessrekonstruktion an die Stelle der Fallauswahl (»case selection«). Das ist eine deutliche Abweichung vom üblichen methodischen Vorgehen, denn auch bei vergleichenden qualitativen Studien wird die Wahl des Untersuchungsgegenstandes unter dem Begriff der Fallauswahl verhandelt.

Das gilt ebenso für die meisten Beiträge zum Process Tracing. Weiterhin wird angenommen, dass aus einer Population von Fällen ein oder mehrere Fälle so ausgewählt werden, dass die Chance besteht, die Ergebnisse könnten für die gesamte Population von Bedeutung sein oder generalisiert werden. Der die quantitative Forschungstradition bestimmende Generalisierungsgedanke lenkt auch das Nachdenken über geeignete Fälle in der Prozessanalyse (Beach and Pedersen 2019: 89–145). Entsprechend ist zunächst eine Gesamtheit, eine Population von Fällen zu bestimmen, aus der dann einzelne oder mehrere Fälle nach bestimmten Kriterien ausgewählt werden. Auch eine Einzelfallstudie muss sich in diesem begrifflichen Kontext rechtfertigen lassen als Beitrag zu einem auf Generalisierung zielenden wissenschaftlichen Unternehmen. Entsprechend werden hier Überlegungen zur Entwicklung von Kriterien zur Themenauswahl vorgetragen, die nicht auf Generalisierung gerichtet, sondern vom Interesse an der Erklärung eines einzelnen Falles getragen sind. Insgesamt sind bei der Themenwahl einer Prozessanalyse zu klären: Die möglichst genaue Bestimmung des zu erklärenden Ereignisses und des Untersuchungszeitraums sowie die Erklärungsbedürftigkeit dieses Ereignisses sowie die Durchführbarkeit der Prozessanalyse. Die folgende Darstellung orientiert sich an den Entwicklungsstufen, die für Forscher*innen von einer ersten intuitiven Vorentscheidung für ein untersuchungswertes Ereignis (6.2.1) über die Reflexion der eigenen Motivlagen und die Bestimmung wissenschaftlicher und politischer Relevanz (6.2.2) zu Überlegungen verlaufen, wie erklärungsbedürftig und wie erklärungswert das gewählte Ereignis ist (6.2.3), bevor schließlich die Machbarkeit der Studie angesichts der verfügbaren Ressourcen zu prüfen ist (6.2.4).

6.2.1 Vorüberlegungen

In der üblichen variablenbasierten Ausdrucksweise ist die Prozessanalyse Y-zentriert (zur Terminologie X- und Y-zentriert: Ganghof 2005; Gschwend und Schimmelfennig 2007: 21–24). Wenn X für die Ursache steht und Y für die Wirkung, muss eine Prozessanalyse mit der Wirkung als dem Explanandum beginnen und den Prozess rekonstruieren, der zu ihr geführt hat, also rückwärts zu einem X führen (so auch Tulia Falletis Konzept der »intensive processes«; Falleti 2016). In der Terminologie der Prozessrekonstruktion bedeutet dies, von einem Ereignis auszugehen und dessen Entstehung bis zu einem Ausgangszustand zurück zu vollziehen. Folglich ist der erste Schritt

die Bestimmung des Y: Am Beginn steht die Wahl eines Ereignisses, das untersucht und erklärt werden soll. Zunächst ist die Vorentscheidung für ein Y frei nach Interesse des Forschenden und auch nach Überlegungen zur Aktualität des Themas zu treffen. Entscheidend ist, dass es sich um ein zeitlich und räumlich klar identifizierbares Ereignis handelt. Es gibt kein aus sich heraus auf Erklärung drängendes und als Untersuchungsobjekt stabiles Ereignis (Abbott 2019: 99). Ereignisse sind oft in sich komplexe Geschehnisse, so dass es erforderlich sein kann, »subevents« als Untersuchungsgegenstand auszusuchen statt des ursprünglich benannten »events« (Roberts 1996: 107). Wenn kein Ereignis im oben angeführten Sinne eines raumzeitlich klar bestimmten Geschehens analysiert werden soll, sondern eher Zustände, die sich in der Zeit länger erstrecken und auch räumlich nicht klar verortet sind, so z.B. die »Legitimationskrise der Demokratien«, das »Aufkommen des Rechtspopulismus« oder »die polarisierte politische Stimmung in Deutschland«, so ist zu prüfen, ob es sich überhaupt um einen Einzelfall handeln kann oder ob die Zustandsdefinition nicht bereits so gewählt ist, dass es sich zwingend um mehrere Fälle handelt. Ist Letzteres gegeben, kommt die Thematik für eine Prozessanalyse als Einzelfallstudie nicht in Betracht. Zwar muss es bei den beispielhaft genannten Entwicklungen nicht an räumlichen oder zeitlichen Markern fehlen: So kann die Legitimationskrise der Demokratie auf die Vereinigten Staaten auf bestimmte Jahre eingeschränkt oder die polarisierte Stimmung in Deutschland auf die Phase nach der Migrationsbewegung und Grenzöffnung im September 2015 begrenzt werden. Aber diese zeiträumlichen Eingrenzungen sind nicht zu vergleichen mit einer raumzeitlichen Bestimmung z.B. eines Gesetzesbeschlusses, der auf den Tag genau datiert werden kann – in der Entscheidung im Deutschen Bundestag oder der Veröffentlichung des Gesetzes im Bundesgesetzblatt. Wenn ein derartig raumzeitlich exakt bestimmtes Ereignis fehlt, können die Anwendungsbedingungen für die Möglichkeit einer Prozessrekonstruktion fehlen.

Bevor die Prozessanalyse zum Einsatz kommen kann, müssen abstraktere Beschreibungen wie »Legitimationskrise« zerlegt und detailliert werden, bis man auf die Ebene von Einzelvorgängen gelangt, die raumzeitlich exakt zu bestimmen sind, wie z.B. den Sturm auf das Washingtoner Kapitol am 6.1.2021. Beim Beispielsfall einer Studie zum Aufkommen des Rechtspopulismus in den Niederlanden ist das alltagssprachliche Wort des »Aufkommens« so zu definieren, dass daraus zeitliche Bestimmungen hergeleitet werden können. Wenn Aufkommen heißt, dass mehr als 5 % der

Wähler*innen eine als rechtspopulistisch zu kategorisierende Partei bei einer nationalen Wahl wählen, dann kann ein genauer Zeitpunkt bestimmt werden. Zu untersuchen ist entsprechend die Zeit vor diesem Ereignis, wobei die Analyse von Wahlstimmenentwicklungen allein aufgrund der Vielzahl der Akteure (Millionen von Wähler*innen) nicht zum genuinen Anwendungsfeld der Prozessanalyse gehört. Es sind eher die Vorgänge in und zwischen den niederländischen Parteien, die als Entstehungsprozess für den Wahlerfolg einer rechtspopulistischen Partei prozessanalytisch erfasst werden können. Ein weiterer Anstieg der Wahlunterstützung ist bei einer derartigen Bestimmung des Begriffs »Aufkommen« nicht mehr Teil der Untersuchung, vielmehr ein anderer Fall, der eigens wieder zeiträumlich bestimmt werden muss.

6.2.2 Motivreflexion, politische und wissenschaftliche Relevanz

Der zweite Schritt zur Themenwahl verbleibt noch ganz bei diesem subjektiv ausgewählten, aber zeiträumlich genau bestimmten Explanandum. Nach dem ersten eher intuitiven Schritt gilt es zu reflektieren, warum gerade dieses Ereignis gewählt wurde. Während im ersten Schritt nur das eigene Interesse des Forschenden relevant war, kommt es nun darauf an, diese Vorentscheidung *reflexiv einzuholen*. Dies geschieht in drei Unterschritten, der Motivreflexion, der Untersuchung der politischen und der wissenschaftlichen Relevanz des Untersuchungsgegenstandes und dem Abgleich von Motivlage und Relevanz.

Erstens *Motivreflexion*: Die Forscher*innen müssen sich vergegenwärtigen, was ihre Motive waren und sind, genau dieses Ereignis zu untersuchen. Verbindet sie etwas Persönliches oder eigenes Erleben mit dem Ereignis? Liegt es lange zurück, so dass sie es aus eigener Anschauung gar nicht kennen und einfach nur mehr erfahren wollen? Handelt es sich um ein Land, einen Ort, einen Raum, der ihnen vertraut ist oder nicht? Waren pragmatische Überlegungen (zu diesem Thema schon gearbeitet, Machbarkeit, Aktualität) ausschlaggebend für die Vorentscheidung? Oder leitete eher politisches Interesse die Auswahl des Ereignisses? Es ist erforderlich, sich möglichst genau und auch selbstkritisch Rechenschaft über die vielleicht recht komplexe Motivlage zu geben, die die Vorentscheidung bestimmt haben mag.

Zweitens *Relevanz*: Es ist zwischen politischer und wissenschaftlicher Relevanz bzw. zwischen gesellschaftlicher und theoretischer Relevanz (dazu: Lehnert, Miller und Wonka 2007) zu unterscheiden. Für beide Relevanzprüfungen ist der Horizont der Motivlagen und persönlichen Überlegungen der Forschenden zu überschreiten. Die Prüfung der politischen Relevanz verlangt, gedankenexperimentell die Position einer politisch interessierten Bürger*in einzunehmen. Kann aus einer solchen fiktiven Perspektive das gewählte Ereignis als politisch relevant im Sinne öffentlicher politischer Aufmerksamkeit (nicht: ›objektiver‹ Bedeutsamkeit) gewertet werden? Diese *politische Relevanzprüfung* mag auf den ersten Blick ebenfalls höchst subjektiv und unsicher erscheinen. Jdeoch durch Gegenüberstellung mehrerer Ereignisse kann eine gewisse Grundlage gewonnen werden: So ist die Entscheidung der Bundesregierung 2011, aus der Atomkraft auszusteigen, ein für die Bundesrepublik Deutschland politisch relevantes Ereignis, weltweit betrachtet ist dies schon fraglicher. Aber dieses Ereignis hat einen höheren Relevanzgrad als z.B. ein Baulandmobilisierungsgesetz. Diese gedankenexperimentellen Betrachtungen lassen sich ansatzweise objektivieren, indem die politisch-mediale Aufmerksamkeit untersucht wird. Auf der Basis von Mediendatenbanken wie factiva oder LexisNexis kann mit geeigneten Suchbegriffen und -strategien geprüft werden, welche Aufmerksamkeit ein Ereignis zum Zeitpunkt des Geschehens, aber auch später in dem in der Datenbank erfassten Teilbereich der politischen Öffentlichkeit erreicht hat. Eine derartige *Medienrelevanzrecherche* ist sicher nur ein unterstützendes Hilfsmittel, weil relevante Teile der Öffentlichkeit wie soziale Medien, Fernsehen und Rundfunk in diesen Datenbanken nicht erfasst sind. Aber sie ist geeignet, die notwendig großen Unsicherheiten der gedankenexperimentellen Prüfung auszugleichen. Eine große politische Relevanz kann für sich allein bereits die Anfertigung einer Prozessanalyse zur Erklärung des Ereignisses rechtfertigen. Ereignisse mit niedrigem politischen Relevanzgrad können allerdings auch untersuchungswürdig sein, nur verschieben sich die Gründe für die Wahl dieses Untersuchungsgegenstandes noch stärker auf die wissenschaftliche Relevanz des Themas.

Die Analyse der *bisherigen wissenschaftlichen Relevanz* für ein Ereignis bedarf der Literaturrecherche als eines ersten Schrittes in Richtung Forschungsstandsanalyse. In diesem ersten Schritt geht es darum zu klären, ob das ausgewählte Ereignis in der sozialwissenschaftlichen Literatur überhaupt nähere Erwähnung gefunden hat oder ob es bereits Untersuchungen dazu gibt. Von *sehr großer wissenschaftlicher Relevanz* ist dann zu sprechen,

wenn das Ereignis in der Literatur häufig aufgegriffen wurde, aber unterschiedliche Deutungen und Einordnungen dieses Ereignisses vorhanden sind. Von *niedriger* wissenschaftlicher Relevanz war ein Ereignis dagegen, wenn es in der einschlägigen Forschungsliteratur kaum oder gar nicht genannt wird. Wissenschaftliche Relevanz ist jedoch keineswegs gleichzusetzen mit dem *potentiellen Ertrag der Untersuchung eines Ereignisses für die weitere wissenschaftliche Forschung*.

Drittens sollte ein *Abgleich von Motivlage und Relevanz* erfolgen. Die Reflexion auf die eigene Motivlage ist mit den Überlegungen zur politischen und wissenschaftlichen Relevanz des Untersuchungsgegenstandes zu konfrontieren. Wenn dieser weder politische noch wissenschaftliche, aber hohe persönliche Relevanz besitzt, ist zu prüfen, warum dem Ereignis eine solche subjektive Bedeutung beigemessen wird. Kann man behaupten, dass es sich um ein ›zu Unrecht‹ vernachlässigtes Ereignis handelt? Wenn das Thema dagegen hohe wissenschaftlich und/oder politische Relevanz besitzt, es aber nur aus pragmatischen Motiven ohne tieferes persönliches Interesse gewählt wurde, dann ist zu fragen, ob eine geringe persönliche Beteiligung an dem zu untersuchenden Ereignis genügt, um sich wissenschaftlich intensiv mit ihm zu beschäftigen.

6.2.3 Erklärungsbedürftigkeit und Erklärungswert

Mit diesen Überlegungen und Prüfschritten ist nur ein Erklärungsinteresse spezifiziert. Wenn Motivlage sowie wissenschaftliche und politische Relevanz das vorausgewählte Ereignis als Endpunkt der Prozessuntersuchung stützen, ist anschließend zu klären, ob dieses Ereignis erklärungsrelevant oder erklärungsbedürftig ist. Zwar ist diese Frage »Was waren die Ursachen dieses Ereignisses?« legitim, aber sie ist in aller Regel zu offen, um die empirische Analyse hinreichend anleiten zu können. Ist das gewählte Ereignis *erklärungsbedürftig* oder *erklärungswert*? Diese beiden Begriffe sind keine Standardvokabeln methodologischer Literatur. Doch implizit spielt zumindest die Erklärungsbedürftigkeit eine große Rolle, meist mit dem Hinweis auf eine »Forschungslücke«, die zu füllen, oder auf ein »Puzzle«, das zu lösen sei. Der Begriff »Forschungslücke« verweist auf ein nicht erforschtes Themengebiet, das aber von bereits erforschten Themengebieten umgeben ist. Es gibt auch das Bild des »Randes« oder der »Kante«, um zu signalisieren, dass es bereits viel Erforschtes gibt und weiterer Forschungsbedarf nicht inmitten

des bereits Erforschten (wie die Metaphorik der »Lücke« nahelegt) zu finden ist. Welcher Metapher man auch immer zuneigt, es handelt sich um etwas Nichterforschtes, das allein deshalb bereits als erklärungsbedürftig angesehen wird. Was nicht erforscht und erklärt ist, kann daher als Gegenstand weiterer Forschung angesehen werden. Da viele einzelne Prozesse, z.B. politische Entscheidungsprozesse, nicht detaillierter untersucht worden sind und jeden Tag neue Entscheidungen mit vorausliegenden Entscheidungsprozessen hinzukommen, ist für einen in dieser Weise definierten Erklärungsbedarf *sehr viel Raum* vorhanden. Keine Erklärungsbedürftigkeit liegt nur vor, wenn über ein Geschehen ausführlich mit übereinstimmenden Resultaten geforscht wurde. Das Vorhandensein einer Forschungslücke ist jedoch ein recht schwaches, wenig selektives Kriterium.

Ein darüberhinausgehender Schritt sollte darin bestehen, das Ereignis genauer in seinen verschiedenen Dimensionen zu beschreiben. Das lässt sich an einer Wahl zeigen: Als bloßes zeitliches Ereignis ist das Wahlergebnis in der Bundesrepublik Deutschland an einem bestimmten Tag für Erklärungszwecke und die Prozessanalyse noch viel zu *unterspezifiziert*. Ein Wahlergebnis besteht aus einer Fülle von einzelnen Daten, von der Wahlbeteiligung bis zum Stimmverhalten auf Wahllokalebene. Interessiert die Wahlbeteiligung, das Wahlergebnis für eine bestimmte Partei, die Veränderung gegenüber der letzten Wahl, der Verlust der Hochburgen für eine Partei, der Parlamentseinzug einer bisher dort nicht vertretenen Partei? Ähnliches gilt für Entscheidungsprozessanalysen, die sich eines spezifischen Gesetzes annehmen. Ein Gesetz kann aus einer Fülle von Regelungen bestehen. Bei Artikelgesetzen werden in einem Gesetz gleich mehrere Gesetze geändert. Soll dies in all seinen Verwicklungen und Einzelheiten erklärt werden? Es muss daher festgelegt werden, welche *Aspekte eines Ereignisses* vor dem Hintergrund von Motivlage und Relevanz überhaupt für den Erklärungsversuch ausgewählt werden sollen.

Daher ist ein härteres Kriterium heranzuziehen, der wissenschaftliche Erklärungs*wert*. Er kann wie folgt definiert werden: Der *Erklärungswert* der Untersuchung eines Prozesses liegt in dem *Beitrag der möglichen Ergebnisse dieser Untersuchung zu einer wissenschaftlichen Kontroverse*. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Erklärungswert bei bereits untersuchten Prozessen und bei Vorliegen einer Forschungslücke. Liegen bereits Forschungen zu einem Thema vor, kann ein Erklärungswert darin bestehen, eine Kontroverse zu befördern, auszulösen oder einer Lösung zuzuführen, die sich auf das untersuchte Ereignis bezieht. Wenn in der Literatur z.B. die Erklärung

des Atomausstiegs in Deutschland 2011 umstritten ist, liegt in einer neuen Analyse des Entscheidungsprozesses zumindest prinzipiell die Chance, eine Klärung herbeizuführen (u.a. Haunss, Dietz und Nullmeier 2013). Diese ist aber nur dann zu erwarten, wenn eine neue Studie auf neuen Daten und Materialien beruht, zusätzliche Erhebungsmethoden einsetzt oder Fehler oder Unklarheiten in den bestehenden Studien nachweisen kann, die durch eine Re-Analyse des vorhandenen Materials im Sinne einer *Replikationsstudie* überwunden werden können. In jüngster Zeit ist der Wert der Replikation auch für qualitative sozialwissenschaftliche Studien näher diskutiert worden (Freese and Peterson 2017; Reiter 2020; Fairfield and Charman 2020; Gerring, Mahoney and Elman 2020). Eine Möglichkeit, die Anzahl von Replikationsstudien zu erhöhen, wird in der entsprechenden Vergabe von Qualifizierungsarbeiten gesehen (Reiter 2020: 299; Gerring, Mahoney and Elman 2020: 476). Die Replikation hat die Aufgabe, die vielen einzelnen Zuschreibungen von kausalen Bezügen aufgrund eines umfangreichen Datenmaterials zu überprüfen und Befunde daraufhin zu hinterfragen, ob nicht einzelne Evidenzen überinterpretiert wurden. Es lassen sich vier unterschiedliche Formen der Replikation unterscheiden, von der genauen Nachbildung des Forschungsvorganges (»same date/same-procedures«) über »same-data/different-procedures« und »new-data/same-procedures« zu einem relativ freien Verfolgen desselben Forschungsziels in einem »new-data/different-procedure«-Design (Freese and Petersen 2017; Fairfield and Charman 2020).

Zu klären ist auch, ob die Ergebnisse der Untersuchung dieses spezifischen Falles etwas zu grundlegenden *Kontroversen* in der Politikwisenschaft oder darüber hinaus in den Sozialwissenschaften allgemein beitragen können. Um das zu prüfen, sind *Szenarien* zu entwickeln, bei welchen Ergebnissen der Untersuchung welche Theoreme oder Theorien in Frage gestellt oder unterstützt würden. Wenn man aufgrund einer bestimmten Theorie oder dem politikwissenschaftlichen Wissen zu einem Themenfeld annehmen kann, dass es ›eigentlich‹, ›in der Regel‹, ›nach allem, was wir wissen‹ nicht zu einem bestimmten Ereignis hätte kommen dürfen, liegt ein besonders erklärenswerter Untersuchungsfall vor. Der Erklärungswert ergibt sich vor dem Hintergrund der bisherigen wissenschaftlichen Befunde, der als geltend angesehenen Theorien und des empirischen Wissens über ›ähnliche‹ Fälle. Wenn auf den ersten Blick übliche Erwartungen nicht erfüllt werden, steigt der Erklärungswert einer Untersuchung (George and Bennett 2004: 74–76). Entspricht ein Ereignis den Erwartungen, wird es nicht für

besonders erklärenswert gehalten. Es erscheint, ohne genau nachrecherchieren zu müssen, als bereits erklärt, als Wiederkehr eines Bekannten, es erscheint trivial, dass genau das eintritt, was nach unserem bisherigen Wissen immer eintritt. Oft liegt jedoch keine dominante Erwartung vor, die sich aus einer ganz überwiegend anerkannten Theorie speist oder einer als paradigmatisch angesehenen Studie. Stehen mehrere Theorien und daraus hergeleitete Erwartungen gegeneinander und ist es möglich, aus diesen Theorien sich widersprechende oder teilweise widersprechende Erwartungen für die Deutung eines spezifischen Ereignisses abzuleiten, dann können die Resultate einer Einzelfallstudie als Instanzen der Unterstützung der einen oder anderen Theorie gewertet werden. *Von Theorietest oder Theorieüberprüfung sollte aber dennoch keine Rede sein*, weil allein ein Fall untersucht wird. Nur in der sehr speziellen Situation, dass es einen »crucial case« gibt (Eckstein 1975), genau einen Fall, der durch die konkurrierenden Theorien so bestimmt ist, dass die Nichtanwendbarkeit einer Theorie unter diesen Bedingungen die gesamte Theorie erschüttern würde, kann von einem Theorietest oder einer Widerlegung einer Theorie durch eine Einzelfallstudie gesprochen werden. Einer derartigen Studie ist allerdings höchster Erklärungswert zuzusprechen.

6.2.4 Machbarkeit

Eine letzte Überlegung betrifft die Machbarkeit, die Praktikabilität oder Durchführbarkeit einer bestimmten Prozessanalyse. Machbarkeit ergibt sich dann, wenn die *Untersuchbarkeit* (Zugang, Datenverfügbarkeit) und die zur Verfügung stehenden *Ressourcen* zur Forschung mit der *Konzeption* der Studie harmonieren: Eine Prozessanalyse ist nur machbar, wenn für den gesamten Zeitraum Daten auf ungefähr dem gleichen Niveau vorhanden und zugänglich sind und einzelne Forschende oder ein Forschungsteam in gleicher Intensität die gesamte Periode untersuchen kann. Die Anforderungen an eine Studie über einen langen Zeitraum sind daher deutlich höher als an eine Studie über einen kurzen Zeitraum. Entsprechend muss die Konzeption der Studie angepasst werden. Das *Vorhandensein* und der *Zugang* zu Materialien, die auf Spuren der kausalen Verkettung verweisen, ist zentral für die Güte und auch Beherrschbarkeit eines prozessanalytischen Vorhabens. Fehlender *Zugang* bezeichnet die Situation, dass das Vorhandensein von Dokumenten und anderen Daten bekannt ist, diese aber gesperrt

oder aus anderen rechtlichen oder faktischen Gründen nicht eingesehen werden können. In anderen Fällen ist bereits das *Vorhandensein* von Daten ein Problem. Dabei behindern sowohl Datenüberfülle als auch Datenlücken bzw. Datenmangel eine Prozessanalyse. Wenn es zu einem Vorgang kaum schriftliches Material gibt und keine Vorläuferstudien existieren, rückt die *Eigenerhebung* von Daten in den Vordergrund. Entsprechend müssen mehr Forschungsressourcen vorhanden sein, um den zusätzlichen Aufwand bewältigen zu können. Wenn dagegen eine *Überfülle* an Material existiert, sind bei begrenzten Ressourcen klare Selektionsentscheidungen zu treffen, welche Materialbestände gesichtet werden und welche nicht. Ohne genauere Kenntnis dieser Datenbestände bleibt das eine riskante Entscheidung. Gefordert ist daher eine zumindest stichprobenartige Sichtung aller Datenbestände, um dann eine Selektion begründet vornehmen zu können. Die verfügbaren Ressourcen an Personal, Zeit, Finanzmitteln unterscheiden sich deutlich zwischen Qualifikationsarbeiten (z.B. auf Masterniveau) und Forschungsarbeiten in der Promotionsphase oder universitär oder von Forschungsfördereinrichtungen (z.B. Deutsche Forschungsgemeinschaft) geförderten Projekten. Für eine Masterarbeit z.B. stehen, Vorarbeiten eingeschlossen, meist höchstens sechs Monate zur Verfügung und eine Person, die sich in diesem Zeitraum möglichst nur diesem Thema widmen kann. Es fehlen meist Mittel, um Interview- oder Archivreisen zu unternehmen. Zugang zu universitären Ressourcen sind im Bereich des Bibliothekswesens und eventuell bei der Nutzung spezieller Softwarelizenzen gegeben. Diese geringen verfügbaren Ressourcen bedingen, dass nur kürzere Zeiträume bei reduzierter eigener Datenerhebung prozessanalytisch sinnvoll untersucht werden können. Die Konzeption der Studie ist dieser geringen Ressourcenverfügbarkeit entsprechend anzupassen.

Für Prozessanalysen mit recht langem Zeitraum oder parallele Einzelfallstudien würden erst bei drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten hinreichende Ausgangsbedingungen geschaffen. Hier ist eher zu befürchten, dass eine Finanzierung einer dreijährigen Einzelfallstudie an der dominanten Vorstellung scheitern wird, dass etwas Generalisierbares und nicht nur eine Einzelfallstudie zu liefern sei. Die Anforderungen an ein prozessanalytisches Projekt können daher seitens der finanzierenden Instanz (und den begutachtenden Wissenschaftler*innen) so erhöht werden, dass mindestens drei oder vier parallele Einzelfallstudien unternommen werden müssen. Nicht allein, aber doch vorrangig bestimmt die Länge des Zeitraums, der prozessanalytisch untersucht werden soll, das Ausmaß der

Anforderungen. Es ist prima facie nicht zulässig, einige Zeitabschnitte weniger intensiv zu untersuchen, sich auf einzelne Episoden zu konzentrieren oder einige Akteure und deren Aktivitäten nur deshalb zu betonen oder eher weniger zu beachten, weil die zeitlichen Ressourcen für eine gleichmäßige Behandlung nicht ausreichen. Wenn die Ressourcen und die Untersuchbarkeit gering sein sollten, muss die Konzeption geändert werden, um die Anforderungen an die Zeit-, Finanz- und Personalressourcen zu senken. Das kann insbesondere durch eine Veränderung des Anfangszeitpunktes oder die Begrenzung der Erklärungsabsicht auf einen Teilaspekt des Ereignisses im Endzeitpunkt der Analyse geschehen.

Bisher erscheint es so, dass die Prozessanalyse sich eher für kleinmaßstäbliche Untersuchungsformate eignet. Ist eine Anlage von Prozessanalysen denkbar, die es erlaubt, ein größeres und kooperatives Forschungsprojekt zu beantragen? Kann Prozessanalyse im ›Großmaßstab‹ betrieben werden? Diese Möglichkeit besteht, aber sie hat Konsequenzen für die Anlage der Prozessanalysen selbst. Man kann Forschungsprojekte starten, die auf der Basis einer *Datenbank mit Prozessanalysen zu einem bestimmten Entscheidungstyp*, z.B. Gesetzgebungsprozesse für ein Land in einer bestimmten Legislaturperiode oder Analysen zur Entwicklung politischer Macht in diesem Land, vornehmen. Wenn man interessiert ist an den Akteurkonstellationen und Mechanismen, die in der Gesetzgebung eines Landes wirksam sind, kann eine Politikfelder übergreifende Datenbank sehr aussagekräftige Resultate erbringen. Die Anzahl der zu bearbeitenden Fälle ist allein durch die Forschungspraktikabilität und die verfügbaren Ressourcen vorgegeben. Für bestimmte Arten von Ereignissen sind sogar Vollerhebungen mit anschließendem Sequenzenvergleich bei hinreichender Forschungsinfrastruktur denkbar. Die Voraussetzung für diese Zusammenstellung von parallelen Einzelfallstudien zu Gesetzgebungsprozessen in einer Datenbank ist allerdings, dass die *Prozessanalysen standardisiert* werden müssen, dass jeder Gesetzgebungsprozess auf dieselbe Art und Weise und unter Hinzuziehung derselben Datenquellen analysiert wird. Für jeden der im Folgenden aufgeführten Arbeitsschritte einer Prozessanalyse sind Standards einzuführen, die die Vergleichbarkeit und die gleichmäßige Qualität der Prozessanalysen über eine Fülle von Fällen sichern. Dies ist eine für qualitative Forschung sicherlich ungewöhnliche Herausforderung, kann diese Forschungsausrichtung aber auch auf ein neues Niveau heben und größere Konkurrenzfähigkeit sichern – werden damit doch Aussagen mit höherem Generalisierbarkeitsgrad möglich.

6.3 Arbeitsschritte einer Prozessanalyse

Wenn Thema, Zeitraum, Relevanz und Erklärungswert sowie Machbarkeit der Prozessanalyse geklärt sind, kann die Untersuchung in strukturierter Form beginnen. Auf der Basis einer detaillierten Chronologie (6.3.1) lässt sich in einem »Narrationstest« aus mehreren Erzählvarianten eine erste Erzählung des Gesamtprozesses konstruieren (6.3.2), die als Grundvorlage der späteren Erklärung dienen kann, aber immer offen für Revisionen bleibt. Das Ergebnis dieses Narrationstests ist die Konstruktion einer *Erzählung*, die im nächsten Schritt daraufhin überprüft werden muss, ob sie auch wirklich eine kausale Kette ist. Dies erfolgt durch die Überprüfung der Zurechnung von elementaren Mechanismen im Rahmen der jeweiligen Erzählung (6.3.3). Dabei ist mit Handlungs- und Interaktionsmechanismen zu beginnen, bevor auch die Perzeptionsmechanismen identifiziert werden. Stimmen am Ende dieser Zurechnungsarbeit Erzählung und Mechanismenidentifikation nicht überein, sind neue Versuche zur Rekonstruktion der Ereignisse in einer Erzählung zu unternehmen. Ob sich schließlich eine durchgehend kausal interpretierbare Erzählung ohne Bruchstellen, Lücken und fehlende Übergänge konstruieren lässt, ist am Ende der Arbeit an der Zurechnung elementarer Mechanismen zu prüfen. Die Arbeit der Zurechnung elementarer Mechanismen zu allen Einzelschritten eines Prozesses kann sich als sehr aufwändig erweisen. Bei einem begrenzten oder durch eine spezifische Fragestellung zugespitzten Erklärungsinteresse kann eine Partialanalyse eingesetzt werden, die sich auf bestimmte Phasen des Prozessgeschehens bzw. bestimmte Akteure konzentriert und damit den Arbeitsaufwand deutlich verringern kann (6.3.4).

Vergleiche zwischen Einzelstudien bedürfen vor allem der Typisierung der einzelnen Ereignisse. Um raumzeitlich gebundene und höchst spezifische Geschehnisse miteinander vergleichen zu können, bedarf es der Einordnung von Akteuren in Akteurtypen und Akteurkonstellationen, der Aktivitäten und Interaktionen in Aktivitäts- und Interaktionstypen, schließlich der Ordnung von Interaktionsergebnissen in Ergebnistypen und der Wahrnehmungen in Wahrnehmungstypen (6.3.5). Damit ist die Basis für eine vergleichende Analyse von prozessanalytischen Einzelstudien gelegt. Hauptaufgabe des Vergleichs ist die Identifikation von gleichen oder ähnlichen Sequenzen in verschiedenen Einzelprozessen. Diese Sequenzen (erfasst auf der Basis der Typisierungen) lassen sich als komplexe kausale Mechanismen verstehen (6.3.6).

Der Unterschied zwischen elementaren und komplexen kausalen Mechanismen besteht nicht nur in der Skalierung (kleinteilig auf eine Ereignisverkettung bezogen versus mehrere Prozessschritte umfassend), sondern zudem darin, dass Sequenzen auch den jeweiligen Akteurtyp, den Typ der Aktivität, Interaktion, des Interaktionsergebnisses und der Wahrnehmung umfassen, mithin von Beginn an viel spezifischer definiert sind. Mit der Identifikation komplexer kausaler Mechanismen endet die vergleichende Prozessanalyse jedoch nicht, sie kann zusätzlich noch die Auslösebedingungen als Trigger des Auftretens bestimmter komplexer Mechanismen identifizieren und damit die Reichweite solcher Mechanismen zu bestimmen suchen (6.3.7).

Diese Darlegung der Arbeitsschritte bei Prozessanalysen bekommt in dem Maße zusätzliche Bedeutung, indem die Produktion wissenschaftlichen Wissens einer stärkeren Kontrolle unterstellt wird. Aufgrund etlicher Skandale in den Natur- und Lebenswissenschaften haben sich Standards wie Transparenz, Replizierbarkeit und Vorkontrolle etabliert, die auch für eine qualitativ vorgehende Sozialwissenschaft als tragfähig und förderlich angesehen werden (Elman, Gerring and Mahoney 2020). Eine praktische Konsequenz daraus ist die Befürwortung des Instruments der »preregistration«, der Vorregistrierung, das sich bisher nur in der experimentellen Forschung etabliert hatte: Noch bevor eine Untersuchung gestartet wird, sind die Forschenden aufgefordert, den Forschungsplan möglichst detailliert in einem »pre-analysis plan« darzulegen und bei einer entsprechenden Einrichtung zu hinterlegen. Diese Voranzeige soll keineswegs später erforderliche oder auch nur sinnvoll erscheinende Änderungen des Forschungsvorgehens verhindern, sondern nur sichern, dass Ergebnisse nicht auf intransparente Weise erzeugt werden oder Forschungsziele, z.B. Theorietest oder explorative Studie, miteinander vertauscht werden (Jacobs 2020: 238–240). Ob nun mit Vorregistrierung oder nicht: Die qualitative Forschung mit den Mitteln der Prozessanalyse wird ihr Vorgehen in Zukunft transparenter und klarer darstellen müssen – ohne in einen anderen methodologischen Rahmen überführt zu werden. Der Aufforderung zu Transparenz und Explikation ist auch in der qualitativen Politikforschung zu entsprechen.

6.3.1 Erstellen der Chronologie

Eine *Chronologie* im Rahmen der Prozessanalyse sollte bereits die *Klassifikation der Ereignisse umfassen*. Bei jedem Ereignis sollte geklärt werden, ob es sich um eine Aktivität, eine Perzeption, eine Interaktion oder ein Interaktionsresultat handelt oder ob ein Ereignis ohne Akteurbezug vorliegt. Die Chronologie stellt eine Form systematischer Datenzusammenstellung mit Klassifizierung der einzelnen Ereignisdaten dar. Überlegungen zur systematischen Erfassung von Ereignissen finden sich in der Bewegungs- und Protestforschung sowie in der Erforschung von öffentlichen Auseinandersetzungen und Wahlkämpfen. Eine besonders detailliert entwickelte Methodik stellt die »political claims analysis« von Ruud Koopmans und Paul Statham (1999, 2010) dar. Die Political-Claims-Analyse will nicht nur Forderungen und Programmatiken, Einklagen von Rechten und alle Formen des Beanspruchens erheben, wie es der Begriff »claims« nahelegt, sondern auch Aktivitäten wie verhandeln, demonstrieren, protestieren, behaupten, erzwingen etc. Eine Erhebung umfasst gemäß Codebuch (Koopmans 2002; Berkhout and Sudulich 2011) folgende Elemente: wann und wo: Zeit und Ort der Aktivität (Tag, Monat, Jahr sowie Land und Ort); wer: Akteur; wie: Art des Ereignisses; an wen: Adressat einer Aktivität oder Forderung; was: Thema; für oder gegen wen: Betroffene, und warum: Begründung seitens des Akteurs.

Ruud Koopmans und das EUROPUB-Projekt haben diese Kategorien zur Vercodung von Informationen aus Zeitungsartikeln genutzt. Die Dimensionen der Datenerhebung gelten aber auch für andere Quellen, aus denen Informationen über Ereignisse erlangt werden können. Generell sind Gegnerschaft bzw. Kooperation (für oder gegen wen) und auch die Adressaten nur dann sinnvoll zu erfassen, wenn dazu unmittelbare Aussagen des Akteurs vorliegen. Hier sollten keine Interpretationen durch Dritte vorzeitig in die Chronologie eingebaut werden. Es ist völlig zureichend, *fünf Dimensionen* systematisch zu erheben: *Zeit und Ort, Akteur, Ereignis, Thema* und *Rechtfertigung*. Für die Erfassung von ›akteurlosen‹ Ereignissen wie z.B. Wahlen oder Wirtschaftskrisen entfallen der Akteur und auch die Rechtfertigung.

Die systematische Erfassung von Ereignissen im Rahmen einer Chronologie ist zunächst auf Aktivitäten und Interaktionen gerichtet. Hiermit sollte begonnen werden. Die Erhebung von Aktivitäten und Interaktionen kann als *basale Chronologie* verstanden werden. Üblicherweise werden Interaktion und Interaktionsresultat als Einheit verstanden, man betrachtet eine Konferenz, eine Demonstration, ein Telefonat oder eine Gremiensitzung als

ein Ereignis, die Ergebnisse der Sitzung sind Teil des Ereignisses und werden mit ihm zusammen berichtet. Die Interaktion selbst und ihr Ergebnis fallen in der üblichen medialen Berichterstattung wie in der sozialwissenschaftlichen Erhebungspraxis in ihrer Prägung durch die Protestforschung zusammen. Aufgabe der Prozessanalyse ist es aber, das Zustandekommen und Stattfinden einer Interaktion von deren Ergebnissen zu unterscheiden. Dass eine Form der Interaktion mit anderen gewählt wird, ist nämlich Ergebnis der Überlegungen der je für sich entscheidenden individuellen oder kollektiven Akteure. Interaktionen sind also wie Aktivitäten aus den Überlegungen und Impulsen einzelner Akteure zu erklären. Hier sind Handlungsmechanismen zu finden, die das Zustandekommen der Interaktionen erklären können.

Das *Interaktionsresultat* ist dagegen Resultat des Miteinanderagierens mehrerer Akteure. Es ist nicht unmittelbar aus den individuellen Kalkülen, Motiven und Gründen zu erklären, sondern verlangt eine Beachtung der Interaktionsdynamik und eine Erklärung mittels Interaktionsmechanismen. Will man diese Unterschiede in der Art des Erklärens am Material durchführen können, ist es erforderlich, Interaktion vom Interaktionsresultat zu unterscheiden und im Sinne der zeitbezogenen Anlage der Prozessanalyse die Interaktionsresultate als *gesondertes Ereignis* gegenüber der Interaktion selbst zu erheben.

Die Erhebung im Rahmen einer basalen Chronologie erfasst die *Perzeptionen* noch nicht. Soweit die Begründung einer Aktivität erhoben werden kann, die Bezug nimmt auf die Interpretation eines vorigen Ereignisses oder Handelns anderer Akteure, sind in solchen aktivitäts- und interaktionszentrierten Chronologien Hinweise auf Perzeptionen enthalten. Diese Perzeption wird jedoch zusammen mit der Aktivität erhoben, obwohl sie dieser ja zeitlich deutlich vorausgehen kann, wenn man vom Fall spontanen, unmittelbaren Handelns absieht. Die Hinweise auf Perzeptionen sollten daher Anlass sein, systematischer nach Äußerungen im Quellenmaterial zu suchen, wann eine Wahrnehmung und Interpretation eines Vorereignisses erfolgt ist, vielleicht deutlich vor einer Aktivität, die als Reaktion auf das Vorereignis verstanden werden kann. Die *Perzeptionen* sind von den Aktivitäten zu trennen und zusätzlich als *eigenes Ereignis* zu erheben. Die Prozessanalyse verlangt daher in ihrer voll entfalteten Form die Überführung der basalen Chronologie in eine *umfassende Chronologie* unter Einbeziehung von Aktivitäten und Interaktionen, Perzeptionen und Interaktionsresultaten.

6.3.2 Narrationstest

Eine Prozessbeschreibung in Form einer detaillierten Chronologie ist von einer kausalen Erklärung noch weit entfernt. Die Summe der Einzelereignisse lässt Raum für die Imagination aller möglichen Beziehungen zwischen ihnen. Eine Möglichkeit, die denkbaren Bezüge zwischen den Ereignissen zu ordnen und in die Form einer kausalen Kette zu bringen, ist ein *Narrationstest*. Dieser dient dazu, die Grundzüge einer durchgehenden Erzählung als eines kausal verknüpften Geschehens zu entwickeln. Durch eine *probeweise* Erzählung des Prozesses auf der Basis der erhobenen Ereignisse wird versucht, bestimmte Bezüge aus der Fülle der Ereignisse zu destillieren. Dabei sind *mehrere Erzählversuche* zu unternehmen, um zu erreichen, dass sich die Entwicklung vom Ausgangszustand zum Ergebnis so erzählen lässt, dass nur in der Chronologie auftretende Elemente verwendet werden. Man kann die Erzählversuche variieren, z.B. durch die Selbstvorgabe einer möglichst alle in der Chronologie vertretenen Akteure einbeziehenden Erzählweise (*maximalistische Erzählvariante*). Vor diesem Hintergrund kann eine schrittweise Reduktion der erforderlichen Erzählelemente herbeigeführt werden. Umgekehrt kann man sich auch vorgeben, eine möglichst schlanke Erzählung vorzulegen (*minimalistische Erzählvariante*), um dann zu prüfen, ob auf diese Weise das Prozessergebnis ›plausibel‹ erscheint oder weitere Elemente einbezogen werden müssen. Im günstigsten Fall wird man sich von beiden Extremvarianten auf eine *›mittlere‹ Erzählung* zubewegen, die potentiell alle erklärungsrelevanten Aktivitäten und Ereignisse umfasst, aber auch nicht mehr als diese. Eine solche Vorgehensweise kann auch als Suche nach den (minimal) hinreichenden Bedingungen für die Möglichkeit dieses spezifischen Outcomes verstanden werden (Beach and Petersen 2019: 282), eine Differenzierung nach notwendigen und hinreichenden Bedingungen ist allerdings in einer Einzelfallstudie nicht möglich.

Als *Hilfsmittel*, um eine Erzählung zu konstruieren, kann die *Aktantentypologie* aus der Erzähltheorie von Algirdas Julien Greimas verwendet werden (Greimas 1971): Er unterscheidet sechs Aktanten, geordnet in den drei Paaren Subjekt – Objekt, Adressant – Adressat, Adjuvant – Opponent. Eine Veranschaulichung der Arbeitsweise mit diesem kategorialen Instrumentarium bietet Biegoń (2014). Ebenso können auch literatur- und filmwissenschaftliche Typologien zu *Plots* herangezogen werden. Um den Gesamtaufbau der Erzählung zu erfassen, bietet sich auch die in Hayden Whites Analy-

sen zur Geschichtswissenschaft (1990, 1994) vorgenommene Unterscheidung von Romanze, Tragödie, Komödie und Satire an.

Im Narrationstest kann es sich zeigen, dass bestimmte Erzählweisen nicht die Gesamtheit der Ereignisse treffen oder wichtigen Akteuren keine Rolle zuweisen oder sich in der Vielzahl der Bezüge verlieren. Durch eine probeweise Erzählung des Prozesses wird versucht, eine Anzahl von Beziehungen aus den insgesamt denkbaren Bezügen zwischen Ereignissen zu gewinnen, die in narrativer Form als rudimentäre Erklärung tauglich wäre. Die auf diese Weise identifizierten Beziehungen zwischen Akteuren und Ereignissen werden als *Erzählung* bezeichnet. Zunächst ist eine Mehrzahl möglicher Erzählungen zu generieren, um dann zu prüfen, welche keinesfalls mit den Ereignissen der Chronologie harmonieren und welche als potentiell kompatibel angesehen werden können. Es sind alle Erzählvarianten zu identifizieren, die sich mit zentralen und bestätigten Elementen der Chronologie nicht vereinbaren lassen. Sprechen offensichtlich ein Ereignis oder mehrere Ereignisse gegen eine bestimmte Erzählvariante, ist diese vorläufig fallen zu lassen. Sind am Ende dieses Selektionsprozesses noch einige Erzählvarianten vorhanden, ist nach Schlankheit bzw. Einfachheit weiter auszuwählen. Welche der nicht offensichtlich der Chronologie widersprechenden Erzählungen bietet die einfachste, die wenigsten Stationen und Akteure umfassende Darstellung des Prozessgeschehens? Am Ende eines solchen Narrationstests sollten ein, zwei oder maximal drei Erzählungen stehen, die im nächsten Arbeitsschritt detaillierter verfolgt werden können.

6.3.3 Identifikation elementarer kausaler Mechanismen

Eine Erzählung ist nur die Ausgangsbasis für eine Erklärung. Es muss gezeigt werden, dass sich die *Erzählung* auch als eine *kausale Kette* darstellen lässt. Es muss daher geprüft werden, ob die Elemente der Erzählung so mit elementaren kausalen Mechanismen verbunden werden können, dass sich eine kausale Kette ergibt. Alle Perzeptionen, Aktivitäten, Interaktionen und Interaktionsergebnisse, die in der Erzählung auftreten, sind daher über einen elementaren Mechanismus zu erklären. Die Auswahl bestimmter Erzählungen im Narrationstest hat den Sinn, nicht alle Ereignisse gleichermaßen in den Blick nehmen zu müssen. Es werden nur bei jenen Ereignissen Zuschreibungen elementarer kausaler Mechanismen vorgenommen, die in der schlankesten Erzählvariante auftreten. Der Narrationstest sichert mithin,

dass die aufwändige Zuschreibung elementarer Mechanismen nicht in der Fülle der Ereignisse und des Materials untergeht.

Wie aber werden elementare Mechanismen den Elementen der kausalen Kette zugeordnet, wie lässt sich feststellen, ob ein bestimmter Mechanismus wirklich kausal wirksam wird? Erforderlich ist an diesem entscheidenden Punkt der Prozessrekonstruktion ein *Zusammenspiel* zwischen dem bisherigen Wissen zu *elementaren kausalen Mechanismen* und dem *Datenmaterial*, das zu dem fraglichen Element in der Erzählung aufgrund der Recherchen zur Chronologie erhoben werden konnte. Ist die Passfähigkeit zwischen einem Typus elementarer Mechanismen und dem Datenmaterial gegeben, wird dieser Mechanismus dem Element des Prozessgeschehens *zugerechnet oder zugeschrieben*. Die hier synonym verstandenen Begriffe Zurechnung und Zuschreibung werden bewusst gebraucht, weil es sich bei dem Vorgang um eine theoretisch höchst anspruchsvolle und immer im Status einer Annahme verbleibenden Tätigkeit handelt. Jede Zurechnung ist eine Hypothese und jederzeit in Frage zu stellende Tätigkeit der Forschenden. Die Zurechnung von elementaren Kausalmechanismen enthält zudem ein deduktives Moment, da auf Kataloge bereits bekannter Kausalmechanismen rekurriert werden kann. Ein minimales Set an elementaren kausalen Mechanismen muss als bekannt und akzeptiert unterstellt werden können, damit nicht jede Einzelfallanalyse erneut basale Theoriearbeit zu leisten hat. Und nur dann sind die Einzelanalysen später auch miteinander vergleichbar.

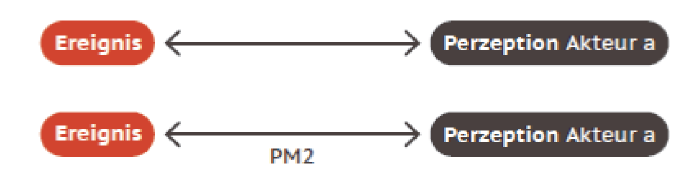
Im Kapitel 4 ist ein minimales Set elementarer kausaler Mechanismen vorgeschlagen worden. Jede Einzelfallstudie muss zunächst mit einem Ausgangsset beginnen können, das sich aufgrund des empirischen Materials als nicht wirklich zureichend erweisen kann. Das minimale Set muss ergänzt oder revidiert werden, wenn es den Autor*innen einer Prozessanalyse notwendig erscheint, neue Mechanismen zu unterstellen oder bekannte Mechanismen zu modifizieren, um bestimmte Vorgänge erklären zu können. Auf diesem Weg der ständigen Prüfung eines minimalen Sets mag es bei der Anfertigung der einzelnen Prozessrekonstruktionen anfangs oft unklar sein, ob es sich bei Abweichungen um eine Neufassung elementarer kausaler Mechanismen handelt oder doch ein komplexer, zusammengesetzter Mechanismus gemeint ist. An dieser Stelle ist die Dekomposition des Prozesses in kleine und kleinste Schritte entscheidend. Erst wenn sich wirklich keine Passfähigkeit von Material und bekannten elementaren Mechanismen ergeben sollte, kann ein weiterer elementarer Mechanismus postuliert werden. Dies setzt hohes Vertrauen in die Güte des vorhandenen Datenmateri-

als voraus, denn andernfalls kann in Lücken im Material oder in der fraglichen Glaubwürdigkeit und Güte des Materials der Grund für fehlende Passfähigkeit gesehen werden. Grundsätzlich ist der Weg in beide Richtungen offen, doch sollte man, insbesondere dann, wenn sich die Theorieliteratur zu kausalen Mechanismen weiterentwickelt, von einer Asymmetrie zuungunsten des empirischen Materials ausgehen. Entsprechend ist der immer neue Rückgriff auf das Primärmaterial und die Suche nach weiteren Materialien erforderlich, wobei Informationen aus einem bestimmten Materialtyp (z.B. Medien) besonders mit Informationen eines anderen Materialtyps (z.B. Akten, Social Media) konfrontiert werden sollten. Oft sind Informationen zu einem Ereignis aber nur in einem Materialtyp vorhanden. Wo jedoch Mehrfachinformationen vorliegen, müssen diese genutzt werden, um in einer *Art Triangulation* die Güte der Information zu überprüfen. Immer ist zu fragen: Spricht wirklich alles für die Annahme, dass man einen bestimmten Mechanismus zugrunde legen kann? Oder sind die Informationen zu einem Zeitpunkt oder einer Aktivität so widersprüchlich, unterschiedlich, unvollständig, dass auch andere Deutungen des Ereignisses plausibel bleiben?

Wenn Datenmaterial und Zurechnung eines elementaren Mechanismus stimmig gelingen, kann die Folge die Nichtübereinstimmung zu einer gewählten Erzählvariante eintreten. Die Erzählung ist z.B. so gefasst, dass strategisch-kalkulierendes Verhalten bei einem Akteur A unterstellt wird, das Datenmaterial aber eine Zuschreibung normativ-orientierten Handelns an diesem Akteur aufzeigen kann. Dann ist eine Überarbeitung der als plausibel angenommenen Erzählvariante vorzunehmen. Sollte dies nicht möglich sein, bricht ein zentrales Element der Erzählvariante zusammen: Wenn man normatives Handeln unterstellen muss, dann ist diese Erzählung zu verwerfen. Die Arbeit ist mit einer anderen Erzählvariante weiterzuführen. Im Falle, dass die aus dem Narrationstest hervorgegangenen Erzählungen ›aufgebraucht‹ sind, weil sie alle durch das Material und die daraus sich ergebenden Zuschreibungen kausaler Mechanismen widerlegt sind, ist ein neuer Durchlauf beim Narrationstest erforderlich.

Die Zurechnung von elementaren kausalen Mechanismen verläuft bei Aktivitäten, Interaktionen, Interaktionsergebnissen und Perzeptionen *nicht* nach demselben Schema. Zwar sind Aktivitäten, Interaktionen und Interaktionsergebnisse leichter zu erheben, systematisch haben aber die Perzeptionen eine Vorrangstellung bei der Zuschreibung von elementaren Mechanismen, deshalb wird mit ihnen angefangen:

Perzeptionen gehen aus von einem Akteur und richten sich auf ein anderes Ereignis. Akteure können ein und dasselbe Ereignis als »Bedrohung« oder »kleineres Problem« ansehen, es für »schwer bewältigbar« halten oder als nur »interessant« oder gar »unwichtig« einstufen. Die Perzeption verläuft hier gleichzeitig mit dem Ereignis oder entgegen der Zeitrichtung vom Akteur zum Ereignis. Dies wird in der Prozessgrafik durch einen *Doppelpfeil* ausgedrückt, um Zeitrichtung und Richtung der Entstehung von Perzeptionen bzw. Interpretationen zusammen abzubilden. In der Wahrnehmung von B zeigt sich die ›Wirkung‹ eines Ereignisses oder der Aktivität von A. Kausale Kraft hat im Falle der Wahrnehmung nicht das Wahrgenommene, sondern der Wahrnehmungsapparat des Wahrnehmenden (siehe Grafik 5). Die vorgelegte Theorie der kausalen Mechanismen nimmt an, dass es Mechanismen auf Seiten von a sind, mögen sie unbewusst sein oder eine bewusste Interpretationsleistung darstellen, die die Wirkung eines Ereignisses auf a bestimmen. Die kausale Kraft liegt nicht beim Ereignis, sondern beim wahrnehmenden Akteur, weshalb auf dieser Seite, also beim Akteur, der Mechanismus zugerechnet werden muss.



Grafik 5: Perzeptionen

Perzeptionen sind zudem nicht unmittelbar zugänglich im Sinne einer textlichen Dokumentation dessen, was gerade gedacht, gefühlt, empfunden und überlegt wird. Perzeptionen zu erheben, ist selbst auf Process Tracing« im ursprünglichen Sinn dieses Terminus in der Psychologie individuellen Entscheidens und Urteilens angewiesen. Jedoch unterscheiden sich die Methoden der Soziologie und Politikwissenschaft von dem psychologischen Kanon von Process-Tracing-Methoden dadurch, dass *nicht der Prozess* interessiert, sondern allein das Ergebnis eines Wahrnehmungsprozesses, die Wahrnehmung bzw. Interpretation selbst. Der *Prozessverlauf* des Nachdenkens oder Empfindens bleibt außerhalb des Interesses sozialwissenschaftli-

cher Untersuchung. Die Prozessanalyse lässt ihre Prozessorientierung dort enden, wo die kognitiven und affektuellen Prozesse bei einzelnen Personen erforscht werden müssten. Die Zuschreibung von Mechanismen ersetzt hier ein weiteres Recherchieren des Prozesses. Insofern gibt es eine klare ›untere‹ Grenze der Prozessanalyse: *Intrapersonale Prozesse* auf psychologischer Ebene werden nicht zum Gegenstand empirischer Recherche.

Da die Beschäftigung mit Perzeptionsweisen nicht zum Kanon einer qualitativ verfahrenden Soziologie und Politikwissenschaft gehört, dürfte die Aufgabe der Zurechnung von Perzeptionsmechanismen mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein. Zudem existiert kein ähnlich anerkannter Katalog von Perzeptionsmechanismen wie bei den Handlungsmechanismen, die sich auf Max Webers Handlungstypologie mühelos zurückverfolgen lassen. Bei den Handlungsmechanismen strukturieren zudem Rationalitätsannahmen die Liste der möglichen Mechanismen. Das kalkulatorische Handeln stellt die (zweck)rationale Basislinie dar, näher entfaltet in Rational-Choice-Modellen. Überboten wird dieses Rationalitätsmodell durch das der rationalen Reflexion, in dem alle Geltungsansprüche geprüft werden und erst auf dieser Basis ein Handeln entworfen wird. Aber auch bei Perzeptionsmechanismen spielen Rationalitätsannahmen eine Rolle. Die Wahrnehmung »als das, was es ist« ist ein fundamentales rationales Ideal. Es dient als Folie, vor der sich viele Besonderheiten des Wahrnehmens als nichtrationale oder a-rationale Perzeptionsmechanismen absetzen lassen. Wie beim Handeln werden auch beim Wahrnehmen affektuelle Mechanismen als Abweichungen vom Rationalmodell gewertet. Bei aller Problematik, die mit dieser Fixierung auf Rationalitätsunterstellungen einhergeht, dienen sie als Hilfsmittel bei der Zurechnung von Perzeptionsmechanismen.

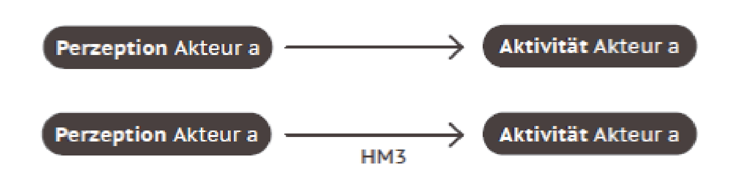
Eine besondere Möglichkeit zu prüfen, ob eine Zurechnung eines Perzeptionsmechanismus angemessen ist, besteht darin, die Wahrnehmungen eines Akteurs mit den interpretatorischen Voraussetzungen eines unmittelbar folgenden und auf ein wahrgenommenes Ereignis reagierenden Handelns desselben Akteurs zu konfrontieren. Das bedeutet nicht, dass die Perzeptionsweise von einem analogen Mechanismus angetrieben werden muss wie die Handlungsweise: Man kann etwas affektuell wahrnehmen und dann doch rational kalkulierend handeln. Es kann aber nicht sein, dass etwas als bedrohliche Situation wahrgenommen und im darauffolgenden Handeln als unterstützende Bedingung, als Mittel für eigene Ziele, interpretiert wird, es sei denn, es findet inzwischen eine Uminterpretation des ursprünglichen Ereignisses statt, was als neuer Perzeptionsakt zu erheben wäre. Perzeption

und Handeln stehen mithin in einem Zusammenhang, der als Konsistenzannahme bei der Zurechnung von Perzeptionsmechanismen genutzt werden kann.

Perzeptionen und Interpretationen sind selbstverständlich keine völlig individuellen Erzeugnisse, jede Weltwahrnehmung und -bewertung findet wie jede sprachliche Äußerung in einem Raum intersubjektiver Verständigung und ebensolchen Vorverständigtseins statt. Diese soziale Vorprägung der Perzeptionsweisen ist in der Prozessanalyse vorausgesetzt. Die in einer bestimmten gesellschaftlichen Lage und historischen Epoche möglichen Wahrnehmungen und Interpretationen sind bei der Zuschreibung von Perzeptionsmechanismen zu beachten. Die Wahrnehmungen einzelner Akteure vollziehen sich nicht losgelöst vom Raum der gesellschaftlich vorhandenen und akzeptablen Deutungsmuster, von dem, was häufig und dominant, legitim und hegemonial in einer Gesellschaft geäußert wird. In der Prozessanalyse werden die Wahrnehmungen mitsamt ihren gesellschaftlichen Prägungen den wahrnehmenden, handelnden und interagierenden Akteuren zugerechnet. Wenn bei vielen gesellschaftlichen Akteuren dieselben Mechanismen wirksam sind, kann man daraus umgekehrt auf Hegemonien und (unbewusste) kulturelle Selbstverständlichkeiten schließen. Den methodischen Ansatzpunkt von Prozessanalysen bilden jedoch nicht gesellschaftliche Diskurse, sondern die Wahrnehmungen, Aktivitäten und Interaktionen von benennbaren individuellen und kollektiven Akteuren.

Es kann keine *Aktivität* eines individuellen oder kollektiven Akteurs ohne vorhergehende Perzeption geben, dessen Aktivitäten resultieren also auf dessen Perzeptionen, sind auch Ergebnisse seiner Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen. Dies ist die zentrale Einsicht eines *interpretativen Verständnisses* von Prozessanalyse. Eine interpretative Fassung der Prozessanalyse betont die Wahrnehmungsprozesse und die Variation, die durch unterschiedliche Wahrnehmungsweisen entstehen können. Ein Ereignis bedeutet für jeden einzelnen Akteur oft etwas sehr Verschiedenes und ließe sich gar nicht erfassen, sähe man das Ereignis als Träger kausaler Kraft an. Die Kausalität liegt vielmehr im Auge des Wahrnehmenden, der aus einem Ereignis etwas macht, dass in einem Schritt zu einer eigenen Aktivität führen kann (aber nicht muss). Folglich wird in der Visualisierung von Perzeptionsmechanismen der Doppelpfeil verwendet, um die Gegenläufigkeit von zeitlicher und kausaler Entwicklungsrichtung zu betonen. In der Visualisierung der Handlungsmechanismen dagegen sind Kausalitäts- und Zeitrich-

tung deckungsgleich, ein Pfeil in der Zeitrichtung bedeutet, dass Wahrnehmungen und Interpretationen eine Aktivität anleiten, was mittels Zuschreibung eines Handlungsmechanismus zu erklären versucht wird (siehe Grafik 6).

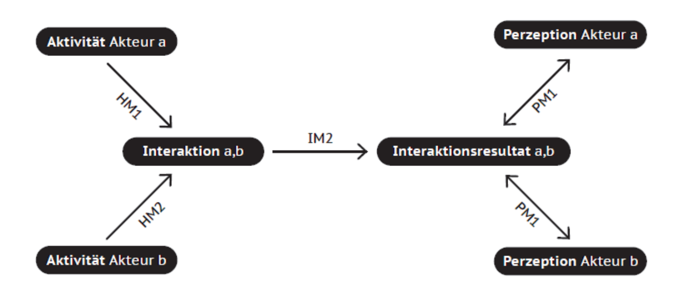


Grafik 6: Aktivitäten und die Zuschreibung von elementaren Handlungsmechanismen

Aktivitäten gehen in der Regel von einem (individuellen oder kollektiven) Akteur aus. Eine *gleichgerichtete Aktivität mehrerer Akteure ohne Interaktionen zwischen ihnen* ist entsprechend zu visualisieren als eine Mehrzahl von Pfeilen, die von Perzeptionen unterschiedlicher Akteure ausgeht. Von solchen gleichgerichteten Aktivitäten ist nur dann zu sprechen, wenn keine expliziten Interaktionen zwischen den Beteiligten, aber durchaus wechselseitige Annahmen über das potentielle Verhalten anderer auftreten, so z.B. bei gleichgerichtetem Wahlverhalten.

Gerade bei politischen Entscheidungsprozessen sind Vorgänge üblich, bei denen mehrere Akteure beteiligt sind: Interaktionen in Gesprächen, Verhandlungsrunden, Gremien oder bei Vorgesprächen. Diese werden im Rahmen der Prozessanalyse gesondert erhoben und in Grafiken mit dem Kürzel I bezeichnet. Wie bei Aktivitäten wird auch die Beteiligung an Interaktionen ausgelöst von Akteuren und ihren Perzeptionen, der Eintritt in eine Interaktion ist also letztlich wie eine Aktivität zu analysieren. Entsprechend ist der Eintritt in eine Interaktion über Handlungsmechanismen zu erklären. Aber im Unterschied zu einer Aktivität eines einzelnen Akteurs, die von anderen wahrgenommen werden muss, um Wirkung zu entfalten, erzeugen Interaktionen durch die Beteiligung mehrere Akteure in sich eine Fülle an Wechselwirkungen, die allesamt unter dem Begriff der Interaktionsmechanismen zu fassen sind. Die Resultate von Interaktionen, bezeichnet als IR, sind von dem Eintritt in die Interaktion zu trennen. Der Interaktionsprozess selbst wird im Rahmen einer Prozessanalyse in der Regel *nicht* in einzelne Schritte zerlegt, auch wenn sich dies bei hinreichender Datenverfügbarkeit

machen ließe (für Gremiensitzungen: Nullmeier et al. 2008). Die Prozessanalyse erfasst die Interaktion selbst und deren Resultat und erklärt das Interaktionsresultat über kausale Interaktionsmechanismen aus der Interaktion und der sie kennzeichnenden Konstellation von Akteuren. Die Interaktionsresultate werden von den Akteuren wahrgenommen. Zwischen dem Interaktionsresultat, den beteiligten Akteuren und auch den beobachtenden, nicht an der Interaktion beteiligten Akteuren sind Perzeptionsmechanismen wirksam (siehe Grafik 7).



Grafik 7: Interaktionen, Interaktionsresultate und die Zuschreibung elementarer Interaktionsmechanismen

Perzeptionsmechanismen verbinden Perzeptionen mit Ereignissen, Aktivitäten und Interaktionsresultaten, Handlungsmechanismen erklären Aktivitäten und Interaktionen aus Perzeptionen, und Interaktionsmechanismen erklären Interaktionsresultate aus Interaktionen und den in sie eingehenden und sie charakterisierenden Akteurkonstellationen. Bei allen diesen Mechanismen handelt es sich um elementare Kausalmechanismen, sie interpretieren jeweils einen kleinen Prozessschritt als kausale Wirkbeziehung und erklären ihn damit.

Ist diese Zuschreibung elementarer kausaler Mechanismen an alle Prozessschritte vollzogen, ist abschließend auf die anfangs ausgewählte Narrationsvariante zurückzugreifen. Lässt sich nach Zuordnung aller elementaren Mechanismen die Abfolge der Ereignisse noch in der ursprünglichen Weise erzählen, kommt es zu Erweiterungen und Detaillierungen, oder wird nun eine deutlich modifizierte oder gar eine ganz andere Geschichte zu erzählen sein? Um diesen Abgleich mit der anfänglichen Narration durchzu-

führen, ist es erforderlich, die mechanismenbasierte Prozessfolge so zu erzählen, dass die Erzählung als Erklärung verstanden werden kann. In diesem Schritt kann es sich zeigen, dass die anfangs als plausibel ausgewählte Narration nicht trifft, von den mit empirischer Evidenz getragenen Mechanismen nicht gestützt wird. Man kann nun auf andere Erzählvarianten zurückgreifen, um zu einer *›erzählbaren‹ Erklärung* zu gelangen. Diese darlegen zu können, ist die Zielsetzung einer prozessanalytischen Einzelstudie.

6.3.4 Partialanalysen

Prozessanalysen können in die Gefahr geraten, sich in immer detaillierteren Beschreibungen und diesen vorausgehenden Recherchen zu ergehen und dadurch so aufwändig zu werden, dass sie als wissenschaftliches Vorgehen nicht gern gewählt werden. Begrenzungen des Umfangs der Prozessanalyse können entweder mittels Reduktion der Nutzung von Datenmaterial erfolgen oder durch Konzentration auf ausgewählte Phasen oder Akteure in einem Prozessgeschehen. Welcher Grad der Detaillierung ist für eine praxistaugliche Prozessanalyse angemessen oder möglich? Der *Zugang zum Datenmaterial* mag die Detailliertheit der Prozessanalyse bestimmen. Aber die Prozessanalyse kann sich auch bewusst auf bestimmte Datenbestände beschränken. Eine selektive Nutzung prinzipiell zugänglicher Daten muss durch die Forschungsfrage gerechtfertigt werden können. Lässt man etwa die Sammlungen von Zeitungsartikeln als Datenquelle unberücksichtigt, reduziert sich der Detaillierungsgrad und entsprechend auch der Aufwand erheblich. Nur muss begründet werden, warum auf diese Quelle nicht zugegriffen wird. Wenn die mediale Öffentlichkeit nach dem jeweiligen Vorwissenstand eine prozessrelevante Größe darstellt, kann auf die Analyse dieses Feldes nicht einfach aus forschungspraktischen Gründen verzichtet werden. Legitim sind dagegen Einschränkungen der Materialnutzung, die für alle beteiligten Akteure an einem Prozessgeschehen gelten, z.B. Verzicht auf weitere Aufklärung der Perzeptionsweisen der Akteure durch Studium der Perzeptionen in anderen Fällen, um ein Gesamtbild des Überzeugungssystems eines Akteures zu erhalten, Verzicht auf Archivstudium und/oder Nutzung von autobiografischer und biografischer Literatur. Oft werden diese Einschränkungen im Datenmaterialgebrauch noch nicht genügen, um die Prozessanalyse in einer einfach handhabbaren Arbeitsform zu nutzen.

Daher ist die Begrenzung auf bestimmte Phasen oder auf bestimmte Akteure im Prozessgeschehen das zentrale Instrument. Nur für einzelne Passagen im Entscheidungsvorgang oder Prozessgeschehen oder für einzelne Akteure wird das gesamte Instrumentarium der mechanismenbasierten Prozessrekonstruktion eingesetzt. Die beiden ersten Arbeitsschritte, Chronologie und Narrationstest, folgen dem oben beschriebenen Muster. Aber der dritte Arbeitsschritt, die Zurechnung der elementaren Kausalmechanismen, wird stark eingeschränkt. Grundlage für die Selektionsentscheidungen ist entweder eine vorab festgelegte, bewusst eng limitierte *Forschungsfragestellung* oder der *Narrationstest*. Natürlich ist es zulässig, die Forschungsfragestellung so eng zu fassen, dass nur ein einzelner Akteur oder wenige ausgewählte Akteure in den Blick genommen werden. Die übliche Formulierung lautet dann: »Die Rolle des Akteurs x im Entscheidungsprozess…« Ebenso ist es zulässig, sich auf einzelne Phasen in einem Prozessgeschehen zu verlegen und von vornherein nur diesen zeitlichen Abschnitt eines eigentlich weiter zu fassenden Prozesses näher zu untersuchen, auch wenn damit die Erklärungskraft für das prozessuale Endereignis eingeschränkt wird. Durch vertiefte Untersuchung einzelner Akteure und Phasen kann ein Geschehen weiter aufgeklärt werden, über das es vielleicht schon zeitlich oder akteurbezogen weiter gefasste Studien gibt. Wenn derartige Vorabfestlegungen aber fehlen sollten, dann ist der Narrationstest der Schritt, bei dem entschieden werden kann, welche Akteure oder zeitliche Phasen vertieft betrachtet werden sollen. Die sich im Narrationstest als überlegen zeigende Erzählung kann genutzt werden, um den Zeitraum zu bestimmen, zu dem ein Kristallisations- oder Umschlagepunkt erreicht wird, der Punkt, an dem die Geschichte eine entscheidende Wendung nimmt. Ebenso kann bei einer Auswahl eines Akteurs vorgegangen werden. Immer aber muss die ausgewählte Phase oder der ausgewählte Akteur für den Gesamtprozess eine *narrativ herausgehobene Bedeutung* besitzen.

6.3.5 Typisierungen

Die Identifikation von Sequenzen, die in einer Mehr- oder Vielzahl von Fällen auftreten, ist neben der Frage, ob es gelingt, sozialwissenschaftlich einen einzelnen Fall zu erklären, das zweite zentrale Anliegen der Prozessanalyse. Je länger eine übereinstimmende Sequenz in zwei oder mehreren Fällen ist, desto bedeutsamer ist ihre Identifikation für die sozialwissenschaftliche Su-

che nach generalisierbaren Erklärungselementen. Um derartige Ähnlichkeiten von Sequenzen überhaupt entdecken zu können, ist eine *Typisierung* aller Elemente des Prozessgeschehens erforderlich. Dies ist der entscheidende Schritt, um eine vergleichende Perspektive zu eröffnen.

Die hier vorgeschlagene Konzeption von Prozessanalyse ist akteurzentriert angelegt. Die jeweiligen Akteure werden mit ihren *Namen* (individuelle Akteure) oder *Benennungen* (kollektive Akteure) bzw. beidem (z.B. dann, wenn eine Repräsentantin einer Organisation für diese ein Statement abgibt) geführt. Die Perzeptionen und Aktivitäten beziehen sich jeweils auf diese konkreten benennbaren Akteure. Akteure und auch Aktivitäten können und sollten für Zwecke der vergleichenden Analyse von Einzelfällen aber zusätzlich typisiert werden, man spricht dann von *Akteurtypen* und *Aktionsformen*. Eine Form der Aktivität ist die Beteiligung an Interaktionen mit anderen Akteuren. Die in eine Interaktion einbezogenen Akteure bilden zusammen eine *Akteurkonstellation*, auch diese lassen sich typisieren. Zusätzlich muss die Interaktion selbst typisiert werden können, dann spricht man von *Interaktionstypen*. Und auch bei den Interaktionsresultaten lassen sich *Ergebnistypen* finden.

Die *Typisierung von politischen Akteuren* kann auf die üblichen Kategorien der Politikwissenschaft zurückgreifen. Bei individuellen Akteuren ist die Position in Regierungsapparat, Parlament, Partei, Verband, Medien etc. entscheidend, aus Person X wird dann Parteivorsitzende oder Abgeordnete im nationalen Parlament (auch mit dem Zusatz: ohne Amt in der Fraktionsführung ihrer Partei). Nationale Besonderheiten der Amtsbezeichnungen sind zugunsten international üblicher Kategorien zu vermeiden, aber wenn das politische System selbst Ämter und Positionen hervorbringt, die keine Parallele zu anderen Ländern aufweist, ist die nationale Bezeichnung zu nutzen und zusätzlich zu umschreiben, um die Besonderheit kenntlich zu machen. Gleiches gilt auch bei kollektiven Akteuren, auch bei ihnen ist – soweit möglich – auf international übliche Kategorien zurückzugreifen, also Gewerkschaft, Wirtschaftsverband, Partei, Umweltorganisation etc., wobei Spezifizierungen vorgenommen werden sollten, also Einheitsgewerkschaft oder Richtungsgewerkschaft, sozialdemokratische Partei oder christdemokratische, liberale oder rechtspopulistische Partei. Im Einzelnen mag es hier Debatten über die Zuordnung und die gewählte Begrifflichkeit geben, diese sind zu vermerken, um anderen, die die Einzelfallstudie im Rahmen vergleichender Untersuchungen weiter nutzen wollen, die Möglichkeit der Verwendung einer einheitlichen, aber fallsensiblen Terminologie zu geben. Bei

Akteuren außerhalb des politischen Systems ist die Typologisierung eventuell schwieriger, weil die Grundstruktur durch ein Institutionensystem fehlt. Dann ist mit Berufsbezeichnungen bzw. in der Soziologie üblichen Rollenbezeichnungen zu arbeiten.

Der Begriff der *Akteurkonstellation* spielt im akteurzentrierten Institutionalismus eine tragende Rolle. Fritz W. Scharpf hatte sich bei der Analyse von Akteurkonstellationen von der Spieltheorie inspirieren lassen und darunter »die beteiligten Spieler, ihre Strategien, die mit verschiedenen Strategiekombinationen verbundenen Ergebnisse und die Präferenzen der Spieler in Bezug auf diese Ergebnisse« verstanden (Scharpf 2000: 87). Durch die Übernahme des spieltheoretischen Rahmens ist allerdings der Handlungsmechanismus der rationalen Kalkulation für alle beteiligten Akteure vorgegeben bzw. regelhaft unterstellt. Was Scharpf als Akteurkonstellation beschreibt, passt daher nur auf eine bestimmte Handlungsmotivierung. Da es aber verschiedene Handlungsmechanismen gibt, muss der Scharpfsche Begriff der Akteurkonstellation von dieser Engführung befreit und auf *Zahl und Art der beteiligten Akteure* begrenzt werden. Die Erklärungskraft, die Scharpf aus Rezeption der Spieltheorie im Begriff der Akteurkonstellation ziehen konnte, muss sich hier verteilen auf die Begriffe Handlungsmechanismus, Interaktionsmechanismus *und* Akteurkonstellation. Insofern wird hier ein deutlich ›schwächerer‹, weniger erklärungsnaher Begriff von Akteurkonstellation verwendet. Zudem ist den spieltheoretischen Konstellationen auch die Eigenschaft gegeben, bestmögliche Lösungen für ein bestimmtes Zusammenwirken von Akteuren bei Vorliegen von Präferenzen und Strategien je Akteur angeben zu können. Auch dieser Rationalitätsbezug auf Seiten der möglichen Lösung von Problemen zwischen den Akteuren verliert sich mit dem Rückzug aus dem spieltheoretischen Analyserahmen.

Entsprechend kann zunächst die Zahl der Akteure an einer Interaktion zur Typologisierung verwendet werden: *bilaterale* können von *trilateralen, quadrilateralen* und *multilateralen* Konstellationen unterschieden werden. Zieht man zusätzlich den Akteurtyp heran, lassen sich homogene von heterogenen Akteurkonstellationen unterscheiden. *Homogene* Akteurkonstellationen sind solche, bei denen nur *Akteure eines Typs* auftreten, etwa nur Parteien, nur Gewerkschaften, nur Medien, nur Bundestagsabgeordnete, nur Käufer*innen. In der großen Gruppe aller nichthomogenen, mithin *heterogenen* Akteurkonstellationen sind Subgruppen zu unterschieden: Z.B. liegt eine *adverse Akteurkonstellation* vor, wenn Akteure beteiligt sind, die nicht einem Akteurtyp angehören, aber typischerweise als ›Gegenüber‹ defi-

niert werden: Arbeitnehmer*innen- und Arbeitgeber*innenorganisationen, Verbraucher*innen und Produzent*innen, Wähler*innen und Gewählte etc. Trilaterale Konstellationen mit der Beteiligung von drei Akteurtypen sind die aus der Korporatismusforschung bekannten *tripartistischen Konstellationen*, bei denen zwei der drei Akteure in adverser Beziehung zueinanderstehen. Als *Multistakeholder-Konstellation* können Interaktionszusammenhänge bezeichnet werden, bei denen sich Akteure aus vielen (mehr als vier) verschiedenen Akteurgruppen um ein Thema scharen.

Innerhalb des Typus‹ der homogenen Akteurkonstellationen, aber auch bei der Analyse nur einer Seite innerhalb einer adversen Konstellation lassen sich polypolare von hegemonialen Konstellationen unterscheiden. *Polypolar* bedeutet, dass es eine große Anzahl von Akteuren bei geringen Ressourcendifferenzen innerhalb der Gruppe eines Akteurtyps gibt. *Hegemonial* dagegen bezeichnet die Vorherrschaft eines Akteurs innerhalb einer Vielzahl von Akteuren, die alle zum selben Akteurtyp gehören. Eine große Volkspartei bei einer Vielzahl von kleineren und mittleren Parteien nimmt eine hegemoniale Stellung im Parteienwettbewerb ein. Ebenso kann ein Großunternehmen in einer Branche diese hegemoniale Rolle einnehmen. Polypolar sind dagegen die Akteurkonstellationen auf Seiten der Verbraucher*innen und Käufer*innen eines gängigen Produkts des allgemeinen Lebensbedarfs. Dem Modell des vollkommenen Marktes, wie es in der ökonomischen Literatur als Bezugspunkt der Markt-, Wettbewerbs- und Gleichgewichtspreisanalysen verwendet wird, kann als *doppelt polypolare und adverse Akteurkonstellation* bestimmt werden. Wenn in einer Konstellation ein Akteur mit dem Anspruch auftreten kann, den gesamten Akteurtyp zu vertreten, selbst dann, wenn kleinere andere Akteure dieses Akteurtyps existieren (der DGB für Arbeitnehmer*innenorganisationen in Deutschland trotz der Existenz von christlichen Gewerkschaften und Berufsgewerkschaften), spricht man von einer (einseitig oder zweiseitig) *monopolisierten Akteurkonstellation*.

Diese Auflistung könnte als purer Schematismus gelten, wenn sich nicht durch diese abstraktere Fassung von Akteurkonstellationen neue vergleichende Perspektiven in der Politikwissenschaft z.B. zwischen Verbände- und Parteienforschung ergäben. Man kann so die Folgen von formal erfassten und typisierten Akteurkonstellationen über ganz verschiedene Prozesse hinweg analysieren und fragen, ob es an der Anzahl, dem Akteurtyp, der Homogenität innerhalb der Akteurkonstellation oder der hegemonialen Stellung einzelner Akteure liegt, dass bestimmte Interaktionsmechanismen wirksam werden.

Für die Zwecke der Einzelfallanalyse sind die Aktivitäten möglichst präzise zu benennen. Die Nutzung für weitere Studien oder ein erweitertes Forschungsdesign setzt aber voraus, dass *Typen von Aktivitäten* bestimmt werden. Die Codes im Rahmen der Political Claims Analysis (Koopmans 2002) sind hier hilfreich: Koopmans unterscheidet zwischen (1) politischen Entscheidungen, worunter alle irgendwie verbindlichen Entscheidungen verstanden werden, seien sie parlamentarischer Art oder Gerichtsurteile, Parteitagsbeschlüsse oder Rücktritte einzelner Amtsträger*innen, (2) Verwaltungshandeln, (3) Gerichtsverhandlungen, (4) verbalen Stellungnahmen, (5) Meetings einschließlich Konferenzen, Staatsbesuchen und Parteitagen, (6) direktdemokratische Aktionen wie Referenden oder Volksbegehren, (7) Petitionen, (8) demonstrativem Protest, (9) konfrontativem Protest bis hin zu Blockaden und Besetzungen und schließlich (10) gewalttätigem Protest. Die Herkunft dieser Typologie aus der Bewegungs- und Protestforschung (Raschke 1985: 277–282) wird daran erkennbar, dass die Protestaktivitäten weitaus differenzierter kategorisiert sind als etwa die Bereiche, die unter verbale Stellungnahmen fallen. Diese Asymmetrie muss aber nicht daran hindern, diese Kategorisierung zunächst zu nutzen und in der Folge weiter zu verbessern. Allerdings wird in diesem Vorschlag nicht zwischen Aktivitätstypen (oder Aktionsformen) und Interaktionstypen unterschieden.

Erving Goffman unterscheidet in seiner Studie »Encounters« (1961) soziale Interaktionen von sozialen Gruppen, insbesondere kleinen sozialen Gruppen. Selbst wenn sich alle Mitglieder einer kleinen Gruppe in Anwesenheit versammeln, ist dies eine Interaktion, während sich die Gruppe am nächsten Tag in anderer Konstellation treffen kann. Gruppe und Interaktion fallen also nicht zusammen. Damit sind auch »two-person groups« (Ebd.: 10) nicht als *Interaktionstyp* anzusehen, sondern als sehr kleine Gruppen, die aber hinsichtlich der ausgeübten Interaktionen unterschieden werden können. Innerhalb der Kategorie der Interaktionen kennt Goffman »unfocused interactions«, die allein darauf beruhen, dass Personen sich in der Gegenwart und im selben räumlichen Umfeld mit anderen Personen befinden. »Focused interaction« – Goffman setzt diesen Terminus gleich mit »encounters« oder »focused gatherings« (Ebd.: 7–8) – verlangt deutlich mehr von den Beteiligten: »For the participants, this involves: a single visual and cognitive focus of attention; a mutual and preferential openness to verbal communication; a heightened mutual relevance of acts; an eye-to-eye ecological huddle that maximizes each participant's opportunity to perceive the other participants‹ monitoring of him.« (Goffman 1961: 17–18)

Alle hier aufgeführten Interaktionstypen sind in diesem Sinne Formen von »focused interaction«. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass die Personen sich zum selben Zeitpunkt am selben Ort aufhalten und sich wechselseitig aufeinander beziehen.

Angesichts der schnell zunehmenden Bedeutung der Kommunikation ohne Anwesenheit am selben Ort, insbesondere der digitalen Kommunikation, sind auch alle synchronen Beteiligungen an einer digitalen Kommunikationsform, also insbesondere Telefonate und Videokonferenzen als Formen fokussierter Interaktion aufzufassen. E-Mails, Tweets und dergleichen sind dagegen keine Interaktionen, sie finden nicht synchron statt, sondern sind Akte einzelner Akteure, die sich zu einer sequentiellen Abfolge aus Mails und Tweets zweier oder mehrerer Akteure entwickeln können. Definitionsmerkmal ist also nicht die physische Anwesenheit an einem Ort, sondern die *zeitlich synchrone Beteiligung* an einem Kommunikationsprozess mit wechselseitiger Bezugnahme.

Eine zielgerichtete und zeitlich begrenzte Begegnung von mindestens zwei Personen heißt in der Literatur »meeting«. Im Gefolge von Georg Simmels Aussagen zur Rolle der Quantitäten in menschlichen Gruppen (Simmel 1992) liegt eine Definition von Meeting nahe (Nullmeier et al. 2008: 8), die mindestens drei Personen voraussetzt, doch die dominierende angelsächsische Forschung spricht meist von mindestens zwei Personen (Schwartzman 1989). Ein (durchaus auch zufällig zustande gekommenes) Gespräch (sei es in Anwesenheit auf dem Flur oder im Büro, oder in Nichtanwesenheit per Telefon oder Videokonferenz) sollte aber vom Interaktionstyp der *Gremiensitzung* unterschieden werden. Unter einer Gremiensitzung werden rechtlich geregelte Formen von Meetings innerhalb einer Organisation oder politischen Institution mit einer begrenzten Anzahl an Akteuren (meist bis 30–40 Beteiligten) bezeichnet. Untertypen der Gremiensitzung sind *Vorstandssitzungen, Plenarsitzungen, Ausschusssitzungen*. Die Liste lässt sich fortsetzen, so kann man auch *Arbeitsgruppensitzungen* oder – quer dazu – *Sondersitzungen* als Untertypen ansehen, hier kann es zu einer Überdifferenzierung kommen, die einen Vergleich von Einzelfallanalysen erschwert.

Nicht rechtlich regulierte Formen des Zusammentreffens können als Meeting oder – wenn der Formalisierungsgrad sehr niedrig ist – als *informelles Treffen* (z.B. nach dem Ausruf eines Beteiligten »Lass uns eben kurz zusammensetzen!«) bezeichnet werden. Innerhalb organisierter Formen des Zusammentreffens kann es zu kleinen informellen Runden kommen, die simultan zum offiziellen Geschehen stattfinden, Goffman hat sie »subordi-

nate gatherings« genannt (Goffman 1961: 18). Einzelne Formate der Zusammenkunft, so Treffen zwischen Politiker*innen und Medienvertreter*innen bei *Hintergrundgesprächen* ohne die Erlaubnis, daraus in Presseorganen oder anderen Medien zu berichten, können als eigenständiger Typ interpretiert werden. Bei größeren Runden über 40 Personen wird meist von *Versammlungen* gesprochen. Das Versammlungsrecht unterscheidet in der Regel zwischen öffentlichen Versammlungen in geschlossenen Räumen und unter freiem Himmel, was Aufzüge einschließt. Die rechtlichen Fragen sind hier nicht relevant, aber die Unterscheidung lässt sich sozialwissenschaftlich nutzen: *Versammlungen in geschlossenen Räumen* oder *digital* sind von *Demonstrationen* (Aufzügen) und *Kundgebungen* zu unterscheiden. Andere Formen des Protestes wie *Boykotte* und *Blockaden*, solange sie am selben Ort und mit mehreren, zusammen agierenden Personen stattfinden, sind entsprechend ein weiterer Interaktionstyp. Besonders relevant als Interaktionstyp sind zudem *Verhandlungen* (grundlegend: Benz 1994). Zu unterscheiden ist zwischen Verhandlungen in *Verhandlungsgremien*, das sind rechtlich vorgesehene Einrichtungen, in denen laut Gesetz, Satzung oder Geschäftsordnung durchgehend Einstimmigkeit verlangt wird, Verhandlungen in Gremien oder formalisierten Kontexten, in denen Mehrheitsentscheid möglich ist (was den Verhandlungscharakter der Interaktion deutlich mindert), und Verhandlungen außerhalb von formalisierten Gremien, z.B. bei Vertragsverhandlungen zwischen Unternehmen. Der Interaktionstyp Verhandlung kann nach dem Zweck und den regelhaft Beteiligten weiter differenziert werden, wie z.B. *Tarifverhandlungen*.

Die basale Unterscheidung bei den *Ergebnissen einer Interaktion* scheint die zu sein, »ob eines vorliegt oder nicht«. Diese alltagssprachliche Ausdrucksweise lebt von der Erwartung, dass ein Ergebnis nur so etwas wie ein Beschluss, eine Entscheidung sein kann, und alles andere als Nichtergebnis zu werten wäre. In der Prozessanalyse ist aber auch das Enden eines Gesprächs ohne jede kollektive Verabredung ein Interaktionsergebnis, allerdings ein bestimmter Typus, der hier *Interaktion ohne Beschluss oder Verabredung* heißen soll. Bei Interaktionen, die mit einer Verabredung (Geltung nur für die Beteiligten) oder einem Beschluss (kollektiv verbindliche Entscheidungen, wobei die Kollektivität mehr Personen umfasst als die an der Interaktion Beteiligten) enden, kann unterschieden werden zwischen formellen Beschlussvorgängen (z.B. Abstimmung, Protokollierung) und informellen Entscheidungen, die ohne formalisierte Vorgänge auskommen. Auch in Interaktionstypen wie institutionalisierten Gremien kann

es informelle Entscheidungen geben, die nicht auf die Möglichkeiten der Geschäftsordnung zurückgreifen. Bei *Beschlüssen und Verabredungen* gleich welcher Art finden sich Einstimmigkeit, Konsens, Mehrheitsentscheid, Minderheitsentscheid. Die tradierte Unterscheidung nach Einstimmigkeit und Mehrheitsentscheid (einschließlich bestimmter Formen von qualifizierten Mehrheiten über 50 %) ist nach den jüngeren Diskussionen über das Konsensprinzip (Überblick bei: Haug 2015) zu ergänzen um Varianten dieses Entscheidungsprinzips.

Auch der Inhalt von Interaktionsergebnissen kann typisiert werden. Als *prozedural* lassen sich Beschlüsse und Verabredungen bezeichnen, die ein weiteres Vorgehen betreffen (z.B. Vertagen, Gründen eines Ausschusses, einer Arbeitsgruppe, Überweisen an eine andere Instanz, Einbeziehen Dritter etc.). Die Klärung von Rechtsfragen durch eine Rechtsstelle oder Rechtsberatung ist ebenso wie die Einbeziehung von Expert*innen und Wissenschaftler*innen ein prozedurales Interaktionsergebnis. *Personelle* Entscheidungen liegen vor, wenn Personen gewählt, ernannt, beauftragt werden, ein Amt oder eine Aufgabe zu übernehmen, auch kleinerer und rein informeller Art (z.B. »Du rufst erst einmal den Bürgermeister an.«). *Finanzielle* Interaktionsergebnisse liegen vor, wenn monetäre Transaktionen beschlossen oder angekündigt werden. Alle anderen Interaktionsergebnisse können vorerst in die weite Kategorie der *inhaltlichen* Entscheidungen eingeordnet werden.

Die vorgestellten Typisierungen bei Akteuren, Akteurkonstellationen, Aktionen und Interaktionen können auf Vorarbeiten in den Sozialwissenschaften zurückgreifen. Bei *Wahrnehmungen* fehlen diese. Die Einteilung in die Sinnesbestimmtheit der Wahrnehmung: visuell, auditiv, taktil, olfaktorisch etc. sind für sozialwissenschaftliche Zwecke kaum von Bedeutung. Aber auch Perzeptionen müssen typologisiert werden können. Vorgeschlagen wird eine Einteilung nach dem Detaillierungsgrad und der Bestimmtheit der Wahrnehmung. Dann könnte eine Typologie zwischen einem *ersten flüchtigen Eindruck* mit unbestimmter Beurteilung (»Davon habe ich gehört, aber ich weiß nicht Näheres.«) und einer *systematischen,* ja wissenschaftlich gestützten *Erkundung* mit detaillierter und in einen umfassenden Denkrahmen eingefügter Beurteilung aufgespannt werden. Stärker holistische Formen der Wahrnehmung können gegen detailbezogene abgesetzt werden, vage Urteile gegen genauestens bestimmte Einschätzungen, als unsicher angesehene Überlegungen lassen sich von mit Gewissheit ver-

tretenen Überzeugungen unterscheiden. Hier ist noch in größerem Umfang typenbildende Forschungsarbeit zu leisten.

6.3.6 Identifikation komplexer kausaler Mechanismen

Eine mechanismenbasierte Erklärungskette für einen Prozess wird eine größere Anzahl von kausalen Kettengliedern umfassen. Jede Erklärungskette wird zudem Besonderheiten aufweisen, die eine Vergleichbarkeit zu anderen Fällen über bestimmte Abschnitte der Erklärungskette hinweg nicht erreichen lässt. Die *Typisierung* auf der Ebene von Akteuren, Akteurkonstellationen, Aktionen, Interaktionen, Interaktionsergebnisse und Wahrnehmungen ist ein erster entscheidender Schritt, um Vergleichbarkeit zu ermöglichen. Aber auch dann, wenn die einzelnen Kettenglieder in dieser typisierten Form erfasst werden, ist eine Erklärungskette oft noch zu lang, um für die Untersuchung anderer Fälle relevant zu sein. Wie aber können Einzelfallanalysen über die Ansammlung von Einzelerklärungen hinausgehend zum Bestand sozialwissenschaftlichen Wissens beitragen? Dies leistet die *Identifikation von komplexen kausalen Mechanismen*. Die Erklärungskette ist erst dann für Vergleiche zu verwenden, wenn sie in einzelne Sequenzen aufgespalten wird. Die *Modularisierung* der Prozessanalyse erfolgt mithin nicht nur auf der Ebene der elementaren Mechanismen, sondern auch auf der Ebene einer Zusammenfassung mehrerer Einzelschritte in einer *Sequenz*, die als komplexer kausaler Mechanismus interpretierbar ist. *Die komplexen kausalen Mechanismen unterscheiden sich von den elementaren Mechanismen grundlegend dadurch, dass sie die jeweilige Typik der Ereignisse umfassen.* Elementare Mechanismen sind so definiert, dass sie sich auf alle Formen von Aktivitäten (elementare Handlungsmechanismen), auf alle Ausprägungen von Wahrnehmungen (elementare Perzeptionsmechanismen) und auf alle Formen von Interaktionen (elementare Interaktionsmechanismen) beziehen. Komplexe kausale Mechanismen erfassen jedoch mehrere Prozessschritte und berücksichtigen jeweils die Typen der Ereignisse. Komplexe kausale Mechanismen sind dadurch viel spezifischer als elementare, sie sind an Akteur-, Aktivitäts-, Interaktions-, Ergebnis- und Wahrnehmungstypen gebunden und bezeichnen deren spezifische Verknüpfung. Ihre Reichweite ist dadurch eingeschränkt, sie betreffen z.B. nur bestimmte Akteure, bestimmte Arten der Interaktion und der Wahrnehmung. Die Anzahl der komplexen kausalen Mechanismen ist daher – im Unterschied zu den ele-

mentaren kausalen Mechanismen, von denen man annimmt, dass es sich um keine beliebig große Zahl handeln dürfte – prinzipiell nicht limitiert und zudem abhängig von der Feinheit der Typisierungen.

Auch die ›Größenordnung‹ derartiger Sequenzen kann sehr unterschiedlich ausfallen. Sie mögen von drei Kettengliedern mitsamt ihren elementaren Mechanismen bis zu einer höheren Zahl an Kettengliedern reichen. Hier kann es keine methodologischen Hinweise geben, es ist Aufgabe der Forschung, Einheiten so zu bestimmen, dass sie zugleich auch als Sinneinheiten verstanden werden können. Sequenzen sind überschaubare und hinreichend abgrenzbare Einheiten einer Kausalkette. Eine Sinneinheit bildet eine Sequenz erst dann, wenn sie sozialwissenschaftlich interpretiert werden kann als eine zusammengehörende, auch mit einem Namen für den komplexen Mechanismus zu bezeichnende Folge von Wahrnehmungen, Handlungen und Interaktionen einer bestimmten Anzahl an Akteuren. Wenn eine Sequenz nicht interpretierbar und nur durch Aufzählung der Einzelschritte verständlich zu machen ist und in keine geeignete Benennung gefasst werden kann, liegt eine Abfolge vor, aber noch keine als komplexer kausaler Mechanismus zu bezeichnende Sequenz. Wenn sich die Erforschung von kausalen Mechanismen verstetigen soll, wird sich aus den Einzelstudien auch ein Katalog von komplexen kausalen Mechanismen zusammenstellen lassen, der als Vergleichsfolie für die Identifikationsarbeit in der Einzelfallstudie dient. Durch Typisierung und Sequenzidentifikation können Erklärungen einzelner Prozesse mit dem Streben nach (begrenzt) verallgemeinerbaren Erklärungen verbunden werden.

Die Aufteilung in Sequenzen, die nichts Anderes darstellt als das Identifizieren von komplexen kausalen Mechanismen, muss sich nicht auf den gesamten Prozess bzw. die gesamte Erklärungskette beziehen. Einzelne Abschnitte der gesamten Erklärungskette sind Abfolgen von Handlungen, Interaktionen und Perzeptionen, die sich nicht als Sinneinheit interpretieren lassen und Besonderheiten des untersuchten Prozesses darstellen. Die gesamte Erklärungskette muss daher nicht vollständig in komplexe kausale Mechanismen und als interpretierbare Sequenzen aufgegliedert werden, sondern kann durchaus aus uninterpretierten Abschnitten und anderen Abschnitten bestehen, die als komplexe kausale Mechanismen verstanden werden.

6.3.7 Auslösebedingungen eines komplexen Mechanismus

Unter welchen Bedingungen treten bestimmte komplexe kausale Mechanismen auf? Werden einzelne auslösende Ereignisse als ausschlaggebend angesehen, soll von einem *Trigger* oder *Trigger-Ereignis* gesprochen werden. Handelt es sich dagegen um Zustände und komplexere Bedingungen, soll der Begriff *Scope Conditions* oder *Auslösebedingungen* verwendet werden. Beide Formulierungen fragen nach den ›Ursachen‹ für das Auftreten dieser Sequenz an ganz unterschiedlichen Raumzeitpunkten (in den Jahren b im Land A, im Jahr k in den Ländern B und L, im Jahr x in den Ländern A, B und L). Im Rahmen einer Prozessrekonstruktion bezieht sich die Suche nach Ursachen auf Elemente *im* Prozess. Die Frage nach den Scope Conditions zielt dagegen auf ein Äußeres des Prozesses, meist Kontext genannt. Will man die Logik der Prozessanalyse nicht unterlaufen, müssen die Auslösebedingungen in den Anfangszuständen, dem *Initial State,* identifiziert oder als *prozessinterne Vorgänge* rekonstruiert werden.

Unter der Annahme, dass in den Einzelstudien die *Anfangszustände* vollständig erfasst worden und über die Zeit des Prozesses konstant geblieben sind, können diese Anfangszustände fallvergleichend auf Übereinstimmungen analysiert werden. Alle Bedingungen, die in allen bekannten Fällen des Auftretens eines komplexen Mechanismus, gleichermaßen gegeben sind (z.B. demokratisches politisches Regime, bestimmtes wirtschaftliches Niveau, Mitte-links-Regierung), bilden die Scope Conditions dieses komplexen kausalen Mechanismus. Es ist jedoch auch die Möglichkeit zu beachten, dass unterschiedliche Konstellationen von Bedingungen gleichermaßen zur Auslösung eines komplexen Mechanismus führen: der Fall der *Äquifinalität* (dazu: Rihoux and Ragin 2009; Goertz and Mahoney 2012: 58–60). Es kann also mehr als eine Konstellation von Zuständen geben, die einen komplexen Mechanismus auslöst.

Mit der Bestimmung von Scope Conditions wechselt die Analyse letztlich wieder in die *Variablenlogik*. Es werden jene Konstellationen identifiziert, die einen komplexen kausalen Mechanismus auslösen können. Entsprechend kann die Terminologie von notwendigen und hinreichenden Bedingungen und das gesamte Instrumentarium der einfachen, d.h. der Crisp-Version der *Qualitative Comparative Analysis* (Rihoux and Ragin 2009; Schneider and Wagemann 2012; Wagemann 2015; Blatter, Langer und Wagemann 2018: 291–355) verwendet werden, um Auslösebedingungen zu bestimmen. Es wird Sequenzen geben, die sich nur in einem bestimmten Bereich, Zeit-

raum, politischen Systemtyp etc. finden lassen. Dann handelt es sich um *bereichsspezifische komplexe Mechanismen*. Andere Sequenzen mögen ›wild‹ streuen über verschiedene Zeiträume, politische Systemtypen und ökonomische Kontexte. Um nicht von allgemeinsten komplexen Mechanismen zu sprechen, das würde ihnen einen zu hohen Stellenwert in den Forschungsanstrengungen der Sozialwissenschaften verschaffen, ist der Terminus *bereichsunspezifischer komplexer Mechanismen* zu verwenden.

Bei der Bestimmung der Auslösebedingungen (man kann auch von der *Reichweite* eines komplexen Mechanismus sprechen) wird der Anfangszustand direkt ins Verhältnis gesetzt zu einer Sequenz, die irgendwann im Verlauf des Prozesses zwischen Anfangszeitpunkt und Endzeitpunkt angesiedelt ist. Der betreffende kausale Mechanismus muss selbstverständlich nicht unmittelbar nach dem Anfangszeitpunkt eintreten, sondern an irgendeiner Zeitstelle *im Verlaufe des Prozesses*. Eine genauere Bestimmung müsste die Elemente des Anfangszustandes mit jenen Elementen der Vorgeschichte des Auftretens des komplexen Mechanismus verbinden, die sich auch in den anderen Fällen finden lassen. Das können zum Beispiel andere komplexe Mechanismen sein, so dass die Auslösung des einen das vorherige Auftreten des anderen verlangt. Dann sind auch vorausgehende Ereignisse oder vorausgehende komplexe Mechanismen Auslösebedingungen. Eine solche Kopplung von komplexen Mechanismen ist für die weitere Forschung sicher besonders interessant, denn es kann gefragt werden, ob es sich nicht um einen einzigen, nun aber umfangreicher zu definierenden komplexen Mechanismus handelt. Es können aber auch einzelne Schritte im Prozess sein, also das Vorliegen einer bestimmten Aktivität, Perzeption oder Interaktion, die jeweils dem Auftreten eines komplexen Mechanismus vorausgeht. Die Identifikation solcher kleinteiliger Prozessauslöser, Trigger oder Trigger-Events, ist weitaus komplizierter, müssen doch bei allen Vergleichsfällen die Vorgeschichten des Auftretens der fraglichen Sequenz miteinander in Beziehung gesetzt werden. Je genauer dies gelingt, umso mehr wird auch die Bestimmung der Auslösebedingungen zurück in die temporale Logik der Prozessanalyse geführt, es sind dann wieder prozessuale Elemente, die einen Mechanismus auslösen, nicht mehr allein die Ausgangsbedingungen des gesamten Prozesses.

7. Datenquellen, Erhebungs- und Auswertungsmethoden

Alle sozialwissenschaftlichen Erhebungs- und Auswertungsmethoden, die geeignet sind, Spuren eines Prozesses und kausale Mechanismen zu identifizieren, können als *Process-Tracing-Methoden* oder *Methoden der Prozessanalyse* bezeichnet werden. Abweichend von der Benennung bei Beach und Pedersen kann Process Tracing bzw. kausale Prozessrekonstruktion selbst dagegen *nicht* als Methode oder als Bündel von Methoden betrachtet werden, sondern bezeichnet ein komplexes *Forschungsvorgehen* einschließlich einer Sozialtheorie kausaler Mechanismen.

Alles, was dem »tracing« oder »tracking« dient, kann bei diesem Forschungsvorgehen verwendet und daher als Process-Tracing-Methode bezeichnet werden. In der Regel handelt es sich dabei um die bekannten Verfahren der Datenerhebung und Datenauswertung, wie sie in der *qualitativen Sozial- und Politikforschung* sowie in der Geschichtswissenschaft eingesetzt werden. Die Prozessrekonstruktionen beziehen sich auf einen einzelnen Fall oder eine geringe Zahl an Fällen. Daher sind Verfahren der *quantitativen Sozialforschung*, die auf statistischen Auswertungen mit der Voraussetzung einer bestimmten Mindestfallzahl beruhen, ausgeschlossen. Diese Inkompatibilität zu statistischen Methoden ergibt sich aus der Fallzahl, die bei Prozessanalysen zunächst bei eins liegt. Das besagt aber nicht, dass innerhalb der Betrachtung eines Falles quantitative Auswertungsverfahren keine Rolle spielen können. Zum Beispiel kann Textmaterial (Dokumente, Interviewtranskriptionen, Medienberichte) auch quantitativ ausgewertet werden, jedoch verlangt die Konzentration auf Akteure, Aktivitäten, Ereignisse und Mechanismen eine besondere Form der Nutzung solcher quantitativer Textauswertungsverfahren. Entscheidend ist daher, welche Daten in einer Prozessrekonstruktion erhoben werden müssen. Erst wenn die Ziele der Datenerhebung und die möglichen Datenquellen geklärt sind, kann entschieden werden, ob neben qualitativen auch quantitative Methoden zum Einsatz kommen können.

7.1 Ziele der Datenerhebung: Ereignisrecherche und Mechanismenerschließung

Die Prozessrekonstruktion verlangt die Erstellung einer Chronologie unter Einbeziehung der potentiell kausal relevanten Ereignisse. Datenerhebung dient daher zunächst der *Ereignisrecherche*. Die verschiedensten Datenarten, Datenquellen und Formen der Datenerhebung können für die Prozessrekonstruktion bedeutsam werden, wenn sie zu dieser Recherche beitragen. Was immer hilft, Aktivitäten und Ereignisse zu identifizieren, also Informationen über ein raumzeitlich fixierbares Geschehen (wer, was, wann, wo) zu sammeln, kann von der Prozessanalyse genutzt werden. Kriterien für eine qualitativ gute Chronologie sind bereits genannt worden: Zielsetzung muss es sein, hinreichend umfangreiches Material zu versammeln, um eine möglichst umfassende Darlegung der Prozessabläufe hin zu dem Ereignis zu erreichen, das erklärt werden soll.

Um die kausalen Beziehungen zwischen den Ereignissen zu identifizieren, ist eine vertiefte empirische Analyse erforderlich und die Erhebung weiteren Materials. Dieser Teil der empirischen Untersuchung zielt auf die Sammlung empirischer Evidenz für die Zurechnung von Mechanismen. Hier dient die Datenerhebung der *Mechanismenerschließung*.

Bei der Ereignisrecherche interessiert nur, wann ein bestimmter Akteur was getan, mit wem er interagiert hat oder mit wem er in Konflikt geraten ist. Bei der Mechanismenerschließung steht nicht die Was-Frage, sondern die Warum-Frage im Vordergrund: Warum hat der Akteur zu einem bestimmten Zeitpunkt jenes getan, warum haben andere darauf ablehnend reagiert etc.?

Die Datenerhebung ist bei Ereignisrecherche wie Mechanismenerschließung nicht darauf angewiesen, dass Material bereits vorliegt oder durch eine breitfächerige Suchstrategie schnell aufgefunden werden kann. Man kann auch gezielt nach Daten suchen, wozu die Entwicklung von ›Mini-Hypothesen‹ sinnvoll sein kann: Welches Material müsste noch gefunden werden, damit eine bestimmte Ereignisfolge *vollständiger* darlegbar wird oder ein bestimmter Mechanismus *sicherer* angenommen werden kann? Wenn ein ansonsten im Prozessverlauf stark vertretener kollektiver Akteur zu einer Reihe von Aktivitäten und Interaktionen zwischen anderen kollektiven Akteuren keine Stellung nimmt bzw. nicht selbst agiert, ist gezielt nach Material zu suchen, ob es bei diesem Akteur nicht doch eine weniger sichtbare oder

medial verkündete Form der Reaktion gegeben hat. So können Erwartungen zu möglichen empirischen Belegen (»propositions about fingerprints« oder »proposed fingerprints«, Beach and Pedersen 2019: 199, 290) gebildet werden, die durch verfügbares Material oder nach weiteren Suchbewegungen bestätigt oder verworfen werden können (Ebd.: 195–200). Mini-Hypothesen über noch zu erschließendes Material müssen nicht von etablierten Theorien über die Rolle von bestimmten kollektiven Akteuren (z.B. Korporatismustheorie) getragen sein, es genügt der Rückgriff auf Kriterien guter Ereignisrecherche und guter Mechanismenerschließung. Für beide Zielbereiche der Materialerhebung gelten aber dieselben Gütekriterien: Die Datenerhebung ist soweit voranzutreiben, dass ein *umfassender Zugang* zum Prozessverlauf zu erhalten ist, und alles Material ist auf seine *Güte* genau zu befragen und daher auch mit anderem Material zum selben Prozess zu vergleichen (= Grad des *Vertrauens*, den man der Quelle entgegenbringen kann, Ebd.: 197).

Es gibt eine prinzipielle Grenze der Datenerhebung in der Prozessanalyse, die mit einem frei übertragenen Begriff aus der Astrophysik, der Relativitätstheorie und der Erforschung Schwarzer Löcher als *Ereignishorizont* (»event horizon«) bezeichnet werden kann. Physikalisch wird Ereignishorizont als raumzeitliche Grenzfläche bestimmt, jenseits derer für eine wissenschaftliche Beobachtung kein Ereignis, keine kausalen Zusammenhänge mehr beobachtbar sind (Hawking 1991). Von Orten jenseits des Ereignishorizonts lassen sich keine Informationen beziehen. Übertragen auf eine sozialwissenschaftliche Anwendung bedeutet dies, dass es eine Grenze der empirischen Erkundung von Prozessen gibt, wo keine Ereignisse mit sozialwissenschaftlichen Methoden mehr beobachtet werden können. Dies ist z.B. dann gegeben, wenn die inneren Denkvorgänge von individuellen Akteuren beginnen oder Akteure beharrlich auch auf mehrfache Nachfrage schweigen und keine Auskünfte in Interviews erteilen oder Interaktionen ohne audiovisuelle Aufzeichnung stattgefunden haben und man nur auf das Protokoll und die Auskünfte der Beteiligten zurückgreifen kann, den eigentlichen Prozessablauf aber nicht einsehen kann.

7.2 Datenquellen und Datenarten

Für die Durchführbarkeit und das Anfertigen einer Prozessrekonstruktion ist die Datenlage, auch Material- oder Quellenlage genannt, entscheidend.

Eine Ereignisrecherche gestaltet sich wenig aufwändig, wenn bereits viele Materialien vorliegen bzw. von anderen zusammengetragen wurden. Andernfalls muss das Datenmaterial erst aufgefunden werden. Die Durchführbarkeit hängt davon ab, ob Quellen öffentlich zugänglich sind oder nicht (Kühmstedt 2013: 20). Bei fehlenden Quellen ist zu klären, wie Daten nachträglich erhoben werden können.

Als *Quelle* werden in der Geschichtswissenschaft »alle Texte und Artefakte« verstanden, »die in der Vergangenheit entstanden sind« (Budde 2008: 53). Leicht abweichend von dieser Definition wird hier als Quelle alles Material (ohne Forschungsliteratur) verstanden, das bereits vor Beginn der Prozessanalyse über den zu betrachtenden Zeitraum und den entsprechenden Prozess vorliegt. Die Sicherung des Zugangs zu diesen Quellen gehört zur *Quellenzusammenstellung*. Dies ist die Arbeit an der Zusammenführung, am Rearrangement oder Überführen des vorliegenden Materials in eine eigene Recherchedatenbank. Für derartige Recherchen gibt es kaum systematische methodische Vorgehensweisen, aber durchaus Hinweise (für die Geschichtswissenschaft z.B.: Salevouris with Furay 2015). Die Prozessrekonstruktion kann besonders von Quellenzusammenstellungen profitieren, die es ermöglichen, nach individuellen und besonders kollektiven Akteuren gesonderte Subdatenbanken zusammenzustellen.

Frühere Forschungsarbeiten werden hier nicht in die Kategorie der Quelle einbezogen. Diese *Forschungsliteratur* zu einem Thema liegt zwar auch vor, ehe mit der Prozessanalyse begonnen wird. Doch handelt es sich bei Forschungsliteratur um Arbeiten, die selbst bereits eine Auswertung von Quellen darstellen. Sie besitzt mithin eine eigene Qualität, weil sie eine Vielzahl an Daten bereits analysiert und interpretiert, diese aber selten umfassend dokumentiert. Die jüngeren Bemühungen um ein besseres Forschungsdatenmanagement, um die Sicherung von Daten und deren Aufbereitung zur Nachnutzung auch im Bereich qualitativer Daten, könnten in Zukunft dazu führen, dass veröffentliche Arbeiten auf ein Datenrepositorium verweisen müssen, wo die der Analyse zugrundeliegenden Daten aufzufinden sind (Cabrera et al. 2020).

Eine Prozessanalyse, die eine bereits vorliegende Studie überprüft, sich mithin zentral auf Forschungsliteratur bezieht, die selbst dem Grundmuster der Prozessanalyse folgt, kann als *Replikationsstudie* verstanden werden. Wenn die Fachcommunity eine publizierte Prozessrekonstruktion als einschlägige Studie für einen bestimmtes Geschehen anerkennt, kann es im Laufe der Zeit auch zu Kritiken kommen, die die Gültigkeit dieser Rekon-

struktion anzweifeln: Die Recherche kann sich auf bestimmte Quellen beschränkt haben, andere waren nicht zugänglich oder wurden aus arbeitsökonomischen Gründen nicht herangezogen. Die Güte der Daten kann bezweifelt werden, bei der Erstellung einer Chronologie kann es zur Nichtberücksichtigung von Ereignissen und Aktivitäten gekommen sein. Die Zuordnung kausaler Mechanismen ist durchaus nicht ohne Interpretationsspielraum – und so ist die rekonstruierte kausale Kette ein Produkt der vorgelagerten Forschungsschritte und ihrer Unvollkommenheiten. Wenn Zweifel an der Güte einer Prozessrekonstruktion bestehen, kann daher die Durchführung einer zweiten Studie zu genau demselben Ereignis und Prozess sinnvoll sein. Wenn nur das in der Erststudie vorliegende Datenmaterial verwendet wird, lautet die Annahme, dass sich die Zuordnung der kausalen Mechanismen die Erklärung via Prozessrekonstruktion als falsch oder problematisch erweist. Oder die Materialbasis wird angezweifelt, dann ist die Hinzuziehung neuen Materials zentral, um eine verbesserte Erklärung zu liefern. Liegen Forschungsarbeiten z.B. aus der Geschichtswissenschaft vor, die zwar nicht den methodischen Regeln des Process Tracing folgen, aber eine recht genaue Darstellung des Prozesses bieten, kann eine *Übersetzung* der Analysen aus dieser Sekundärliteratur *in das Format der Prozessrekonstruktion* versucht werden. Eine im wesentlichen narrative Prozessdarstellung kann so nachträglich in eine den Regeln der Prozessrekonstruktion folgende Studie überführt werden, wobei entweder allein das empirische Material aus der betreffenden Studie verwendet wird oder ergänzend auch neue Daten berücksichtigt werden.

Als *Erhebungsdaten* werden jene Materialien bezeichnet, die erst im Laufe einer Prozessrekonstruktion zum untersuchten Prozess erzeugt werden. Haben andere Forscher*innen bereits Interviews mit den zentralen Beteiligten geführt und sind diese hinterlegt, handelt es sich um Quellen. Werden für die eigene Prozessanalyse jedoch Interviews geführt, so handelt es sich um Erhebungsdaten. Die Differenzierung zwischen Quellen und Erhebungsdaten ist daher eine Unterscheidung, die dazu dient, frühzeitig einen Überblick zu bekommen, auf welches Material zurückgegriffen werden kann und wo Daten selbst erhoben werden könnten oder müssten.

Die Geschichtswissenschaft unterscheidet zwischen *Primär- und Sekundärquellen* (Trachtenberg 2006: 51; Kühmstedt 2013; Schors 2020). Primärquellen bezeichnen Quellen mit einer großen Nähe zum Untersuchungsgegenstand (z.B. Augenzeugenbericht), Sekundärquellen entsprechend jene, die mit größerem Abstand über den Untersuchungsgegenstand be-

richten, sei es ein zeitlicher oder ein kommunikativer Abstand aufgrund mehrerer Zwischenschritte zwischen Bericht und Untersuchungsgegenstand (Schors 2020). Die Unterscheidung liefert nur einen pragmatischen Anhaltspunkt zur Einschätzung der Güte von Quellen, in jedem Einzelfall ist hier zu prüfen, welcher Stellenwert auch Sekundärquellen gegeben werden kann. Für die Geschichtswissenschaft ist der Übergang zwischen Sekundärquellen und Sekundärliteratur eher fließend, da für bestimmte geschichtliche Perioden z.B. auf Chroniken als frühem historiografischen Genre zurückgegriffen werden muss.

Schließlich ist noch zwischen *Text-, Bild- und Sach- bzw. Artefaktquellen* bzw. sprachlichem und visuellem Datenmaterial zu unterscheiden. In der Geschichtswissenschaft werden schriftliche Quellen von audiovisuellem Material und von Sachgegenständen, Artefakten, Architekturen, Realien unterschieden. Gerade zu den *Sach- bzw. Artefaktquellen* haben sich einige historische Hilfswissenschaften gebildet, die für die sozialwissenschaftliche Erforschung heutiger politischer und sozialer Prozesse nicht erforderlich sind, man denke an die Insignienkunde für die Analyse von Herrschaftszeichen wie Kronen und Throne (Kühmstedt 2013: 89–92, Budde 2008: 64–65). Gleichwohl zeigen neuere Arbeiten aus der interpretativen Politikforschung, wie aufschlussreich die Analyse von Plätzen, Gebäuden, Gerätschaften und Architekturen auch für die Prozessforschung sein kann (Yanow 1996, allgemein: Schubert 2019). Politische Prozesse in Parlamenten sind von der Parlamentsarchitektur nicht gänzlich unberührt (Parkinson 2012), so können vereinzelt auch Sachquellen von prozessanalytischer Relevanz sein.

Das überwiegende Gewicht der Prozessrekonstruktion liegt jedoch auf der Bearbeitung von *schriftlichen Quellen*. Die Vielfalt der schriftlichen Quellen ist erheblich, einige der für die Prozessanalyse wertvollen Textmaterialien werden unten näher erläutert. Audiomaterial und audiovisuelle Aufzeichnungen von Reden, Diskussionen oder z.B. Gesprächen bei Talkshows können verschriftlicht werden. Unter den schriftlichen Quellen dürften *Dokumente* als natürliche Daten (Salheiser 2019; einen wesentlich weiter gezogenen Dokumentbegriff vertritt Hoffmann 2018: 100–101) dominieren. Sie sind ohne Beteiligung oder Intervention von Forschenden entstanden und dürften daher in aller Regel durch einen Forschungskontext nicht berührt sein. Dazu zählen vor allem auch *Akten* (Salheiser 2019: 1119; dazu Vismann 2000). Ältere, vor dem Beginn der Prozessrekonstruktion schon vorliegende *Forschungsdaten* werden hier auch als Quellen bezeichnet, beruhen aber nicht wie Dokumente auf nicht-reaktiven Verfahren. Sie sind

vielmehr das Ergebnis von Interviews, Befragungen, Gruppendiskussionen oder teilnehmender Beobachtung. Dokumente sind aufgrund ihres nichtreaktiven Charakters, also ihrer fehlenden Beeinflussung durch eine Forschungssituation, den reaktiven Forschungsdaten in der Regel vorzuziehen oder stärker zu gewichten.

Für *Bildmaterial* haben etliche Disziplinen Typologien, Theorien und Untersuchungsmethoden entwickelt, so dass man heute von einer interdisziplinären Bildwissenschaft spricht (Sachs-Hombach 2005). Bildern und Fotografien (Bohnsack 2019) sowie Bewegtbildern wie insbesondere Filmen (Akremi 2019) kommt danach ein Wert als Quelle zu, der nicht zu unterschätzen ist. Auch bei Prozessanalysen ist das Potential der Bild- und Filmmaterialien jenseits der Verschriftlichungen in Bildbeschreibungen noch nicht hinreichend erkannt. Die Zuschreibung von Handlungsmechanismen kann als Beleg durchaus auf dieses Material zurückgreifen, wenn eine bestimmte Körperhaltung, Gestik und Mimik als (immer auch wieder bezweifelbares) Indiz für eine bestimmte Handlungsorientierung genommen wird. Über Bilddatenbanken besteht Zugang insbesondere zu Fotografien in riesigem Umfang (Kühmstedt 2013: 82–84). Fotogeschichte und Visual History haben sich in der Geschichtswissenschaft breit entfaltet (Paul 2006, 2020). Zunehmend wird sich die Forschung angesichts des Bedeutungszuwachses der sozialen Medien und der Websites auch mit sogenanntem *multimodalem Quellenmaterial* beschäftigen müssen, einem Quellenmaterial, das mehrere Modalitäten zugleich verwendet, insbesondere Text und Bild/Film miteinander verbindet.

Dokumente und Archivrecherche

Noch sind nicht alle relevanten Schriftdaten auf Websites zu erhalten. Insbesondere Aktenbestände staatlicher Organisationen, interne Materialien von Organisationen oder auch Briefe bzw. Nachlässe von Personen sind bisher oft nicht über das Internet zugänglich. Die in der Geschichtswissenschaft üblichen Quelleneditionen beziehen sich überwiegend auf weit zurückliegendes dokumentarisches Material und bieten Auswahlen aus dem historischen Datenmaterial an (Trachtenberg 2006: 140–168). Dokumentsuchen sind daher auf Archive angewiesen (Schors 2020), wobei sich das Archivwesen durch die Digitalisierung stark verändert hat und an die Stelle von Findbüchern und Aktenbeständen auch digitale Recherchemöglichkeiten bereits

digitalisierter Bestände getreten sind (Patel und Bischoff 2020). Archivrecherche gehört nicht zu den im Bereich quantitativer Politik- und Sozialforschung gelehrten Methoden, vermutlich, weil die Beschäftigung mit aktuellen politischen und sozialen Vorgängen dominiert, für die der Rückgriff auf Archive nicht erforderlich oder aufgrund von Sperrfristen nicht ertragreich zu sein scheint. Je mehr die Sozialwissenschaften ihren Gegenstand auch im historischen Längsschnitt untersuchen oder Re-Analysen historisch zurückliegender Entwicklungen vornehmen, desto eher wird die Archivrecherche zu einer Methode, die auch in den Sozialwissenschaften vermittelt werden sollte. So betonen George und Bennett (2004: 99–105, 107–108) Archivrecherche und Nutzung archivarischen Materials in ihrer Darstellung des Process Tracing. Wenn weiter zurückliegende Fälle zu analysieren sind und der Zugang zu den Archiven gegeben ist, findet sich zentrales Material für ein möglichst genaues Nachzeichnen historischer Prozesse.

Doch darf die Bedeutung von Archivmaterial auch nicht überschätzt werden, es muss mit dem sonstigen verfügbaren Material abgeglichen werden und darf nicht den Status der in jedem Fall Aufschluss bietenden Quellen erlangen (Jordan 2018: 44). Ob ein Dokument authentisch ist oder es sich um eine Fälschung handelt, gehört zum Feld der *äußeren Quellenkritik*. Die *innere Quellenkritik* fragt dagegen, wer unter welchen Umständen zu welchem Zweck zu welchem Zeitpunkt ein Dokument erstellt hatte, das den Weg in die Archive gefunden hat (Budde 2008: 67; Budde und Freist 2008: 160; George and Bennett 2004: 99–100; Beach and Pedersen 2019: 216). Der Zugang zu neuen Quellen verspricht nicht notwendig eine verbesserte Erklärung, bietet aber die Chance zur Überprüfung, Schärfung oder Revision einer vorliegenden Prozessrekonstruktion. Zugang zu Akten öffentlicher Einrichtungen kann über die Rechte der Bürger*innen im Rahmen der *Informationsfreiheits- und Transparenzgesetze* (Kubicek 2020) hergestellt werden. Die Forderung nach Transparenz hat dazu geführt, dass bereits eine größere Zahl an öffentlichen Dokumenten online veröffentlicht worden sind. Die gesetzlichen Grundlagen ermöglichen zusätzlich den Zugang zu Dokumenten auf Einzelanfrage. Damit werden auch Prozesse rekonstruierbar, die bisher aufgrund des fehlenden Zugangs zu staatlichen Dokumenten nicht untersuchbar waren.

Klassische Medien als Quelle

Klassische Medien wie Zeitungen, Zeitschriften, Radio und Fernsehen erstellen heute zu beinahe allen politischen und sozialen Ereignissen und Entwicklungen Textmaterial, Filme/Videos, Bilder/Fotografien – oft in einer multimodalen Kommunikation (Taddicken 2019). Für die Erstellung von Chronologien bieten sich Zeitungsarchive immer noch in besonderem Maße als Quellen an. *Zeitungsdatenbanken* wie *factiva* und *LexisNexis* liefern den Zugang zu einer sehr großen Menge an Textmaterial aus Zeitungen und Zeitschriften aus zahlreichen Ländern der Welt. Auch die Online-Ausgaben sind hier teilweise einbezogen. Die Recherchen sind sehr leicht auf bestimmte Zeiträume und relevante Medien einschränkbar, einfache Suchtermini oder ausgefeilte kombinierte Suchformeln ermöglichen den Zugriff auf Artikel zum Untersuchungsgegenstand. Die anfallenden Mengen an Textmaterial können dabei allerdings höchst unterschiedlich ausfallen. Die Auswahlentscheidungen zu gewählten Medien und Suchstichworten haben entsprechend erhebliche Bedeutung für den weiteren Forschungsprozess. Machbarkeitserwägungen können eine Rolle spielen. Auch dann muss bedacht werden, dass Suchstrategien nicht zu einem Bias in der Untersuchung beitragen und Verengungen herbeiführen, die die inhaltlichen Ergebnisse prädeterminieren oder zumindest mitgestalten. Die Kontrolle von anfangs gewählten Suchabfragen durch Alternativabfragen mit anderen Suchkategorien oder einem anderen Mediensample ist erforderlich. Die Ergebnisse sind sowohl quantitativ (Anzahl der relevanten Artikel) als auch inhaltlich (Lesen oder Pretest-Textanalyse für ausgewählte kleine Zeitsegmente) zu vergleichen, um vorentscheidende Einflüsse auf das Forschungsergebnis möglichst zu vermeiden. Bei der Auswahl der Medien ist darauf zu achten, dass Medien mit hoher journalistischer Qualität bevorzugt zu Rate gezogen werden, bieten diese doch am ehesten Gewähr für eine akkurate Darstellung von Ereignissen und Aktivitäten (Beach and Pedersen 2019: 222).

Autobiografien und Biografien

Diese beiden Quellenarten werden für die Prozessanalyse relevant, wenn die Rekonstruktion der Prozesse nicht nur auf kollektive Akteure (z.B. Parteien, Verbände, Unternehmen, die Regierung) rekurriert, sondern einzelne Personen in den Blick nimmt. Handelt es sich bei dem Untersuchungsgegen-

stand einer Prozessanalyse um historisch weiter zurückreichende Prozesse, ist die Nutzung von Autobiografien, Briefen, Tagebüchern (sogenannte persönliche oder Ego-Dokumente; Ernst 2019: 1137–1138) und Biografien, die Zugang zu den Nachlässen, Archiven, privaten Aufzeichnungen hatten oder umfangreichere Gespräche mit der dargestellten Person geführt haben, selbstverständlich. Biografien und Autobiografien werden heute nicht erst am Ende eines politischen Lebens geschrieben und veröffentlicht. Vielmehr ist der Aufstieg von Politiker*innen, aber auch von anderen Personen des öffentlichen Lebens schon früh damit verbunden, dass eigene oder mit Journalist*innen zusammen verfasste Sachbücher und Lebensdarstellungen veröffentlicht werden, die biografisches Material mit Überlegungen zu den Aufgaben des Tages und der Zukunft verbinden, Programmatiken entwerfen und diese mit der eigenen Herkunfts- und Aufstiegsgeschichte in Beziehung setzen. Neben diesen mehr oder minder eigenverfassten Buchprodukten wird der Sachbuchmarkt mit aktuellen biografischen Arbeiten versorgt, die meist aus journalistischer Sicht den Aufstieg von einzelnen Politiker*innen darstellen, um einen Zugang zu Motiven und Überzeugungen herzustellen. Die Nutzbarkeit dieser immer stark quellenkritisch zu befragenden Arbeiten liegt darin, dass sie »Hypothesen« zu Perzeptions- und Handlungsmechanismen von individuellen Akteuren zu liefern vermögen. Gelegentlich mag dieses Material auch als Quelle für die Erstellung der Chronologie genutzt werden. Die Gewinnung von Annahmen über Überzeugungs- und Motivwelten bildet jedoch den wesentlichen Ertrag der Lektüre von Arbeiten aus dieser Quellengattung.

Websites und andere Internetquellen

Eine Vielzahl von schriftlichem Material findet sich auf den Websites von Institutionen und kollektiven Akteuren. Die Internetseiten der Parlamente bieten in der Regel neben den aktuellen Materialien in Form von Parlamentsdrucksachen und Plenarprotokollen auch umfangreiche Archivfunktionen und statistische Auswertungen. Bei den Interessenverbänden lassen sich oft umfangreich Positionspapiere und Stellungnahmen recherchieren. Auch eher verbandsinterne Materialien wie Mitgliederzeitschriften oder Newsletter sind öffentlich zugänglich. Bei Parteien sind die Websites inzwischen weit stärker auf Mitgliederwerbung und Setzung von Themen ausgerichtet, die dokumentarischen und archivarischen Funktionen sind gegenüber den

Anfangsjahren der Internetnutzung eher abgebaut worden. Dokumente einer Partei, die vor wenigen Jahren veröffentlicht wurden, sind auf den Homepages der Parteien nicht mehr greifbar. Das gilt in unterschiedlichem Maße auch für Verbände, Vereine, Unternehmen, zivilgesellschaftliche Akteure, Initiativen. Die alten Internetauftritte sind aber über »archive.org« einsehbar. Unter Angabe des Links der gewünschten Website und des gesuchten Zeitraums sind ältere Website-Versionen erreichbar und wie aktuelle Webseiten zu durchsuchen.

Social Media

Als digitale Datenquellen sind neben den Websites wichtiger Institutionen und kollektiver Akteure insbesondere die Social Media relevant (Thimm und Nehls 2019: 977). Der Rückgriff auf soziale Medien als Quelle dürfte für die Analyse von Gegenwartsprozessen zudem immer wichtiger werden. Social-Media-Daten sind user- bzw. nutzergenerierte Daten. Social Media erlauben den Zugang zu einzelnen Usern, also auch jenen Akteuren, die im untersuchten Geschehen beteiligt sind. Die besondere Bedeutung, die Akteure und ihren Verbindungen untereinander in der Prozessanalyse zukommt, macht Social-Media-Quellen besonders interessant. Damit ist aber auch entschieden, dass prozessanalytisch ein Big-Data-Blick auf die Social-Media-Kommunikationen nicht sinnvoll ist, weil es nicht um Muster der Kommunikation in großen Datenmengen geht, sondern um Einzelvorgänge. Es interessieren die spezifischen Beiträge bestimmter Akteure zu bestimmten Zeitpunkten. Nach Plattformen, Akteuren, Verweisungszusammenhängen – und auf möglichst kurz bemessene Zeiträume begrenzt – ist eine Datenselektion herbeizuführen. Ein Erstzugang zur Chronologie über Social-Media-Daten bietet sich eher nicht an. Erst ist das Gerüst einer Prozesschronologie auf der Basis der bereits genannten Quellen zu erstellen, um dann jene zeitlichen Phasen und Zeitpunkte zu bestimmen, an denen – insbesondere für die Mechanismenerschließung bedeutsame – Beiträge in den sozialen Medien zu erwarten sind. Voraussetzung für eine retrospektive Prozessanalyse ist der Zugang auch zu den zurückliegenden Kommunikationen auf Social-Media-Plattformen. Generell bestehen Unterschiede im Zugang je nach Design der Kommunikationsplattform: Während Twitter-Daten öffentlich zugänglich sind, kann man bei Facebook verschiedene Grade von Öffentlichkeit wählen (Schrape und Siri 2019: 1059).

Die öffentlichen Daten sind durch spezielle Programme wie z.B. »Graph API« herunterladbar und für die eigene Analyse gut zu speichern (Nam 2019: 1047).

Das Design der verschiedenen sozialen Medien und das Nutzungsverhalten (Mayerl und Faas 2019: 1028) legen nahe, für Prozessrekonstruktionen vor allem in der Kommunikation via Twitter eine wesentliche Quelle zu sehen. So dürfte das Verfolgen der Tweets wichtiger Akteure eine zunehmend zentrale Aufgabe der Prozessanalyse werden. Das Verweisungssystem von Twitter ermöglicht zudem die Erschließung des Raums potentiell relevanter Akteure. So kann es sein, dass eine stärker verfahrensbezogene oder die klassischen Medien nutzende Analyse nicht alle Personen und Institutionen hinreichend erfasst, die für einen Politikprozess zu beachten sind. Twitter gibt mit der Anzahl der Follower zudem Hinweise darauf, welche Resonanz ein Akteur in diesem Medium besitzt. Quantitative Daten sind jedoch für den untersuchten Prozess nicht unbedingt entscheidend: Ein Tweet zum Thema des untersuchten politischen Prozesses macht einen Akteur mit hoher Followerzahl nicht zu einem wichtigen Akteur. Es sind also die Retweets und Likes speziell zu dem prozessrelevanten Tweet in Relation zur Gesamtzahl der Tweets zu setzen, um die prozessbezogene Relevanz des Akteurs abzuschätzen. Unter den Kommentaren, Retweets und Likes zu einem prozessrelevanten Tweet ist wieder abzuklären, ob es sich um Akteure handelt, die anderweitig schon mit dem untersuchten Prozess zu tun haben. Deren Status, ihre Stellung im politischen Prozess, lässt sich nur durch Kenntnis der verfahrensbezogenen Analysen durchführen oder durch eine Diskursnetzwerkanalyse (z.B. Haunss, Dietz und Nullmeier 2013; Leifeld 2016), die neben Protokollen und Akten sowie Erwähnungen in klassischen Medien auch die Twitter- und weitere Social-Media-Kommunikation umfassen kann.

7.3 Erhebungsmethoden

Erst nach erfolgter Klärung, welche Quellen bereits vorliegen und wie der Zugang gesichert werden kann, ist über Eigenerhebungen im Rahmen einer Prozessrekonstruktion zu entscheiden. Ein eher geschichtswissenschaftlicher Zugang kann darin bestehen, bislang unbekannte Quellen oder ungenutzte Archivbestände zu identifizieren und zu erschließen. Das würde im Rahmen der Prozessanalyse noch unter die Aufgabe der *Quellenzusammen-*

stellung gehören. Unter *Eigenerhebung* werden dagegen im engeren Sinne sozialwissenschaftliche Formen der Datenerhebung verstanden, wie sie zum klassischen Repertoire der empirischen Sozialforschung gehören. Die Entwicklung eines *Erhebungsplans* für die Prozessrekonstruktion ist danach auszurichten, (1) wann der zu untersuchende Prozess stattgefunden hat und (2) ob stärker die Ereignisrecherche oder die Mechanismenerschließung im Vordergrund stehen. Handelt es sich um historisch weit zurückliegende Prozesse, sind die üblichen Erhebungsmethoden (Interviews, Befragungen, Gruppendiskussionen) mangels Zeitzeugen nicht durchführbar. Die Tradition der Oral History hat Vorgehensweisen entwickelt, wie Interviewtechniken anzuwenden sind, wenn es sich um Gespräche mit Zeitzeugen über ein vergangenes Geschehen handelt (Ritchie 2014). Je zeitlich näher Prozessanalyse und der zu untersuchende Prozess beieinanderliegen, desto einfacher gestaltet sich die Nutzung der Erhebungsmethoden, unter denen das Experteninterview eine herausragende Stellung einnehmen dürfte.

Befragung

Von den üblichen Erhebungsverfahren empirischer Sozialforschung ist für die Prozessrekonstruktion nur die standardisierte Befragung *ohne* größere Bedeutung, da mehrheitlich einzelne benennbare Akteure (u.a. als Vertreter*innen von kollektiven Akteuren) das Prozessgeschehen bestimmen. Bei Demonstrationen, Protesten und kollektiven Aktionen wie Boykotts gibt es diese Zurechnung auf benennbare Personen oder Organisationen allerdings nicht. Hier kann die Befragung ein angemessenes Mittel sein, aber nur dann, wenn der Prozess *begleitend* erforscht wird und die Demonstrationsteilnehmer*innen während der laufenden Demonstration befragt werden, eine Methodik, die in der Protest- und Bewegungsforschung bei hohem Einsatz an gleichzeitig agierenden Forscher*innen erfolgreich angewandt wird (Sommer et al. 2020). Nachträgliche Befragungen zu einem Ereignis, das Monate oder Jahre zurückliegt, sind qualitativ unbefriedigend.

Experteninterviews

Für Prozessanalysen spielt das Experteninterview als Erhebungsmethode (überzeugendste Darstellung bei: Gläser und Laudel 2010; auch Bogner,

Littig und Menz 2002, 2014; Gubrium et al. 2012; Kaiser 2014; Kruse 2015; Brinkmann and Kvale 2015, 2018; Helfferich 2019; King, Horrocks and Brooks 2019; Misoch 2019; Goldberg und Hildebrandt 2020) eine zentrale Rolle. Unter Experten werden dabei alle Personen verstanden, die als Akteure ein besonderes Wissen über den untersuchten Prozess besitzen (Gläser und Laudel 2010: 10). Mit der Verfeinerung der chronologischen Darstellung kann es dazu kommen, dass neue Akteure als relevant erkannt werden. Wer als Experte zu betrachten ist, steht mithin nicht zu Beginn der Untersuchung fest, sondern ergibt sich aus der Verfertigung und Detaillierung der Chronologie. Zugleich wird die Chronologie durch die Ergebnisse der Experteninterviews verfeinert, ergänzt oder korrigiert. Folglich stehen Erstellung der Chronologie und Durchführung von Interviews in einem Wechselverhältnis. Nacherhebungen können nötig werden, wenn neue Akteure als relevant erkannt werden.

Experteninterviews haben im Rahmen der Prozessanalyse zwei Aufgaben: Zum einen sollen sie *helfen, die Chronologie zu erstellen, zum anderen sollen sie auch Hinweise liefern für die Erklärung des gesamten Prozesses über kausale Mechanismen*. King, Horrocks and Brooks (2019: 3) definieren vier grundlegend verschiedene Typen von Interviews: »job interviews«, »celebrity interviews«, »investigative journalistic interviews« und »qualitative research interviews«. Danach sind Interviews im Rahmen einer Prozessanalyse vor allem *qualitative Forschungsinterviews*. Die Erstellung einer Chronologie umfasst jedoch auch Elemente, die eine Interviewführung wie bei *journalistischen Interviews* nahelegen. Das prozesszentrierte Experteninterview entfernt sich dagegen von qualitativen Interviews, deren Aufgabe in der Rekonstruktion von sozialen Lebenswelten besteht oder in der Analyse von Deutungsmustern (Ullrich 2020), wie sie die qualitative Forschung in der Soziologie anleiten.

Journalistischen und investigativen Charakter haben solche auf Chronologie zielenden Forschungsinterviews, da sie auf Nachfragen angelegt sind, um eine möglichst detailreiche Beschreibung der Abläufe durch die interviewte Person zu erreichen. Investigativ ist hier im Sinne der intensiven Recherche, der Bemühung um eine genaue Rekonstruktion der Abfolge von Ereignissen zu verstehen. Es ist daher vor allem die Suche nach einer genauen Beschreibung der Abläufe, die ein auf Chronologie zentriertes Forschungsinterview mit einem journalistischen Interview verbindet. Um eine Verfeinerung der Chronologie zu erreichen, ist das Interview selbstverständlich erst dann zu führen, wenn die Chronologie aufgrund von Medien- und Dokumentenanalyse schon ein fortgeschrittenes Entwicklungsniveau

erreicht hat. Der interviewenden Person sollte der Prozess bereits genauer bekannt sein, um nachfragen zu können. Um mit der interviewten Person eine Chronologie zu vervollständigen, ist erhebliches Hintergrundwissen erforderlich. Das Interview sollte offen starten und – der Zielsetzung der Erstellung einer Chronologie entsprechend – narrativen Charakter besitzen. Entsprechend kann das Interview nach der Erklärung des Forschungsziels damit beginnen, dass der Anfangszustand und evtl. die erste in der vorläufigen Chronologie erkennbare Aktivität der interviewten Person benannt wird und nach dem weiteren Verlauf gefragt wird. Je nach Erzählbereitschaft der interviewten Person kann es darauf ankommen, Stationen des Prozesses einzubringen, um die Erzählung wieder in Gang zu bringen oder voranzutreiben oder gezielter nachzufragen, wie sich der Akteur (und andere Akteure, mit denen er/sie in Interaktion gestanden hat) zum Zeitpunkt x verhalten hat. Das Interview kann daher im Verlauf deutlich strukturierter werden, die Interventionen können zunehmen, aber ohne die interviewten Personen auf Ereignisse und Aktionen festzulegen; auch Erinnerungslücken können eine Rolle spielen, wenn der Erzählfluss versiegt.

In der Zusammenführung von Medien-, Dokumenten- und Interviewmaterial kann sich ein recht genaues Bild des Prozesses ergeben, aber mit erheblichen Unsicherheiten und Unklarheiten zu bestimmten Ereignissen oder Aktivitäten. Interviewte mögen sich in der Darstellung eines Ereignisses widersprechen, Dokumente wie Protokolle mögen Anderes berichten als Medien, Inhalte von Interviews können quer stehen zu allen schriftlichen Dokumenten. Dies sind *keine spezifischen Probleme der Prozessanalyse*, sie sind insbesondere aus der Geschichtswissenschaft bestens bekannt und auch in der Methodenliteratur zu Experteninterviews reflektiert (zu Gütekriterien z.B. Bogner, Littig und Menz 2014: 87–95). Qualitätssicherung unter anderem durch Abgleich der verschiedenen Aussagen zu einem Ereignis oder zu einem bestimmten Prozessverlauf sind ein normaler methodischer Schritt, der auch bei Prozessrekonstruktionen durchzuführen ist. Da die erste Zielsetzung in der detaillierten Rekonstruktion der Prozesschronologie besteht, setzt die Nutzung des Instruments voraus, dass eine Einwilligung der interviewten Personen vorliegt, die Interviewdaten nicht anonymisiert im Forschungsbericht verwenden zu können. Diese Voraussetzung ist bei Interviews mit Personen aus dem politischen Raum durchaus zu erfüllen, kann aber die Auskunftsfreudigkeit einschränken oder Legitimations- und Rationalisierungsnarrative erzeugen.

Eine zweite Aufgabe der Experteninterviews besteht darin, Auskünfte über mögliche kausale Mechanismen zu geben. Der interviewten Person kommt eine besondere Stellung zu, wenn es um die Identifikation jener Mechanismen geht, die dieser Person als Ursache ihrer Handlungen und Wahrnehmungen zugeschrieben werden sollen. Zur eigenen Wahrnehmung und Handlungsmotivation dürfen Person legitimerweise beanspruchen, einen besonderen Zugang zu haben. Es waren schließlich ihre Gedanken und Überlegungen, die zu jener Aktivität geführt haben, die in der Prozessanalyse untersucht werden soll. Der Status der Äußerungen zu eigenen Wahrnehmungen und Handlungsmotiven ist daher ein besonderer. Zugleich kann die interviewte Person sich über sich selbst irren, eine nachträgliche Rechtfertigung präsentieren oder schlicht lügen. Trotz des besonderen Status der Aussagen (X sagt, was X wahrgenommen hat und warum X etwas Bestimmtes getan hat) ist die Wahrheit, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit der Aussage nicht gesichert. Die Zusammenführung mit anderen Daten ist erforderlich, um ein möglichst zutreffendes Bild des Geschehens zu liefern. Die Aufgabe, per Interview mehr darüber zu erfahren, was als Perzeptions- und Handlungsmechanismus durch die Forschenden angenommen werden kann, setzt voraus, die Interviewten in einen Erzählfluss zu bringen, der es ihnen erlaubt, ein Bild des gesamten Prozesses samt der Rolle ihrer eigenen Person zu zeichnen, mit allen Gefahren des »Geschichtenerzählens«, »Sich-Großtuns« etc. Das Vorwissen zur Chronologie hat hier die Funktion, eine sich anbahnende »Heldengeschichte« in kurzen Interventionen hinterfragen zu können, indem z.B. auf andere Akteure verwiesen wird. Zudem ist nun stärker als für den chronologischen Aufgabenbereich des Interviews nachzufragen, wie jeweils Situationen eingeschätzt (Perzeption) und welche Schlussfolgerungen daraus gezogen wurden (Handlung).

Die Zielsetzung, die Wahrnehmung und das Handeln eines Akteurs im Prozess durch die Zurechnung von Perzeptions- und Handlungsmechanismen auf diesen Akteur erklären zu wollen, steht in gewisser Spannung zur Einsicht der Interviewforschung, dass das Interview selbst eine soziale Interaktion ist, in der – gemäß den Grundüberlegungen des symbolischen Interaktionismus – Bedeutungskonstitution und Verhandlung von Bedeutung durch die Beteiligten, also interaktiv und gemeinsam erfolgt. Es existiert mithin eine »prinzipielle Interaktionsabhängigkeit der in Interviews gewonnenen Daten« (Ullrich 2020: 43): Daten, die in Interviews gewonnen werden, sind eine gemeinsame Konstruktion der interviewten und der interviewenden Person. Daraus kann aber – anders als im »Diskursiven Inter-

view« (Ullrich 2020) – keine besondere Stärke entwickelt werden, da die Zurechnung auf die interviewte Person durch die Analytik der Prozessrekonstruktion vorgegeben ist. Folglich kann es sich nur darum handeln, die gemeinsame Bedeutungskonstitution in der Interviewsituation so reflexiv zu steuern, dass nicht die Vorannahmen der Forscher*innen als Interviewende bruchlos in die gemeinsame Bedeutungskonstitution einfließen. Das kann z.B. durch das Einbringen von Fragen erreicht werden, die alternative Deutungen anbieten, die also den eigenen Vorannahmen widersprechen. Es ist auch zu vermeiden, dass die interviewte Person verdeckende oder legitimierende Formeln in die gemeinsame Bedeutungskonstitution einfließen lässt. Dies kann z.B. durch Zwischenresümees erreicht werden, in denen der bisherige Stand der Darstellung geschildert und dann vorsichtig in Frage gestellt bzw. auf offene Punkte verwiesen wird.

Gruppendiskussionen

Werden Prozesse untersucht, die vor kurzem stattgefunden haben, wäre es prinzipiell denkbar, einige der Prozessbeteiligten zu einer gemeinsamen Diskussion über diesen Prozess zusammenzubringen. Dies wird in der Methodenliteratur als Gruppendiskussion oder auch Fokusgruppenforschung bezeichnet (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014: 88–101; Carey and Asbury 2016; Kühn und Koschel 2017; Vogl 2019). Anders aber als in der Marketing-Forschung, beim Einsatz von Fokusgruppen für politische Wahlkampf- und Strategieentscheidungen oder einer soziologischen Analyse von sozialen Gruppen kann die Rekrutierung nicht dem Zufallsprinzip bei Vorgabe bestimmter Merkmale folgen. Vielmehr sind in der Prozessanalyse die Personen namentlich bekannt, die zu einer Gruppendiskussion zusammengeführt werden sollen. So kann die Zahl der potentiell in Frage kommenden Personen eine größere zweistellige Zahl erreichen, wenn man lediglich die an einem Prozess relevant Beteiligten auflistet. Für die Prozessrekonstruktion sollte jedoch eine Auswahl vorgenommen werden. Viele der prozessbeteiligten Personen an einem Zeitpunkt an einem Ort zusammenzubringen, dürfte aufgrund der geringen Zeitsouveränität von Politiker*innen zumindest fraglich sein. Digitale Formate können hier eine bessere Zugänglichkeit ermöglichen. So kann es sich anbieten, bei der Untersuchung von politischen Entscheidungsprozessen auf Personen aus der zweiten Reihe: wissenschaftliche Mitarbeiter*innen, persönliche

Referent*innen, Unterabteilungsleiter*innen etc. als Beteiligte an einer Gruppendiskussion zu setzen. Ein Vorteil dieser Vorgehensweise liegt darin, dass mehrere Einzelinterviews durch eine einzige Gruppendiskussion ersetzt werden.

Erzählungen der Beteiligten können sich in einer Diskussion zudem aufeinander beziehen, es findet ein Abgleich der Erinnerungen und Sichtweisen statt. Aufgrund der sequentiellen Abfolge der Interviewdurchführung ist es prinzipiell nicht möglich, alle Erzählungen wechselseitig zu konfrontieren. Genau diese Wechselseitigkeit bietet die Gruppendiskussion, die jedoch Machtverhältnisse lediglich reproduzieren kann, die den Prozess bestimmt haben, sodass sich diejenige Erzählung in der Diskussion als dominant erweist, die der Sicht der dominanten Akteure entspricht. Denn in der Gruppendiskussion treffen Akteure aufeinander, die sich aus dem untersuchten Prozess kennen, auch in anderen Zusammenhängen zusammengewirkt haben und in Zukunft zusammenwirken werden. Die Gruppendiskussion ist hier kein machtentlasteter Forschungsraum, sondern eher eine weitere Etappe in den Auseinandersetzungen, die im politischen oder sozialen Feld ausgetragen werden. Die Gruppendiskussion könnte sogar dazu beitragen, die Hegemonie einer bestimmten Darstellung – nun auch in der Forschung – zu verankern und alternative Sichtweisen zu marginalisieren. Jedenfalls gibt es keine Gewähr dafür, dass in Gruppendiskussionen ein höherer Grad an Genauigkeit in der Erstellung der Chronologie oder der Erschließung von Mechanismen erreicht werden kann als in einer Folge von Einzelinterviews. Wenn sich im Prozess zwei oder drei Konfliktlager gebildet haben, ist zu überlegen, ob eine lagerhomogene oder lagerübergreifende Zusammensetzung für die Gruppendiskussion gebildet wird. Gruppendiskussionen lassen ein weiterführendes Resultat erwarten, wenn mehrere Personen aus einem Konfliktlager oder gar aus dem Kreis einer Organisation befragt werden. Sind in einer Organisation wie einer Gewerkschaft mehrere Personen prozessbeteiligt, so kann eine auf den kollektiven Akteur eingegrenzte Gruppendiskussion sinnvoll sein, weil sich Erinnerungen wechselseitig ergänzen und Deutungen der wirksamen Mechanismen ausgetauscht werden können. Die Beteiligung von Personen unterschiedlicher Hierarchiestufen oder innerorganisatorische Richtungen kann aber auch dazu führen, dass ähnliche Phänomene wie bei lagerübergreifenden Gruppendiskussionen auftreten.

Ethnografie und Beobachtung

Begleitende Prozessanalyse: Ethnografische Analysen können als eigenständiger Ansatz oder als besonderes Programm qualitativer oder interpretativer Forschung, aber auch als *Erhebungsform* der *Beobachtung* im Rahmen von Prozessanalysen verstanden werden (Schöne 2009; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014: 39–53; Knoblauch und Vollmer 2019; Blatter, Langer und Wagemann 2018: 142–153; Coffey 2018; Harrison 2018; Thierbach 2019; Breidenstein et al. 2020). Die Grundmethodik aller ethnografischer Forschung ist die *teilnehmende Beobachtung*, bei der sich Forschende in das Feld direkt hineinbegeben und von dort aus unmittelbar das Geschehen zu verstehen und zu erklären suchen. Der Feldzugang ist entscheidend für das Gelingen des ethnografischen Vorgehens. Entsprechend ist der erste Feldkontakt gut vorzubereiten: Eine genaue Kenntnis des Feldes ist erforderlich, um auch die passende Rolle im Feld, z.B. als »Praktikant« bei einem Funktionsträger in der entsprechenden Organisation zu erreichen, zugleich aber den Zweck des Feldaufenthaltes als wissenschaftlicher Untersuchung angeben zu können, also nicht zu einer forschungsethisch eventuell problematischen Vorgehensweise der verdeckten Beobachtung greifen zu müssen (Knoblauch und Vollmer 2019: 606–608).

Von einer Prozessanalyse unter Nutzung der Beobachtungsmethodik ist zu sprechen, wenn aus einem umfangreicheren Prozessgeschehen nur einzelne Ereignisse und Interaktionen durch eine am Geschehen teilnehmende Forscherin beobachtet werden, darüber Notizen in Form von Beobachtungsbögen oder Protokollen (Wiesner 2003; Blatter, Langer und Wagemann 2018) angefertigt werden und darüber hinaus der Zugriff auf originäre, ansonsten aber nicht öffentlich zugängliche Dokumente möglich wird.

Von *prozessanalytischer Feldforschung oder ethnografisch arbeitender Prozessanalyse* kann erst dann gesprochen werden, wenn längere Perioden oder gar der gesamte Prozess zumindest auf der Seite eines beteiligten Akteurs teilnehmend begleitet wird. Die Erfassung des Geschehens erfolgt dann über umfangreiche Feldnotizen und -tagebücher, die heute zumindest partiell auch digital unter Nutzung von Spracherkennungssoftware erstellt werden können. Die Anbindung an einen Akteur im Feld für einen längeren Zeitraum kann auch den Zugang zu ansonsten unzugänglichen Dokumenten sichern, zudem auch die Möglichkeit zu Audio- oder gar Videoaufnahmen eröffnen (Wiesner 2003: 159; zum Dokumentationsprozess insgesamt Breidenstein et al. 2020: 99–124).

Im Unterschied zur Ethnografie als Ansatz oder Forschungsprogramm zielt der Beobachtungsprozess aber *nicht* auf die Rekonstruktion einer fremden Sozialwelt oder die Verfremdung einer bekannten Lebenswelt (Knoblauch und Vollmer 2019: 603–605). Vielmehr geht es darum, das zu erheben, was für die Prozessrekonstruktion relevant sein könnte. Entsprechend ist ethnografische Arbeit zum einen eine Form der Quellenrecherche, wobei alle Formen von Quellen: Texte, Bild, Artefakte etc. in Betracht kommen (Blatter, Langer und Wagemann 2018: 144), die ethnografische Arbeit also das Material liefert, das mit spezialisierten Auswertungsmethoden später zu bearbeiten ist. Durch die Einbindung in die Zielsetzung der Prozessrekonstruktion ist der Einsatz von Feldforschung auch nicht in dem Maße offen, theoretisch ungebunden und kontextsensibel, wie dies Ethnografie als eigenem Forschungsansatz zugeschrieben wird (Blatter, Langer und Wagemann 2018: 145–146). Handelt es sich bei dem Untersuchungsgegenstand um einen Entscheidungsprozess wie etwa eine Gesetzgebung in einem Parlament, so ist nicht die Kultur des Parlaments (Mergel 2002) thematisch, sondern jene Interaktionen im Parlament, die den Gesetzgebungsprozess in eine bestimmte Richtung weiter vorangetrieben haben. Eine solche, auf einen Prozess ausgerichtete ethnografische Forschung ist nur bei angemessenem Feldzugang möglich, also einer Anbindung an einen Akteur, der auch Zugang zu informellen Interaktionen eröffnen kann. Mit diesem Feldzugang ist zugleich *Perspektivität* verbunden, da die teilnehmende Dauerbeobachtung in aller Regel an einen von mehreren Akteuren in diesem Entscheidungsprozess gebunden ist (u.a. Nullmeier, Pritzlaff und Wiesner 2003). Der Zugang zum Untersuchungsfeld ist bei einer solchen ethnografischen Prozessanalyse akteursingulär und auch monothematisch, da sie sich nur für einen Entscheidungsprozess interessiert (Wiesner 2003: 150–151). Ob die Feldforschung dann an einem Ort oder an mehreren Orten stattfindet (unilokal – multilokal bzw. single-site – multi-site, Wiesner 2003: 150–151; Blatter, Langer und Wagemann 2018: 105–106), ist für die Zwecke der Prozessanalyse insofern relevant, als eine Nähe zu den Orten, an denen Entscheidungen vorbereitet oder getroffen werden, bessere Quellengrundlagen sichern dürfte. Vor aller Problematik der Perspektivenübernahme zugunsten des individuellen oder kollektiven Akteurs, über den der Feldzugang hergestellt wird (also der Frage, ob hier die Subjektivität des Forschenden die Wahrnehmung des Forschungsfeldes verzerrt), ist bereits mit der Tatsache, dass der Prozess nur von einer Akteurposition aus beobachtet wird und nicht von mehreren (eben aus den Positionen aller relevanten Akteure), ein Bias verbunden. Es entsteht eine

Informationsasymmetrie, da über diesen einen Akteur viel mehr erfahren wird, viel mehr Spuren, Daten, Anhaltspunkte zur Interpretation der Perzeptions- und Handlungsmechanismen existieren. Eine *multiperspektivische Feldforschung* wäre daher wünschenswert, wird aber rein praktisch aufgrund von Ressourcenbegrenzungen nur äußerst selten möglich sein.

Der Versuch, die Wissensdefizite über andere Akteure im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung durch Experteninterviews auszugleichen, kann den Bias zugunsten des Ankerakteurs noch weiter verstärken, wenn die interviewende Person aufgrund ihrer Anbindung an einen Akteur als zugehörig zu diesem Akteur gewertet und in konflikthaften Auseinandersetzungen entsprechend strategisch verortet wird. Eine Verbindung von Experteninterviews und Dauerbeobachtung ist dann nicht zu empfehlen, wenn beide Erhebungen von ein und derselben Forschenden durchgeführt werden, der Feldzugang akteursingulär angelegt ist oder gar das gesamte Forschungsvorhaben durch Prozessbeteiligte bereits in die Nähe einer Parteinahme gerückt werden könnte. Die Möglichkeit, ansonsten unzugängliche Quellen erschließen zu können, geht daher mit der Schwierigkeit einher, eine *balancierte* Prozessdarstellung zu liefern. Für die Prozessanalyse kann dies bedeuten, dass die Zuordnung von kausalen Mechanismen aufgrund der genaueren Kenntnis und umfangreicheren Materialien für einen Akteur weit genauer und zuverlässiger erfolgt. Dies muss kein Problem für die Güte der Gesamtanalyse darstellen. Diese ist erst infrage gestellt, wenn aus der genaueren Kenntnis eines Akteurs fragliche Rückschlüsse auf dessen Bedeutung vorgenommen werden.

Digitalisierung und Online-Methodiken

Digitalisierung spielt sowohl bei den Quellen und den Auswertungsmethoden als auch bei den Erhebungsmethoden eine zunehmend bedeutendere Rolle. Im Wesentlichen reproduzieren sich im Online-Bereich die zentralen methodischen Vorgehensweisen, die allgemein reaktiven methodischen Verfahren wie Interview oder Gruppendiskussion zugeschrieben werden (Thimm und Nehls 2019: 979). Ein Online-Experteninterview oder eine Online-Gruppendiskussion reproduzieren zunächst die Standardprobleme der beiden zugrundeliegenden Verfahren. Online-Interviews oder Gruppendiskussionen via Zoom, Skype, Starleaf, Micosoft Teams oder andere Videokonferenztechniken bieten oft komfortable Aufzeichnungsmöglich-

keiten, die bei entsprechender Zustimmung der Beteiligten auch genutzt werden sollten. So lassen sich bei Videoaufzeichnungen auch Mimik und Gestik, die ansonsten bei der üblichen Handyaufzeichnung von Face-to-face-Interviews nicht dokumentiert werden, in die Interpretation des Gesagten einbeziehen. Zugleich sind diese Elemente der Kommunikation in der unmittelbaren Situation der Gruppendiskussion oder des Interviews in ihrer Wirkkraft durch die Bildschirmrepräsentation in der Videokonferenztechnik begrenzt: Durch die Fixierung auf einen Sitzplatz und die Übertragung allein des Kopfbildes oder der oberen Körperhälfte sind Sitzhaltung und körperliche An- oder Entspannungszeichen für die anderen Teilnehmenden nicht ersichtlich. Zudem dürfte sich das Verhalten bei digitaler Kommunikation gegenüber der Anwesenheitskommunikation verändern, auch wenn die Effekte im Einzelnen schwer abzuschätzen und keineswegs nur negativ zu bewerten sind. Durch die COVID-19-Pandemie hat sich die digitale Erhebung von Daten schnell verbreitet und wird grundlegend an Akzeptanz gewinnen, so dass sie zur Normalität und zum Standard z.B. bei Interviews werden könnte.

7.4 Auswertungsmethoden

Entsprechend den Quellenformen können verschiedene Grundtypen von Auswertungsverfahren unterschieden werden: Textanalysen, Bildanalysen, Bewegtbildanalysen, Artefakt- und Raumanalysen, Audiomaterialanalysen, multimodale Analysen. Noch stärker als bei der Darstellung von Quellenmaterialien und Erhebungsmethoden kann hier auf die Methodenliteratur summarisch verwiesen werden (u.a. Flick 2018; Baur und Blasius 2019; Wagemann, Goerres und Siewart 2020). Die folgenden Hinweise verdeutlichen, wie bekannte Verfahren für die Prozessanalyse genutzt oder modifiziert eingesetzt werden können.

Nicht-Textdaten

Auswertungsmethoden bei *Nicht-Textdaten* überführen diese in aller Regel zunächst in schriftliche Texte, auch wenn später wieder Visualisierungen zur Verdeutlichung der Untersuchungsergebnisse eingesetzt werden

(Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014: 163). Damit ist bei *Audiomaterial* die *Transkription* gemeint, die selbst etliche Varianten eröffnet, je nachdem, ob nur das Gesagte transkribiert werden soll oder auch alle Modulationen der Rede, also die Art, wie etwas gesagt wird (Ebd.: 162–171). Hier haben sich einige Transkriptionssysteme etabliert, darunter das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT) und die auf einem Partitursystem (für jeden Akteur eine gesonderte Zeile) beruhende Halbinterpretative Arbeitstranskription (HIAT). HIAT kann softwaregebunden eingesetzt werden über den Partitur-Editor von EXMARaLDA (https://exmaralda.org/de/?s=HIAT) oder als HIAT-DOS (https://www.ehlich-berlin.de/HIAT/), GAT über den FOLKER Transkriptionseditor (http://agd.ids-mannheim.de/folker.shtml) und ebenfalls über EXMARaLDA (https://exmaralda.org/de/gat/). Diese ausführlichen Transkriptionsarten bieten sich an, wenn es die Vermutung gibt, dass nonverbale Elemente oder der Gesprächsverlauf bzw. die Intonierung der jeweiligen sprachlichen Äußerungen zusätzliche Hinweise auf die Zuordnung von Perzeptions-, Handlungs- oder Interaktionsmechanismen geben können. Für die Zwecke der Prozessrekonstruktion ist meist nur eine einfache Transkription als Sicherung der verbalen Elemente der Kommunikation erforderlich. Nur dann, wenn bei der Interpretation eines Prozesses die Zuordnung kausaler Mechanismen strittig bleibt, davon aber das Verständnis des gesamten Prozesses oder wesentlicher Sequenzen abhängt, sind die aus der Linguistik oder speziell der Konversationsanalyse stammenden Transkriptionssysteme einzusetzen.

Transkriptionssysteme existieren auch für *Bewegtbildmaterial*, hier ist die Zahl der Bilder pro Zeiteinheit, die transkribiert werden soll, eine entscheidende Größe für Detailliertheit und Zeitaufwand dieser Form der Überführung filmischen Materials in Textdaten (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014: 171–175). Eine partiturartige Transkriptionsmethode für Bewegtbildmaterial haben Nullmeier et al. (2008) anhand von Filmaufnahmen von Gremiensitzungen (unter Einsatz von vier festen Kameras) vorgelegt, eine Transkriptionsmethode, die sich für die Analyse entscheidender Sequenzen in einem Geschehen wie einer einzelnen Sitzung eines Gremiums eignet. Der Unterschied zu Erfassungsweisen für Filme oder komplexere Szenerien besteht bei dieser Aufzeichnungsweise darin, dass die Raumsituation weitgehend starr ist, Personen sitzen bei einem kleinen Gremium konstant um einen Tisch. Es muss per Kamera erfasst und später transkribiert werden, ob eine Person aufsteht oder nicht. Auch der Bildausschnitt ist aufgrund der starren Kameras ohne Relevanz, die sogenannte Kamerahandlung (Akre-

mi 2019: 1209–1210), die bei einem Film hohe Bedeutung hat, entfällt als Auswertungsgegenstand.

Sobald komplexere Bildgestalten bei Filmen, Videos oder Fotografien auftreten, kann kaum mehr von einer Transkription gesprochen werden. Es handelt sich bei den entstehenden Texten oder Aufzeichnungen um *Bild-, Film- oder Videointerpretationen*. Methoden dazu sind in etlichen Disziplinen entstanden (u.a. Müller 2003; Sachs-Hombach 2005; Bohnsack 2009; Reichertz und Englert 2011; Tuma, Schnettler und Knoblauch 2013; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014: 315–357; Rose 2016; Banks 2018; Reichertz 2018; Veneti, Jackson and Lilleker 2019). Wenn sich Prozessrekonstruktionen in Zukunft stärker auf Video- und Filmmaterial oder auf multimodale Materialien aus den sozialen Medien stützen sollten, dürfte es erforderlich werden, besonders geeignete Verfahren für die Prozessanalyse zu entwickeln. Aktuell ist in der politikwissenschaftlichen Forschung Bildmaterial noch von weit untergeordneter Bedeutung.

Das gilt auch für Artefakte aller Art. Sie spielen bisher in Prozessanalysen keine Rolle. Entscheidungsprozesse zu Zeiten der COVID-19-Pandemie haben aber gezeigt, dass technische Artefakte (Bildschirme), Büromobiliar und Raumgestaltung wichtige Elemente eines digitalen Entscheidungsprozesses sind, bei dem z.B. Ministerpräsident*innen je für sich in ihren Staatskanzleien sitzen, aber gemeinsam über die neuesten Infektionsschutzmaßnahmen beraten. Die Grundannahme bei der Einbeziehung dieser Daten ist die »konstitutive Wirkung von Dingen« (Schubert 2019: 1219). Sie zu erfassen, verlangt neben der (filmischen, fotografischen) Erfassung auch eigene Interpretationsmethoden. Die bisherigen Überlegungen zu Artefaktanalysen (insbesondere: Lueger und Froschauer 2018) konzentrieren sich auf einzelne (technische) Gegenstände, die in unterschiedlichen Kontexten, Gebrauchsweisen und Situationen untersucht werden. Für die Prozessanalyse ist dagegen relevant, ob sich Wahrnehmungs-, Handlungs- und Interaktionsweisen aufgrund von Artefakten und Raumgestaltung in ganz spezifischen Situationen verändern. Die Forschung richtet sich nicht auf die Artefakte, sondern auf den sozialen oder politischen Prozess, in dem Artefakte eine Rolle spielen. So ist Prozessrekonstruktion nicht an einer eigenständigen Artefaktanalyse gelegen, sondern an der Prozessrelevanz von Artefakten in speziellen Situationen in einem laufenden Prozess.

Textdaten

Letztlich liegen damit alle Daten in Form von Textdaten vor, da auch nicht-textliches Material durch Transkription oder Interpretation in Text überführt wird. Der Rückgriff auf die Ursprungsmaterialien muss zur Korrektur der Textanalysen zwar immer möglich bleiben, aber die Zielsetzung bleibt die bessere Fassung des nicht-textuellen Dateninhalts in der Textform. Bei Prozessanalysen dürfte die überwältigende Mehrheit aller Materialien ohnehin in Textform vorliegen. Daher ist die Textanalyse die zentrale Auswertungsmethodik.

Die Vielfalt der Textanalyseverfahren ist überwältigend. Sie reicht von der quantitativen Inhaltsanalyse bis zur objektiven Hermeneutik, von der automatisierten Textanalyse, dem Data Mining, bis zur Kritischen Diskursanalyse (Überblicke bei: Boréus and Bergström 2017; Wodak and Meyer 2016; Mayring 2015; Angermuller et al. 2014; Nonhoff et. al. 2014; Wrana et al. 2014; Keller 2011; Landwehr 2018; immer noch sehr informativ: Titscher et al. 1998). Die Zielsetzungen der jeweiligen Textanalyseverfahren sind höchst unterschiedlich ebenso wie die dahinterstehenden Ontologien, Epistemologien und Methodologien.

Die Prozessanalyse sollte sich jener *Elemente bekannter textanalytischer Verfahren* bedienen, die für die Rekonstruktion von Chronologien einerseits sowie der Zuordnung von kausalen Mechanismen andererseits eingesetzt werden können. Dieser selektiv-kombinatorische Zugriff auf bekannte Methoden mitsamt der Bereitschaft zu Ergänzungen, falls die bekannten Methoden keine hinreichenden Hinweise liefern, kann durchaus als Zwischenstufe zu einer eigenen textanalytischen Vorgehensweise für Prozessanalysen verstanden werden. Bei einer speziell auf die Prozessanalyse ausgerichteten Textauswertung werden bestimmte Vorüberlegungen und Kategorien vorab festgelegt, ein Vorgehen, das Mayring im Unterschied zu »Zusammenfassung« und »Explikation« als »Strukturierung« (2015: 67, 97–106) bezeichnet.

Die Grundkategorien der Prozessanalyse sind dabei auch die der Textanalyse: Ereignisse und die Abfolge der Ereignisse bilden den Kerngegenstand. Ereignisse können zu Chronologien zusammengestellt werden. Akteure, Aktivitäten, nicht-akteurbezogene Ereignisse, Perzeptionen, Interaktionen und Interaktionsergebnisse sind die Kategorien, die den Raum der Ereignisse weiter differenzieren. All das ist Gegenstand einer *chronozentrischen Textanalyse*. Um schließlich die elementaren Mechanismen zu identifi-

zieren, ist eine akteurbezogene Textanalyse zu betreiben, die Material auch jenseits des prozessrelevanten Ereignisses sammelt, um für den jeweiligen Akteur eine angemessene Zurechnung von Handlungs- und Perzeptionsmechanismen zu gewährleisten sowie Hinweise auf Interaktionsmechanismen (bei Betrachtung mehrerer Akteure) zu ermöglichen.

Die *Erstellung von Chronologien* aus verschiedenen Textmaterialien wird in der üblichen sozialwissenschaftlichen Literatur zu Textanalysen meist nicht als spezifische Aufgabe angesehen. Erforderlich ist beim Durchgang durch das gesamte Textmaterial eine Vercodung nach dem Zeitpunkt. Deshalb soll diese Auswertungsform als *chronozentrische Textanalyse* bezeichnet werden. Die so basal codierten Textstellen werden dann in eine detailgenaue chronologische Ordnung gebracht. Die Erfassung der Ereignisse erfolgt durch eine Analytik, die an die Political-Claims Analysis angelehnt ist (vgl. 6.3.1).

Da keine Möglichkeit besteht, unmittelbaren Zugang zu den Überlegungen und Gedanken, dem Erleben und Erfahren einer Person zu erhalten, ist die Textanalyse auch das zentrale Instrument, um *Perzeptionen* und Interpretationen eines individuellen oder eines kollektiven Akteurs zu erfassen. Jene Textpassagen, die als Perzeptionen und Interpretationen von Ereignissen einem Akteur A zugeordnet werden können, müssen identifiziert werden. Vorrang gebührt dabei Texten, die von dem betreffenden Akteur selbst verfasst sind oder als Reden, Interviews, Mitschnitte von Talkrunden als *eigene Äußerungen* zugeordnet werden können. Bei der Analyse individueller Akteure ist das gut möglich: Selbst wenn eine Rede von Redenschreiber*innen oder anderen Mitarbeiter*innen verfasst wurde, darf sie als eigene Äußerung einer politisch tätigen Person angesehen werden. Liegen keine Quellen vor, die hinreichend Textmaterial mit zurechenbaren Äußerungen versammeln, sind *Äußerungen Dritter zu dieser Person* und *Berichte aller Art über diese Person* heranzuziehen. Es handelt sich bei einer solchen Operation um eine reflektierte Form der Attribution, die auch im alltäglichen Fremdverstehen zwischen Personen zur Geltung kommt. Folglich sind alle denkbaren Äußerungsformen zu erkunden, um einen möglichst großen Umfang von Quellen für den immer vorläufigen und hypothetischen Akt einer solchen Zurechnung zu erhalten. Es bedarf daher zur Perzeptionserhebung via Textanalyse (1) der Bestandsaufnahme der potentiellen Quellen, insbesondere der Datenquellen für eigene Äußerungen (wie Interviews, Autobiografien, Tagebücher, Schriften und Reden des Akteurs, Zitate in Zeitungen und anderen Medien, Social Media Accounts), (2) der Überprüfung, ob weitere Äußerungen noch erhoben werden können (insbesondere über Interviews), (3) der Fest-

legung, wie die Analyse einzelner Äußerungen bzw. deren Erfassung in einem Text erfolgen soll (Auswertungsmethodik), (4) der Zurechnung von Perzeptionen zu einem bestimmten Zeitpunkt des Prozesses, (5) der Entscheidung über die Vorgehensweise im intertextuellen Vergleich, also bei Vorliegen mehrerer (eigener) Äußerungen zu demselben Gegenstand mit widersprüchlichem Tenor.

Wenn geklärt ist, ob die vorliegenden Daten hinreichen und die Möglichkeiten einer weiteren Datenerzeugung (Neuerhebung) ausgeschöpft sind, ist die *Auswertungsmethodik* zu klären: Die Textanalyse des Materials muss strukturiert erfolgen, um bei allen untersuchten Akteuren dieselbe Vorgehensweise zu gewährleisten. Welche der vielen Textanalysemethoden gewählt wird, hängt von der gewählten Forschungsfrage ab. Doch gibt es wie bei der Erhebung der Aktivitäten einige Strukturierungsmöglichkeiten, die für Textanalysen von Perzeptionsdaten generell von Bedeutung sein könnten. Zunächst müssen Passagen, die als Hinweis auf eine Perzeptionsweise gelten können, identifiziert werden.

Von einer Perzeption und Interpretation von Ereignissen und Aktivitäten kann nur dann gesprochen werden, wenn sich im Text festmachen lässt, dass der Akteur sich diesem Ereignis zuwendet, es mit Aufmerksamkeit verfolgt. Das Ereignis muss also explizit in den eigenen Äußerungen des Akteurs vorkommen. Als Perzeption sind daher alle Textpassagen zu werten, die so umgeformt werden können, dass in einem aktivisch formulierten Satz der Akteur als Satzsubjekt und das Ereignis als Satzobjekt auftritt bzw. in einem Passivsatz das Ereignis an der Position des Satzsubjektes steht und der betreffende Akteur in der Agensangabe z.B. mit »von« und Dativ folgt: »Ich habe den Staatsbesuch als Höhepunkt der bisherigen Entwicklung unserer bilateralen Beziehungen angesehen.«, »Die Haltung der SPD wird von mir gänzlich abgelehnt.«, »Ich kann dazu nur sagen, dass mich dieses Verhalten des Bundesministers zutiefst enttäuscht.« Die Textanalyse hat die Aufgabe, Textpassagen daraufhin zu prüfen, ob sie in einen solchen Satz umgeformt werden können. Entsprechend sind Textstellen mit der Nennung von prozessrelevanten Ereignissen und Aktivitäten softwaregestützt (z.B. über MAXQDA) zu suchen und dann diesem Umwandlungstest in einen Perzeptionssatz zu unterziehen. Es ist hier die Rede von Textpassagen und Textstellen, weil nicht davon auszugehen ist, dass in den Quellen wörtlich ein solcher Satz vorkommen wird. Vielmehr ist aus zwei oder mehreren Sätzen, manchmal einem Abschnitt oder sogar einer absatzübergreifenden Passage ein Perzeptionssatz in der genannten Musterform zu erstellen. Die Analyse-

einheit der Textanalyse ist daher *nicht* ein einzelner Satz, die Vercodung bzw. systematische Datenauswertung nutzt *konstruierte Sätze als Basiseinheit*. Wie eine derartige Analyse vorzugehen hat, zeigen z.B. Studien zu Legitimationsstatements (Nullmeier et al. 2011, 2014; Schmidtke and Nullmeier 2011).

Eine *Perzeptionsanalyse* gehört heute noch nicht zum Kanon der textanalytischen Verfahren. Die derart gewonnenen Perzeptionen sind mit der Angabe des Zeitpunkts ihrer Äußerung in die Chronologie einzufügen. Forschungspragmatisch kann entschieden werden, diese Perzeptionsanalyse nur bei jenen Akteuren durchzuführen, die eine zentrale Rolle in der Erzählung einnehmen. Man kann die Suche nach Perzeptionen aus Aufwandsgründen auch auf zentrale Ereignisse begrenzen.

Es gibt aber auch Perzeptionen ereignisübergreifenden Charakters, den Gesamtzustand eines politischen Systems oder gesellschaftlichen Lage betreffend und auf die Wahrnehmung der Einzelereignisse ausstrahlend. Dazu zählen Perzeptionen, die kein zeiträumlich genau bestimmbares Ereignis zum Gegenstand haben: »Die Globalisierung ist unser Problem. Sie ist eine große Gefahr.«, »Ich habe mir die Entwicklungen der Sozialstruktur zu anwachsender sozialer Ungleichheit immer mit großer Sorge angeschaut.«, »Die Politik der Regierung in den letzten Jahren ist hervorragend.« Hier werden Entwicklungstrends oder Zustände interpretiert und bewertet. In einem ersten Schritt werden derartige kognitive und evaluative Statements nicht erhoben und nicht in die Prozessgrafik eingefügt, weil sie nicht die zeitliche Dimension der Prozessanalyse berühren. Dennoch sind solche grundlegenden Perzeptionen und Interpretationen relevant für das Verständnis eines Akteurs. Hier kann sogar die Häufigkeit einer Äußerung erhoben werden, um die Stärke und Dauerhaftigkeit einer solchen grundlegenden Wahrnehmung zu erfassen: Wenn häufig und über den gesamten Prozess hinweg immer wieder eine bestimmte generalisierte Wahrnehmung geäußert wird, ist anzunehmen, dass diese Wahrnehmung auch für die Deutung der Einzelereignisse relevant ist. Lassen sich also in den eigenen Äußerungen zu verschiedenen Zeitpunkten mehrfach vergleichbare Statements finden, so ist dies als Hinweis auf eine *verfestigte, dauerhafte Ansicht des* Akteurs zu verstehen. Es ist jeweils zu prüfen, ob die Objekte derartiger Perzeptionen in den Anfangszustand einzubauen sind.

Bei kollektiven Akteuren ist die empirische Erhebung komplizierter als bei individuellen Akteuren, aber weniger wegen der Identifikation von Perzeptionsstatements im Material als wegen der Zurechnung. Es muss nämlich mit einer *Doppelzurechnung* auf die sich äußernde Person (z.B.

Armin Laschet als Vorsitzender der CDU) und auf die Organisation (die CDU) gearbeitet werden. Derart kann eine Mehrzahl von sich vielleicht auch widersprechenden Perzeptionen der CDU zugerechnet werden. Hier ist zunächst die hierarchische Position des Äußerungsträgers entscheidend. Ist es der Parteivorstand, so ist dies die ›offizielle‹ Perzeption der Partei, während die Stimme einer Landesvorsitzenden demgegenüber zurücktreten muss. Sollte die Prozessanalyse zeigen, dass es eventuell für Erklärungszwecke darauf ankommt, diese Differenzen innerhalb eines kollektiven Akteurs zu erfassen, ist dieser in einer erweiterten Detaillierungsstufe zu dekomponieren und in Strömungen, Parteiuntergliederungen, Landesverbände etc. zu differenzieren.

Für die *Mechanismenerschließung* bietet es sich an, die *Textanalyse akteurzentriert* vorzunehmen. Das bedeutet, alle Textstellen gesondert zu erfassen, zu vercoden oder im Rahmen einer Diskursanalyse zu verwenden, die sich auf die Wahrnehmung, das Handeln und die Interaktionen eines bestimmten (kollektiven) Akteurs beziehen. Der Akteurname fungiert daher als Oberkategorie der Codierung oder als Bezeichnung für einen eigenen Diskurs. Innerhalb dieser Oberkategorie oder dieses Diskurses kann entweder nach zeitlichen Kriterien (einzelne Phasen des Prozesses) oder nach den Unterkategorien Wahrnehmung, Handlung und Interaktion unterschieden werden. Es lassen sich dafür Textanalyseformen der Diskursanalyse (Wodak and Meyer 2016; Keller 2013; Fairclough and Fairclough 2012; Wodak and Krzyżanowski 2008) oder der qualitativen Textanalyse mitsamt Textanalyse-Software (z.B.: MAXQDA; atlas.ti; Überblick bei Mayring 2015: 117) für die Prozessrekonstruktion nutzen (Zaynel 2018). In etlichen Darstellungen zur Diskurs- oder Textanalyse sind detaillierte Hinweise auf den Umgang mit speziellen Textsorten oder Quellenarten enthalten, z.B. für Twitter-Analysen (Pfaffenberger 2016; Sloan and Quan-Haase 2017; Mayerl und Faas 2019), für Chats (Nam 2016), für Reden (Charteris-Black 2018) und für Zeitungen, Neue Medien, Fernsehen und Gruppendiskussionen (Richardson 2007; Wodak and Krzyżanowski 2008). Die Debatten zur automatisierten Textanalyse bzw. zum Text Mining stellen ein eigenes Forschungsfeld dar, dessen Entwicklungsstand hier nicht referiert werden soll (Anandarajan, Hill and Nolan 2019; Manderscheid 2019; zu teilautomatisierter Textanalyse aus qualitativer Perspektive: Scheu, Vogelgesang und Scharkow 2018). Erst wenn die *konzeptionellen Grundlagen chrono- und akteurzentrierter Textanalysen* ausgearbeitet sind, ist über das Potential der (Teil-)Automatisierung zu entscheiden. Ein eigens auf die Mechanismenerschließung ausgerichtetes

Konzept der Experteninterviews und deren textanalytische Auswertung haben Gläser und Laudel (2019) ausgearbeitet. Dieser Vorschlag bleibt stark an das Untersuchungsbeispiel von Karrierewegen sowie an eine Variablenlogik gebunden, so dass die Anwendbarkeit auf Prozesse jenseits der Untersuchung von Lebensläufen schwer abzuschätzen ist. Gerade in der Textanalyse sind die Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft, spezifische Methodiken für die Prozessrekonstruktion zu entwickeln.

8. Weitere Anwendungsmöglichkeiten von Prozessanalysen

Über die empirische Rekonstruktion von einzelnen Prozessen hinaus kann die Prozessanalyse samt der Identifikation von kausalen Mechanismen weitere wesentliche Beiträge leisten. So kann Prozessanalyse prognostisch eingesetzt werden (8.1). Neben empirischen Aussagen zur Beschreibung, Erklärung und Prognose sind in den Sozialwissenschaften aber auch normative Aussagen methodisch-kontrolliert zu bearbeiten (8.2). Dies gilt für Bewertungen und Kritiken von Zuständen und Ereignissen (evaluative Fragestellungen und Aussagen; 8.2.1), für die Kriterien derartiger Bewertungen (rein normative Fragestellungen und Aussagen; 8.2.2) und für Empfehlungen sowie (Reform-)Vorschläge (präskriptive Aussagen) zur Lösung sozialer oder politischer Probleme, für die Behebung von Defiziten oder die Neugestaltung politischer Institutionen und sozialer Praktiken (präskriptive Fragestellungen und Aussagen; 8.2.3).

8.1 Prozessszenarien – die prognostische Anwendung von Prozessanalysen

Die Identifikation von kausalen Mechanismen in abgelaufenen Prozessen kann dazu genutzt werden, bedingte Aussagen, oft als »Prognosen« bezeichnet, über den Verlauf künftiger Prozesse zu entwickeln (Helmrich und Zika 2019). Von Prognosen ist in qualitativer und interpretativer Forschung selten die Rede (Bachleitner 2016). Hier soll daher auch spezifischer von Prozessszenarien und begründeten Erwartungen zum Ablauf künftiger Prozesse gesprochen werden, um jede Assoziation mit einer ›Wahrsagung‹ der Zukunft auszuschließen. Wenn es übereinstimmende Sequenzen als komplexen kausalen Mechanismen bei einer Anzahl von Prozessen gibt, die ähnliche Ausgangsbedingungen und ähnliche Akteurkonstellationen aufweisen

wie ein gerade begonnener Entscheidungsprozess oder ein in näherer Zukunft zu erwartender Prozess, dann können eine oder mehrere begründete Erwartungen über den Ablauf dieses Prozesses entwickelt, mithin Szenarien des möglichen zukünftigen Prozessablaufs vorgestellt werden. Diese Erwartungen beruhen darauf, dass keine externen Ereignisse die Konstellation der Beteiligten und deren Wahrnehmungen und Handlungen während des Prozesses so beeinflussen, dass Anfangs- und Akteurkonstellation übertrumpft werden. Eine solche Ceteris-Paribus-Erwartung über den Ablauf eines zukünftigen Prozesses kann in ein einziges Szenario münden, aber auch zu einer Mehrzahl von Szenarien führen, wenn aufgrund der vorliegenden Prozessanalysen damit gerechnet werden muss, dass an Schlüsselstellen des Prozesses unterschiedliche Mechanismen wirken. Zur Ausarbeitung derartiger Szenarien kann bedingt auch auf die üblichen Verfahrensweisen der Szenario-Techniken zurückgegriffen werden, wie sie vor allem in den Wirtschaftswissenschaften weiterentwickelt werden (z.B. Ramirez and Wilkinson 2016).

Derartige Zukunftsszenarien können dann wieder im Nachhinein als wertvolle Folie für die empirische Analyse des nunmehr in der Vergangenheit liegenden Prozesses verstanden werden. Sie können wie Einzelfall-Hypothesen erscheinen, die durch die Nachanalyse des erfolgten Geschehens bestätigt oder widerlegt werden. Bei hinreichendem Entwicklungsstand können die Szenariotechnik und die empirische Prozessrekonstruktion in ein engeres Zusammenspiel gebracht werden, solange man sich auf einen bestimmten Prozesstyp beschränkt und für diesen die Qualität der Szenarien so zu verbessern versucht, dass die Schlüsselstellen, die zwischen dem einen und dem anderen Entwicklungsweg (und Szenario) entscheiden, richtig eingeschätzt werden. Daraus lässt sich für engere Forschungsfelder eine Art *hypothesentestende Version der Prozessanalyse für einzelne Fälle* entwickeln. Es muss dabei aber unbedingt beachtet werden, dass es sich bei den nun als Hypothesen genutzten Szenarien um Annahmen über Prozessabläufe und wirksame kausale Mechanismen für genau einen bestimmten Fall handelt, das Wort Hypothese hier also nicht im üblichen generalisierenden Sinne verwendet wird.

8.2 Evaluative, normative und präskriptive Fragestellungen

8.2.1 Evaluative Fragestellungen

Die evaluative Funktion von Prozessanalysen und kausalen Mechanismen kann am besten an politischen Vorgängen erläutert werden. Ein politischer Zustand oder ein politisches Ereignis kann auf der Basis explizit darzulegender Bewertungskriterien wissenschaftlich beurteilt werden. Derartige Bewertungen sind *methodisch dreifach überprüfbar*: Die Kriterien können argumentativ rechtfertigbar sein oder nicht (eine Überprüfung, die im Rahmen rein normativer Fragestellungen vorgenommen wird), die Beschreibung des zu beurteilenden Zustandes oder Ereignisses kann in Frage gestellt werden und die Anwendung der Kriterien (samt ihrer Operationalisierung oder gar Entwicklung einer Messvorschrift) kann als angemessen angesehen werden oder nicht. Die Prozessrekonstruktion als Forschungsvorgehen ist insbesondere hilfreich bei der *zweiten Aufgabe*, der Überprüfung der Beschreibung. Ein Zustand oder ein Ereignis können mittels Prozessrekonstruktion eingebettet werden in eine kontrollierte Beschreibung eines politischen Geschehens, das mehr als einen punktuellen Zustand oder ein einzelnes Ereignis umfasst. Zudem kann die Prozessrekonstruktion einen Maßstab bilden für die Genauigkeit, die eine Beschreibung erreichen sollte, um Basis eines gut begründeten Urteils sein zu können.

Unzureichende Beschreibungen ziehen oft Bewertungen nach sich, die nur Teilaspekte oder Oberflächenphänomene des Geschehens berücksichtigen und daher als unzureichend, da einseitig, angesehen werden müssen. Liegen zu einem bestimmten Prozess bereits Prozessanalysen vor, lassen sich Bewertungen zielgenauer auf einzelne Schritte im Entstehen des interessierenden Ereignisses beziehen, Akteure, deren Wahrnehmungen, Handlungen oder Interaktionen können als Schaltstellen in der Genese eines Ereignisses ausfindig gemacht werden mit der Folge, dass die Bewertung kleinteiliger und detaillierter erfolgen kann, was klare und harte Bewertungen keineswegs ausschließt. Pauschale Bewertungen (z.B. der Bürokratie, der Politik oder der Politiker*innen) lassen sich vermutlich auf der Basis von Prozessrekonstruktionen begründet zurückweisen. Die methodisch kontrollierte Überprüfung eines Elements in wissenschaftlichen Bewertungen kann durch Prozessanalysen verbessert werden.

Im Rahmen von übergreifenden soziologischen oder politischen Theorien können auch einzelne kausale Mechanismen bewertet werden. Über-

raschenderweise können auch *Mechanismen*, gerade elementare kausale Mechanismen, in die Rolle eines *Bewertungsobjektes* gelangen: So ist es ein Kernstück der Habermasschen Sozial- und Gesellschaftstheorie, den Nachweis der Überlegenheit kommunikativen Handelns gegenüber instrumentellem oder strategischem Handeln zu erbringen, also den elementaren Mechanismus der rationalen Geltungsanerkennung gegenüber dem der rationalen Kalkulation auszuzeichnen (Habermas 1981). Normative Politische Theorie kann auch bestimmte Typen von komplexen Mechanismen als vor- oder nachteilig ansehen, z.B. für die Stärkung von Demokratien. Die regelhaften oder auch nur häufiger auftretenden Auswirkungen von bestimmten Mechanismen werden vor dem Hintergrund eines bestimmten Bewertungsmaßstabs als negativ angesehen. Damit wird eine konsequentialistische Sicht auf Mechanismen eröffnet. Es lässt sich jedoch auch eine eher deontologische Betrachtungsweise von Mechanismen denken. Hier werden bestimmte Mechanismen – unabhängig von ihren weiteren Folgen in einer längeren Kausalkette – per se als unangemessen, unterkomplex, normativ anspruchslos etc. angesehen.

Diese *Mechanismus-Bewertungen* haben weitreichende Folgen für die Beurteilung politischer Entwicklungen insgesamt. Alle politischen Zustände, die in ihrem Fortbestehen auf dem Fortwirken negativ bewerteter Mechanismen beruhen, können allein schon deshalb verworfen oder kritisch beurteilt werden. Positiv bewertet werden können dagegen nur Zustände, in denen diese negativ bewerteten Mechanismen nicht mehr zum Zuge kommen. Wenn dagegen bisher positiv bewertete politische Zustände auf der Wirkung vorrangig negativ bestimmter Mechanismen beruhen, muss man entweder diese negativen Mechanismen umwerten (wie in »Die Bienenfabel«, Mandeville 1980) oder die positive Wirkung der negativen Mechanismen als besonderen Fall gesellschaftlicher Selbstorganisation ansehen (wie bei Adam Smith‹ »invisible hand«, Smith 1999). Der Beurteilung von Mechanismen kommt daher sogar eine Schlüsselrolle in der Bewertung politischer und sozialer Welten zu, sie kann das Theoriedesign oder die Argumentationsmuster sozialwissenschaftlicher Theorie grundlegend beeinflussen.

8.2.2 Normative Fragestellungen

Prozessrekonstruktion als empirische Analyse scheint auf den ersten Blick für normative Fragestellungen und normative Theoriebildung keine Funk-

tion übernehmen zu können. Durch die Verbindung mit dem Konzept kausaler Mechanismen gibt es jedoch zwei Möglichkeiten, wie Prozessanalyse auch für rein normative Fragestellungen sinnvoll genutzt werden kann.

Für Theorien, die eine Begründung oder Kritik politischer oder sozialer Ordnung leisten wollen, insbesondere also Arbeiten zur normativen Politischen Theorie oder zur kritischen Gesellschaftstheorie (zum Zusammenhang beider: Nullmeier 2015a), ist die Klärung jener Begriffe zentral, die als basale Werte oder Normen der Konstruktion oder Rekonstruktion von Ordnungsmodellen fungieren können. Aufgabe dieser normativen Theoriebildung ist es, Begriffe wie Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Solidarität, soziale Integration, Nachhaltigkeit etc. auf ihre jeweilige Fassung oder Interpretation zu befragen, die Relationen zwischen diesen Begriffen zu klären sowie die argumentative Herleitung von politischen Ordnungsmodellen oder Gesellschaftsentwürfen (im Folgenden als »*Entwürfe*« bezeichnet) detailliert darzulegen. Die Ergebnisse solcher Theoriearbeit können nur beanspruchen, logisch konsistent zu sein. Die *Wünschbarkeit* solcher Entwürfe hängt von der Überzeugungskraft der als Grundlage gewählten Werte und Normen ab, die in einem metanormativen Diskurs überprüft werden kann. Dagegen ist die Realisierbarkeit oder *Erreichbarkeit* solcher Entwürfe von der Gesamtheit des Wissensbestandes über mögliche gesellschaftliche und politische Veränderungsprozesse abhängig. Prozessrekonstruktionen via kausale Mechanismen kann hilfreich sein, wenn die prinzipielle Möglichkeit eines Entwurfes geprüft werden soll, also das, was Erik Olin Wright als »viability« bezeichnet (Wright 2010: 21): »The study of viable alternatives asks of proposals for transforming existing social structures and institutions whether, if implemented, they would actually generate – in a sustainable, robust manner – the emancipatory consequences that motivated the proposal.« Man kann dies in Anlehnung an John Rawls (1971: 453–462) als einen *Stabilitätstest* ansehen: Würde eine soziale und politische Welt, die einer konsistenten Wertkonzeption folgt, sich dauerhaft reproduzieren können oder führt sie mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu Zuständen, die von der Wertkonzeption deutlich abweichen? Ist also damit zu rechnen, dass sich eine bestimmte Wertkonzeption in einem Gedankenexperiment der Neueinsetzung einer Gesellschaft selbst unterminierte, indem soziale und politische Prozesse in Gang gesetzt werden, die innerhalb dieses Entwurfes nicht mehr aufzuhalten oder aufzufangen sind? Das Wissen über kausale Mechanismen und ihre Auslösebedingungen ist hier zentral, um theoretisch

durchzuspielen, ob bestimmte Wertkonzeptionen *selbstdestruierende Folgen* haben oder nicht.

Kausale Mechanismen können mithin als Element in gedankenexperimentellen Tests eines bereits entwickelten normativen Wertekonzepts und eines entsprechenden Entwurfs fungieren. Sie können zudem auch als Ausgangsmaterial in der Konstruktion einer Wertkonzeption verwendet werden. Sie können als *Teil des allgemeinen Wissens über Gesellschaften* gelten, von dem eine Politische Theorie oder ein normativer Gesellschaftsentwurf ausgehen sollten. Bei John Rawls sind das die allgemeinen Tatsachen: Wissen über menschliche Gesellschaften, das auch Personen im fiktiven Urzustand zur Verfügung steht, damit sie trotz des Schleiers des Unwissens überhaupt Entscheidungen treffen können: »It is taken for granted, however, that they know the general facts about human society. They understand political affairs and the principles of economic theory; they know the basis of social organization and the laws of human psychology.« (Rawls 1971: 137). Dazu dürften zumindest auch die elementaren kausalen Mechanismen gehören, die wirksam werden können, wann immer Menschen in Interaktions- und Entscheidungsprozesse eintreten.

8.2.3 Präskriptive Fragestellungen

Dir Verbindung von Prozessanalyse und dem Konzept kausaler Mechanismen kann dazu beitragen, Fragen nach der angemessenen Gestaltung von sozialen und politischen Strukturen zu beantworten. Zwei Anwendungsfälle sollen hier vorgestellt werden: Überlegungen zur angemessenen Gestaltung politischer Institutionen (Institutionendesign) und zur Entwicklung gesellschaftlicher Praktiken (Praktikenwandel).

Während die empirische Demokratieforschung die Folgen einer bestimmten *institutionellen Ausgestaltung* untersucht, gehört es zu den Kernfragen einer normativen Institutionen- und Demokratietheorie, welche Folgen eine neue Institution, eine neue Verfahrensregel unter bekannten Bedingungen oder eine bekannte Institution bzw. Regel unter veränderten Bedingungen haben *kann*. Auf der Basis eines vorläufigen Katalogs kausaler Mechanismen kann ein erstes Prüfverfahren entwickelt werden: Wenn eine Verfahrensregel Akteurpositionen bestimmt (Antragsteller*in, Wähler*in, Vorsitz eines Gremiums etc.), dann können diesen die akteurbasierten Mechanismen zugeordnet werden. Was passiert, so lautet die systematische

Prüfaufgabe, wenn im Rahmen dieser institutionellen Regel Akteure an der jeweiligen Stelle der definierten Akteurposition sich einem bestimmten Handlungsmechanismus gemäß verhalten? Diese Frage ist für die relevanten Mechanismen durchzuspielen, so dass sich mehrere Wirkungsszenarien institutioneller Regeln ergeben. Mit diesem Vorgehen lässt sich hypothetisch darlegen, welche Folgen eine institutionelle Regel unter der Annahme des Vorliegens eines bestimmten Mechanismus haben wird. Für jede Regel kann mithin ein Prüfvorgang gestartet werden, der die relevantesten elementaren Mechanismen in Reaktion auf eine Regel in einem Gedankenexperiment durchspielt. Die Basisannahme bei diesem Prüfvorgang lautet, dass die Wirkung einer institutionellen Regel von den Verhaltensweisen der gemäß oder mit diesen Regeln handelnden Akteure abhängt und entsprechend variiert. Wenn Normkonformität als Handlungsmechanismus nicht vorhanden ist, hat das natürlich Folgen für die Wirkungsweise einer Institution. Wenn Akteure sich nur rational kalkulierend auf Regeln beziehen und nur die Kosten der Sanktionierung eines Regelverstoßes zählen, dann ist dieser Part eines Regelsystems ausschlaggebend.

Ein *gutes* institutionelles Design liegt dann vor, wenn die Wirkungen unter Zuschreibung unterschiedlichster Mechanismen bei Einbeziehung aller institutionenrelevanter Akteure nur eine begrenzte Streuung aufweisen und normativ in die Richtung deuten, die mit dem Institutionendesign beabsichtigt war. Als *instabil* ist eine institutionelle Regelung anzusehen, wenn die möglichen Wirkungen stark streuen. Von einer *resilienten* Institution (zur Problematik des Begriffs Resilienz: Bröckling 2017: 113–139) kann die Rede sein, wenn diese Stabilität auch bei sich wandelnden Umweltereignissen, die die Akteure wahrnehmen und in ihre Handlungsentwürfe einbeziehen, noch erhalten bleibt. *Anspruchsvoll* schließlich kann eine institutionelle Regel genannt werden, die das Vorherrschen ganz bestimmter Perzeptions-, Handlungs- oder Interaktionsmechanismen voraussetzt, um ihre gewünschte Wirkung zu erfüllen. *Vulnerabel* ist eine Institution, wenn schon bei Auftreten kleinerer Abweichungen in den Umweltbedingungen bei einer Mehrzahl der möglichen Mechanismen die Institution die gewünschte Funktion nicht mehr erreichen kann. Man kann diese Prüfung der Stabilität, Resilienz, Vulnerabilität und des Anspruchsniveaus einer Institution verfeinern, wenn man die *Mikroebene der einzelnen Verfahrensschritte* einer institutionellen Regelung betrachtet. Ein Verfahrensschritt ist eine normative Regel für den Dreiklang aus Anfangsbedingungen, Endbedingungen und einer dazwischenliegenden raumzeitlich bestimmten Operation bestimmter

Akteure (Nullmeier 2018b). Wenn solche Operationen wenig konkretisiert geregelt sind, also keine genaueren Angaben zum Beispiel zum Zeitbedarf und zeitlichen Grenzen vorhanden sind oder die beteiligten Akteure nicht genau charakterisiert werden oder die Operation selbst recht offen beschrieben ist, kann eine mechanismenbasierte Untersuchung eher zu dem Ergebnis führen, dass die Wirkungen dieses Verfahrensschrittes sehr breit streuen werden, was auf Instabilität deuten würde.

Ein zweiter Anwendungsfall ist die Betrachtung des Wandels von Praktiken. Normative Fragen beziehen sich in der Politikwissenschaft häufig auf die Architektur rechtlich verfasster Institutionen eines politischen Systems. In der Soziologie richtet sich die Aufmerksamkeit stärker auf durch Konventionen gesteuerte soziale Beziehungen und Handlungsabläufe, die am besten mit dem Begriff der *Praktiken* (Schatzki 1996; Schatzki, Knorr Cetina and Savigny 2001; Nullmeier and Pritzlaff 2009; Pritzlaff und Nullmeier 2009, 2011; Nullmeier and Pritzlaff 2014; Adler and Pouliot 2011; Schmidt 2012; Pouliot 2015) bezeichnet werden können. Praktiken lassen sich ebenfalls mit den Mitteln der Prozessrekonstruktion erforschen. Und entsprechend können die Ergebnisse dieser Prozessanalysen auch dazu dienen, Vorschläge für die ›Umgestaltung‹ von Praktiken zu entfalten. Im Unterschied zu der politikwissenschaftlichen Vorgehensweise, die Kritik in Forderungen, Vorschläge und Reformbewegungen umwandeln kann, die auf das Mittel von Gesetzgebung setzen, um neue, rechtlich verankerte institutionelle Designs zu implementieren, sind Praktiken nicht durch einen »Akt« analog einer Gesetzgebung änderbar. Für eine soziologische Praxis liegt dieses Entwurfsverhältnis zur sozialen Welt nicht nahe. So ist zwar die Kategorie der Praktikenkritik angemessen, aber nicht die des Praktikendesigns. Mit Letzterem würde der Charakter der Praktiken – sich im Alltag vollziehende Abläufe, die sich über eine Vielzahl von kleinsten und kleineren Abweichungen von bewährten und eingelebten Praktiken erst verändern – verfehlt. Prozessanalyse kann aber die Varianzen in dem Vollzug von Praktiken auf die zugrundeliegenden Mechanismen untersuchen und damit Hinweise auf mögliche Verschiebungen in dem Repertoire gesellschaftlicher Praktiken liefern.

9. Perspektiven der qualitativen Politikforschung

Prozessanalysen zielen auf Erklärung. In Teilen jener Forschungsansätze, die sich als interpretativ, sozialkonstruktivistisch oder poststrukturalistisch verstehen, diskursanalytisch arbeiten, sich an Foucault orientieren oder feministische und postkoloniale Überlegungen in die empirische sozialwissenschaftliche Forschung einbringen wollen und auf qualitative Methoden zurückgreifen, ist der bewusste Verzicht auf Erklärung als Forschungsziel Teil des Selbstverständnisses. Der quantitativ ausgerichteten Politikforschung das Feld des Erklärens zu überlassen, ist jedoch zu defensiv: Eine allgemein für fundamental erachtete Funktion von Wissenschaft wird der variablenbasierten Forschungslogik überlassen. Unnötig erscheint dieser Akt, weil Grundüberlegungen bisheriger interpretativer Methodologien (umfassend: Wagenaar 2011) sich nicht generell gegen ein Erklären verschließen, nur gegen bestimmte, von der quantitativen Forschung inspirierte Vorstellungen des Erklärens.

Der Begriff des Mechanismus, so unangemessen er aufgrund der Assoziation des »Mechanistischen« erscheinen mag, hatte von Anbeginn den Sinn, gegenüber einer auf Regelmäßigkeiten basierten Vorstellung von Kausalität in der Humeschen Tradition zu analysieren, was zwischen Ursache und Wirkung ›wirklich‹ passiert sein könnte, wie die Wirkung, durch die Ursache angestoßen, in Gang gesetzt wird, wie sich die Ursache in die Wirkung übersetzt, diese hervorbringt, wie die Kraft der Ursache zur Wirkung führt etc. – alles problematische Bilder, ohne die man das Verhältnis von Ursache und Wirkung anscheinend nicht formulieren kann. Alexander Wendt (1999: 79–82) hat argumentiert, der Terminus Mechanismus bezeichne etwas, das für interpretative und sozialkonstruktivistische Ansätze von zentraler Bedeutung sei: Gerade sie können sich mit einer Konzeption von Kausalität als empirischer Regelmäßigkeit nicht zufriedengeben. Es gälte vielmehr, den kausalen Prozess zu verstehen und erkennen zu können, wie, über welche Wege, Vernetzungen und Verkettungen – auch hier wieder der Gebrauch von Metaphern – Ursachen zu Wirkungen führen.

Das vorgelegte Konzept von Prozessanalyse möchte zu einer *offensiveren Haltung qualitativer und interpretativer Politikforschung* beitragen (u.a. Yanow 2000; Blatter, Janning und Wagemann 2016; Ercan and Marsh 2016; Münch 2016; Nullmeier 2018a; 2019). Das Ungenügen an den Ergebnissen quantitativer Forschung muss genutzt werden für eine Intervention in die etablierten Überzeugungssysteme und einen argumentativen Streit darüber entfachen, wie gute Erklärungen aussehen können. Als Test für gutes Erklären dient dabei die Erklärung eines einzelnen Geschehens. In der Logik allgemeiner Gesetzmäßigkeiten nach dem Hempel-Oppenheim-Schema war genau das der Prüfstein (Hempel und Oppenheim 1948). Weil alle Menschen sterblich sind, war auch Sokrates sterblich. Der einzelne Fall kann erklärt werden. Diese Prüfung kann eine auf frequentistischer Statistik basierende quantitative Forschung nicht bestehen. Sie versagt genau dann, wenn nach einem Fall – und mag er prominent oder unbedeutend sein – gefragt wird. Daher kommt der Wunsch, die Blackbox zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen zu öffnen oder eine stärker prozessorientierte oder historisch ausgerichtete Politikwissenschaft zu entwickeln. Eine Prozessanalyse eines Falles kann angeben, welche Ereignisfolge diesen Fall ausmacht, welche kausalen Mechanismen wirksam waren und genau dieses Ergebnis erbracht haben.

Dann könnte sich zeigen, dass der Ertrag des Generalisierens eventuell recht begrenzt ist: In der Untersuchung von politischen Prozessen kommt es häufig auf einzelne Fälle an (man will z.B. wissen, warum Deutschland 2011 nach dem Fukushima-Unfall den Ausstieg aus der Atomkraft proklamierte). Das Ergebnis und die Abläufe im Einzelfall interessieren, nicht die Verallgemeinerbarkeit, deren Wert oft eher in der Vorbereitung politischer Steuerungsmaßnahmen besteht. Jenseits eines solchen praktischen oder sozialtechnischen Interesses ist der Ertrag des Ausweichens vor dem Einzelfall begrenzt. Denn es ist wissenschaftlich wissenswert, wie bedeutsame und auch ›ganz normale‹ Prozesse sich im Einzelnen vollziehen. Einen Fall so genau zu analysieren, dass die einzelnen Schritte des Geschehens nachvollziehbar werden und je für sich durch die Zurechnung kausaler Mechanismen erklärbar sind, schafft eine Transparenz des Geschehens, die weit über das hinausgehen könnte, was stärker variablenbasierte Ansätze mit ihrer größeren Generalisierungskraft liefern können. Und es verlangt keineswegs den Rückzug auf Beschreibung und Kritik als Aufgaben der qualitativen Forschung.

Eine Orientierung am je einzelnen Fall liefert nur einen Grund, warum die Prozessanalyse der qualitativen Politikforschung eine vielversprechende Perspektive bieten kann. Die Überwindung einer Semantik der Variablen

zugunsten der Ausrichtung auf individuelles und kollektives Handeln liefert einen *zweiten* Grund. Soziales und politisches Geschehen zeichnet sich dadurch aus, dass es geprägt ist durch menschliches Handeln, darunter viele Handlungen, die als intentional angesehen werden können. Die Terminologie der Mechanismen und die Bezugnahme auf bewusstes, absichtsvolles menschliches Handeln scheinen sich zu widersprechen, doch bietet das Konzept der kausalen Mechanismen, so sehr es seiner Metaphorik widerspricht, die Chance, Akteuren und ihren Handlungen auch jenseits von Rational-Choice-Theorien eine Rolle in sozial- und politikwissenschaftlichen Analysen zu geben. Damit wird eine besondere Nähe zu interpretativen Ansätzen hergestellt, die sich einer hermeneutischen Tradition, der verstehenden Soziologie und pragmatischen Ansätzen bis hin zu interaktionistischen Konzeptionen verbunden fühlen (Wagenaar 2011: 40–57; Münch 2016). Wahrnehmungen, Interpretationen, Handlungen, Interaktionen zwischen Menschen machen einen Großteil des sozialen Geschehens aus (daneben haben auch Mensch-Ding/Maschine/Natur/Tier-Interaktionen sozialen Charakter). Mit Perzeptions-, Handlungs- und Interaktionsmechanismen wird dieser Akteurbezug reetabliert und zugleich aus den Verengungen des Rational-Choice-Ansatzes befreit. Dieser Akteursbezug ist innerwissenschaftlich durchaus zu stärken gegen eine Marginalisierung der menschlichen Handlungsfähigkeit in einer Sprache, die nur kausale Beziehungen zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen kennt.

Es gibt ein *drittes* Element, das die Prozessanalyse als Erweiterung der qualitativen Politikforschung qualifiziert: das kritische Moment, das der Prozessanalyse innewohnt. Zwar kann eine prozessanalytische Perspektive aus sich heraus der Gesellschafts- und Politikforschung keine normativen Grundlagen liefern, also den Maßstab, an dem Herrschaft und Unterdrückung identifiziert werden können. Die Schwierigkeiten einer Verankerung des Normativen in Kategorien, die der empirischen Analyse entspringen, sind in den jüngeren Diskussionen zur Kritischen Theorie (Celikates 2009; Iser 2008; Forst et al. 2009, Allen 2019) eher verdeutlicht denn gelöst worden. Die Prozessanalyse kann aber bestehende Entwicklungslinien der Kritik und der normativen Orientierung stützen, indem sie als Intervention in das Selbstverständnis der wissenschaftlichen Wissensproduktion *und* in den politischen Raum verstanden wird. Und dies ist möglich: Prozessanalyse interveniert durch ihre Ergebnisse in das soziale und politische Geschehen, indem sie die Selbstverständlichkeit der Abläufe in Frage stellt und genaue

Rekonstruktionen derselben liefert – mit all den Unvollkommenheiten, Irrationalitäten und Zufällen eines solchen Geschehens. In dem Versuch, Prozesse detailliert nachzuzeichnen und durch die Erklärung der einzelnen Schritte im Prozessverlauf aufzuklären, unterstützt sie zugleich die Forderungen nach Transparenz im politischen Raum, muss diese aber auch auf sich selbst anwenden und den wissenschaftlichen Forschungsprozess transparent, nachvollziehbar und replizierbar gestalten.

Die Zentralität des Erklärens in der Prozessanalyse muss andere Forschungsziele, insbesondere die Kritik, also nicht verdrängen, ausschließen oder mit ihr konkurrieren. Die Detailliertheit der Untersuchung politischer und sozialer Vorgänge ermöglicht es über das in kritischen Gesellschaftstheorien hinaus gegebene Maß, die Vorgänge und die ihnen zugrundeliegenden Ursachen zu benennen, die eine Entwicklung in eine negative Richtung lenken. Kritik kann im Zuge detaillierter Prozessrekonstruktion verfeinert werden, sich auf einzelne Schritte in einem politischen Prozess als besonders problematischen Momenten konzentrieren. Vor allem aber kann sie bestimmte Sequenzen politischer Prozesse als komplexe kausale Mechanismen identifizieren, die problematische Folgewirkungen verursachen. Die Kritik von Institutionen, Strukturen, Diskursformationen kann erweitert und verfeinert werden durch eine Prozesskritik, die bestimmte wiederkehrende Sequenzen als auslösend für Formen der Diskriminierung, Ausbeutung, Herrschaft und Unterdrückung feststellen kann. Kritik kann durch Prozessanalysen nicht angeleitet, aber vertieft werden.

Bleibt der Einwand, qualitative Prozessforschung sei zu *aufwändig* und unter forschungsökonomischen Gründen problematisch. Dieser hohe Aufwand gehe zudem zulasten der qualitativen gegenüber der quantitativen Forschung, die bei Rückgriff auf bestehende Datensätze in wesentlich kürzerer Zeit zu publizierbaren Ergebnissen komme. Die besondere Intensität und Kleinteiligkeit der Forschung bei Prozessrekonstruktionen steht außer Frage. Die Etablierung von *gestuften Standards* je nach angestrebtem (oder aufgrund der Zeit- und Finanzressourcen erreichbaren) Niveau der Kleinteiligkeit von Prozessanalysen könnte dazu beitragen, das Programm der Prozessanalyse weniger einschüchternd erscheinen zu lassen. Zudem muss nicht jede Forschungsstudie neu ansetzen, sondern kann sich an Katalogen elementarer und komplexer kausaler Mechanismen orientieren und so leichter Bezüge zwischen Einzelstudien herstellen. Sequenzen-Vergleiche ermöglichen eine neue Form der vergleichenden Politikwissenschaft. Und das systematische Anfertigen vieler einzelner Fallanalysen in

einem prozessanalytischen Forschungsrahmen ermöglicht der qualitativen Politikforschung womöglich den Einstieg in sozialwissenschaftliche Verbundforschung.

Maßgeblich für den Entwurf einer Prozessanalyse ist die enge Verbindung von Sozialtheorie und Forschungsvorgehen. Die Prozessanalyse schafft über die Untersuchung von kausalen Mechanismen die Verbindung zu kategorialen Grundfragen einer jeden Gesellschafts- und Politikanalyse. Dieser Rückbezug detaillierter empirischer Forschung auf Sozialtheorie ist in der Politikwissenschaft oft verloren gegangen, sowohl bei stärker quantitativ als auch bei stärker qualitativ ausgerichteter Forschung. Manchmal werden Theorien für einen Gegenstandsbereich oder neue kategoriale Konzepte als korrespondierend mit der Empirie entwickelt, ein Abgleich mit bisherigen Begrifflichkeiten der Sozialtheorie fehlt aber – mit der Folge weiterer Segmentierung der Forschung. Eine gelingende mechanismenbasierte Prozessanalyse verlangt, diese wechselseitige Nicht-Wahrnehmung aufzuheben und in Einzelfallstudien wie in Prozessvergleichen grundlegende Fragen der Sozialtheorie einzubeziehen, sie verlangt damit auch eine Wiederannäherung der Politikwissenschaft an die Soziologie und eine Öffnung der Sozialtheorie für Ergebnisse der qualitativen Politikforschung.

Literatur

Abbott, Andrew 2001: Time Matters. On Theory and Method. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Abbott, Andrew 2016: Processual Sociology, Chicago, London: The University of Chicago Press.

Abbott, Andrew 2019: Prozessuales Denken. Reflexionen über Marx und Weber, Hamburg: Hamburger Edition.

Abbott, Andrew 2020: Zeit zählt. Grundzüge einer prozessualen Soziologie, Hamburg: Hamburger Edition.

Abrams, Philip 1983: Historical Sociology, Ithaka: Cornell University Press.

Adler, Emanuel and Vincent Pouliot (eds.) 2011: International Practices, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Akerlof, George A. and Robert J. Shiller 2009: Animal Spirits. Wir Wirtschaft wirklich funktioniert, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Akremi, Leila 2019: Filme, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1203–1214.

Akremi, Leila, Baur, Nina, Knoblauch, Hubert und Bris Traue (Hrsg.) 2018: Handbuch Interpretativ forschen, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Albrecht, Günter und Axel Groenemeyer (Hrsg.) 2012: Handbuch soziale Probleme. 2 Bände. Zweite, überarbeitete Auflage, Wiesbaden: Springer.

Aljets, Enno und Thomas Hoebel 2017: Prozessuales Erklären. Grundzüge einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie 46(1), 4–21.

Allen, Amy 2019: Das Ende des Fortschritts. Zur Dekolonisierung der normativen Grundlagen der kritischen Theorie, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Anandarajan, Murugan, Hill, Chelsey and Thomas Nolan 2019: Practical Text Analytics. Maximizing the Value of Text Data, Cham: Springer.

Angermuller, Johannes, Nonhoff, Martin, Herschinger, Eva, Macgilchrist, Felicitas, Reisigl, Martin, Wedl, Juliette, Wrana, Daniel und Alexander Ziem (Hrsg.) 2014: Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen, Bielefeld: transcript.

Archer, Margaret S. 1995: Realist Social Theory: The Morphogenetic Approach, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Archer, Margaret S. (ed.) 2015: Generative Mechanisms Transforming the Social Order, Cham: Springer.

Aspers, Patrik 2011: Markets, Cambridge, Malden: Polity Press.

Bachleitner, Reinhard 2016: Zur Methodologie und Methodik interpretativer Prognoseverfahren, in: Bachleitner, Reinhard, Weichbold, Martin und Marcus Pausch (Hrsg.), Empirische Prognoseverfahren in den Sozialwissenschaften. Wissenschaftstheoretische und methodologische Problemlagen. Wiesbaden: Springer VS, 152–164.

Banks, Marcus 2018: Using Visual Data in Qualitative Research. Second Edition, London et al.: SAGE.

Baron, Robert S. and Norbert L. Kerr 2003: Group Process, Group Decision, Group Action. Second Edition, Maidenhead, Open University Press.

Barrenechea, Rodrigo and James Mahoney 2019: A Set-Theoretic Approach to Bayesian Process Tracing, in: Sociological Methods and Research 48(3), 451–484.

Bates, Robert H., Greif, Avner, Levi, Margaret, Rosenthal, Jean-Laurent and Barry R. Weingast 1998: Analytic Narratives. Princeton: Princeton University Press.

Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.) 2019: Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. 2 Bände, Wiesbaden: Springer VS.

Beach, Derek 2016: It's all about mechanisms – what process-tracing case studies should be tracing, in: New Political Economy 21(5), 463–472.

Beach, Derek 2020: Process Tracing Methods, in: Wagemann, Claudius, Goerres, Achim und Markus B. Siewart (Hrsg.), Handbuch Methoden der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 699–719.

Beach, Derek and Ingo Rohlfing 2018: Integrating cross-case analyses and process tracing in set-theoretic research: strategies and parameters of debate, in: Sociological Methods & Research 47(1), 3–36.

Beach, Derek and Rasmus Brun Pedersen 2013: Process-Tracing Methods. Foundations and Guidelines, Ann Arbor: University of Michigan Press.

Beach, Derek and Rasmus Brun Pedersen 2019: Process-Tracing Methods. Foundations and Guidelines. Second Edition, Ann Arbor: University of Michigan Press.

Beck, Hanno 2014: Behavioral Economics. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer Gabler.

Beckert, Jens 1997: Grenzen des Marktes. Die sozialen Grundlagen wirtschaftlicher Effizienz, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Beckert, Jens 2018: Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus, Berlin: Suhrkamp.

Beckert, Jens, Diaz-Bone, Rainer und Heiner Ganßmann (Hrsg.) 2007: Märkte als soziale Strukturen, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Bennett, Andrew 2008: Process Tracing: A Bayesian Perspective, in: Box-Steffensmeier, Janet M., Brady, Henry E. and David Collier (eds.), The Oxford Handbook of Political Methodology, Oxford, New York: Oxford University Press, 702–721.

Bennett, Andrew 2015: Appendix: Disciplining our conjectures. Systematizing process tracing with Bayesian analysis, in: Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.),

Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 276–298.

Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.) 2015a: Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press.

Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel 2015b: Process Tracing. From Philosophical Roots to Best Practices, in: dies. (eds.), Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 3–37.

Bennington, Geoffrey und Jacques Derrida 1994: Jacques Derrida. Ein Portrait, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Benz, Arthur 1994: Kooperative Verwaltung: Funktionen, Voraussetzungen und Folgen, Baden-Baden: Nomos.

Bergson, Henri 2013: Philosophie der Dauer. Textauswahl von Gilles Deleuze, Hamburg: Meiner.

Berkhout, Joost and Laura Sudulich 2011: Codebook for Political Claims Analysis, SOM Working Papers 2011–02, https://sites.google.com/site/somprojecteu/working-papers/2011.

Bernauer, Thomas, Jahn, Detlef, Kuhn, Patrick und Stefanie Walter 2015: Einführung in die Politikwissenschaft. Dritte Auflage, Baden-Baden: Nomos.

Bhaskar, Roy 2008: A Realist Theory of Science, London, New York. Verso.

Biegoń, Dominika 2014: Narrative der Marktlegitimation: Eine Erfolgsgeschichte? in: Nullmeier, Frank, Biegoń, Dominika, Gronau, Jennifer, Lenke, Falk, Nonhoff, Martin, Schmidtke, Henning und Steffen Schneider, Marktwirtschaft in der Legitimationskrise? Ein internationaler Vergleich. Frankfurt a.M., New York: Campus, 171–196.

Biegoń, Dominika und Frank Nullmeier 2014: Narrationen über Narrationen. Stellenwert und Methodologie der Narrationsanalyse, in: Gadinger, Frank, Jarzebski, Sebastian und Taylan Yildiz (Hrsg.), Politische Narrative. Konzepte, Analysen, Forschungspraxis, Wiesbaden: Springer VS, 39–65.

Blatter, Joachim and Markus Haverland 2012: Designing Case Studies. Explanatory Approaches in Small-N Research, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Blatter, Joachim K., Janning, Frank und Claudius Wagemann 2007: Qualitative Politikanalyse. Eine Einführung in Forschungsansätze und Methoden, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Blatter, Joachim, Haverland, Markus and Merlijn van Hulst (eds.) 2016: Qualitative Research in Political Science. Volume I-IV, London et al.: SAGE.

Blatter, Joachim, Langer, Phil C. und Claudius Wagemann 2018: Qualitative Methoden in der Politikwissenschaft: Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Bloomfield Leonard 1984: Language. Reprint der Ausgabe 1961, Chicago: The University of Chicago Press.

Blumer, Herbert 2013: Symbolischer Interaktionismus. Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation, Berlin: Suhrkamp.

Bogner, Alexander, Littig, Beate und Wolfgang Menzel (Hrsg.) 2002: Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung, Opladen: Leske + Budrich.

Bogner, Alexander, Littig, Beate und Wolfgang Menzel 2014: Interviews mit Experten. Eine praxisorientierte Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Bohnsack, Ralf 2009: Qualitative Bild- und Videointerpretation, Opladen: Budrich.

Bohnsack, Ralf 2019: Unbewegte Bilder: Fotografien und Kunstgegenstände, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1183–1190.

Bonß, Wolfgang, Dimbath, Oliver, Maurer, Andrea, Nieder, Ludwig, Pelizäus-Hoffmeister, Helga und Michael Schmid 2020: Handlungstheorie. Eine Einführung. Zweite Auflage, Bielefeld: transcript.

Boréus, Kristina and Göran Bergström 2017: Analyzing Text and Discourse. Eight Approaches for the Social Sciences, London et al.: SAGE.

Boudon, Raymond 1979: Widersprüche sozialen Handelns, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.

Boudon, Raymond 1980: Die Logik des gesellschaftlichen Handelns. Eine Einführung in die soziologische Denk- und Arbeitsweise, Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.

Boudon, Raymond 2013: Beiträge zur allgemeinen Theorie der Rationalität, Tübingen: Mohr Siebeck.

Bowles, Samuel 2004: Microeconomics. Behavior, Institutions, and Evolution, New York: Russell Sage Foundation; Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Bowles, Samuel and Herbert Gintis 2011: A Cooperative Species. Human Reciprocity and Its Evolution, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Box-Steffensmeier, Janet M. and Bradford S. Jones 2004: Event History Modeling. A Guide for Social Scientists, Cambridge: Cambridge University Press.

Brady, Henry E. 2008: Causation and Explanation in Social Science, in: Box-Steffensmeier, Janet M., Brady, Henry E. and David Collier (eds.), The Oxford Handbook of Political Methodology, Oxford, New York: Oxford University Press, 217–270.

Brady, Henry E. and David Collier (eds.) 2004: Rethinking Social Inquiry: Diverse Tools, Shared Standards, Lanham: Rowman & Littlefield.

Brandom, Robert B. 2000: Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Breidenstein, Georg, Hirschauer, Stefan, Kalthoff, Herbert und Boris Nieswand 2020: Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. Dritte Auflage, München: UVK.

Brinkmann, Svend and Steinar Kvale 2015: InterViews: Learning the Craft of Qualitative Research Interviewing, Thousand Oaks et al.: SAGE.

Brinkmann, Svend and Steinar Kvale 2018: Doing Interviews. Second Edition, London et al.: SAGE.

Bröckling, Ulrich 2017: Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste, Berlin: Suhrkamp.

Brunsson, Nils and Mats Jutterström (eds.) 2018: Organizing and Reorganizing Markets, Oxford: Oxford University Press.

Budde, Gunilla 2008: Quellen, Quellen, Quellen …, in: Budde, Gunilla, Freist, Dagmar und Hilke Günther-Arndt (Hrsg.), Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, Berlin: Akademie-Verlag, 52–69.

Budde, Gunilla und Dagmar Freist 2008: Verfahren, Methoden, Praktiken, in: Budde, Gunilla, Freist, Dagmar und Hilke Günther-Arndt (Hrsg.), Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, Berlin: Akademie-Verlag, 158–177.

Budde, Gunilla, Freist, Dagmar und Hilke Günther-Arndt (Hrsg.) 2008: Geschichte. Studium – Wissenschaft – Beruf, Berlin: Akademie-Verlag.

Bunge, Mario 1997: Mechanism and Explanation, in: Philosophy of the Social Sciences 27(4), 410–465.

Byrne, David and Charles C. Ragin (eds.) 2009: The SAGE Handbook of Case-Based Methods, Thousand Oaks et al.: SAGE.

Cabrera, Noemi Betancort, Bongartz, Elke C., Dörrenbächer, Nora, Goebel, Jan, Kaluza, Harald und Pascal Siegers 2020: White Paper on implementing the FAIR principles for data in the social, behavioural, and economic sciences, RatSWD Working Paper Series 274, https://www.konsortswd.de/aktuelles/publikation/wp274-2020/.

Caldwell, Dan (ed.) 2019: Alexander L. George: A Pioneer in Political and Social Sciences: With a Foreword by Dan Caldwell, Cham: Springer.

Camerer, Colin F., Loewenstein, George and Metthew Rabin (eds.) 2004: Advances in Behavioral Economics, New York: Russell Sage Foundation; Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Carey, Martha Ann and Jo-Ellen Asbury 2016: Focus Group Research, Milton Park, New York: Routledge.

Cartwright, Nancy 1983: How the Laws of Physics Lie, Oxford: Clarendon Press.

Cartwright, Nancy 2007: Hunting Causes and Using Them. Approaches in Philosophy and Economics, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Celikates, Robin 2009: Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Chao, Hsiang-Ke, Chen, Szu-Ting and Roberta L. Millstein (eds.) 2013: Mechanism and Causality in Biology and Economics, Dordrecht et al.: Springer.

Charteris-Black, Jonathan 2018: Analysing Political Speeches. Rhetoric, Discourse and Metaphor. Second Edition, London: Palgrave.

Checkel, Jeffrey T. 2008: Process Tracing, in: Klotz, Audie and Deepa Prakash (eds.), Qualitative Methods in International Relations: A Pluralist Guide, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 114–129.

Checkel, Jeffrey T. and Andrew Bennett 2015: Beyond Metaphors. Standards, Theory, and the »Where Next« for Process Tracing, in: Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.), Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 260–275.

Chomsky, Noam 1957: Syntactic Structures, The Hague: Mouton & Co.

Chomsky, Noam 1973: Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Coffey, Amanda 2018: Doing Ethnography, London et al.: SAGE.

Cohen, G.A. 1986: Marxism and Functional Explanation, in: Roemer, John (ed.), Analytical Marxism, Cambridge, New York: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme, 221–234.

Cohen, G.A. 2001: Karl Marx's Theory of History. A Defence. Expanded Edition with New Introduction and Chapters, Princeton: Princeton University Press.

Coleman, James S. 1991: Grundlagen der Sozialtheorie. 3 Bände, München, Wien: Oldenbourg.

Collier, David 2011: Understanding Process Tracing: Exercises and Examples, in: PS: Political Science and Politics 44(4), 823–30.

Collier, David, Brady, Henry. E and Jason Seawright 2004: Sources of Leverage in Causal Inference. Toward an Alternative View of Methodology, in: Brady, Henry E. and David Collier (eds.), Rethinking Social Inquiry: Diverse Tools, Shared Standards, Lanham: Rowman & Littlefield, 229–266.

Collins, Randall 2004: Interaction Ritual Chains, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Craver, Carl F. 2007: Explaining the Brain: Mechanisms and the Mosaic Unity of Neuroscience, Oxford: Clarendon Press.

Craver, Carl F. 2014: The Ontic Account of Scientific Explanation, in: Kaiser, Marie I., Scholz, Oliver R., Plenge, Daniel and Andreas Hüttemann (eds.), Explanation in the Special Sciences. The Case of Biology and History, Dordrecht: Springer, 27–52.

Craver, Carl F. and Darden, Lindley (eds.) 2013: In Search of Mechanisms: Discoveries across the Life Sciences. Chicago: The University of Chicago Press.

Dahrendorf, Ralf 1964: Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Danermark, Berth, Ekström, Mats and Jan Ch. Karlsson 2019: Explaining Society. Critical Realism in the Social Sciences. Second Edition, London, New York. Routledge.

Daston, Lorraine und Peter Galison 2007: Objektivität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dimick, Matthew, Rueda, David and Daniel Stegmueller 2018: Models of Other-Regarding Preferences, Inequality, and Redistribution, in: Annual Review of Political Science 21, 441–460.

Duller, Matthias 2020: Soziale Mechanismen, in: Fleck, Christian und Christian Dayé (Hrsg.), Meilensteine der Soziologie, Frankfurt a.M., New York: Campus, 629–645.

Durkheim, Émile 1992: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Mit einer Einleitung von Niklas Luhmann und einem Nachwort von Hans-Peter Müller und Michael Schmid, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Duverger, Maurice 1959: Die politischen Parteien, Tübingen: Mohr (Siebeck).

Eckstein, Harry 1975: Case Studies and Theory in Political Science, in: Greenstein, Fred and Nelson Polsby (eds.), Handbook of Political Science Vol. 7, Reading, MA: Addison-Wesley, 79–138.

Einhorn, Hillel J., Kleinmuntz, Don N. and Benjamin Kleinmuntz 1979: Linear Regression and Process-tracing Models of Judgment, in: Psychological Review 86(5), 465–485.

Ekman, Paul and Richard J. Davidson (eds.) 1994: The Nature of Emotion: Fundamental Questions, New York, Oxford: Oxford University Press.

Elman, Colin, Gerring, John and James Mahoney (eds.) 2020: The Production of Knowledge. Enhancing Progress in Social Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1983: Explaining Technical Change. A Case Study in the Philosophy of Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1985: Making Sense of Marx, Cambridge: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme.

Elster, Jon 1986a: An Introduction to Karl Marx, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1986b: Further Thoughts on Marxism, Functionalism, and Game Theory, in: Roemer, John (ed.), Analytical Marxism, Cambridge, New York: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme, 202–220.

Elster, Jon 1986c: The Market and the Forum. Three Varieties of Political Theory, in: Elster, Jon and Aanund Hylland (eds.), Foundations of Social Choice Theory, Cambridge: Cambridge University Press, 103–132.

Elster, Jon 1987: Subversion der Rationalität, Frankfurt a.M. New York: Campus.

Elster, Jon 1989a: Nuts and Bolts for the Social Sciences, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1989b: The Cement of Society. A Study of Social Order, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1989c: Solomonic Judgements. Studies in the Limitations of Rationality, Cambridge, New York: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme.

Elster, Jon 1993: Political Psychology, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 1999: Alchemies of the Mind. Rationality and the Emotions, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 2000a: Ulysses Unbound. Studies in Rationality, Precommitment, and Constraints, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 2000b: Rational Choice History. A Case of Excessive Ambition, in: American Political Science Review 94(3), 685–695.

Elster, Jon 2007: Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 2009: Alexis de Tocqueville. The First Social Scientist, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 2013: Securities Against Misrule. Juries, Assemblies, Elections, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Elster, Jon 2015: Explaining Social Behavior. More Nuts and Bolts for the Social Sciences. Second Edition, New York: Cambridge University Press.

Elster, John 2020: France before 1789. The Unraveling of an Absolutist Regime, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Elster, Jon, Gargarella, Roberto, Naresh, Vatsal and Bjørn Erik Rasch (eds) 2018: Constituent Assemblies, Cambridge, New York: Cambrige University Press.

Enzensberger, Hans Magnus 1992: Die Große Wanderung. Dreiunddreißig Markierungen. Mit einer Fußnote ›Über einige Besonderheiten der Menschenjagd‹, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Ercan, Selen A. and David Marsh 2016: Qualitative Methods in Political Science, in: Keman, Hans and Jaap J. Woldendorp (eds.), Handbook of Research Methods and Applications in Political Science, Cheltenham, Northampton: Edward Elgar, 309–322.

Ericsson, K. Anders and Jared H. Moxley 2011: Thinking Aloud Protocols: Concurrent Verbalizations of Thinking during Performance on Tasks Involving Decision Making, in: Schulte-Mecklenbeck, Michael, Kühberger, Anton and Ron Ranyard (eds.), A Handbook of Process Tracing Methods for Decision Research: A Critical Review and User's Guide, New York: Psychology Press, 89–114.

Ernst, Stefanie 2019: Literarische Quellen und persönliche Dokumente, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1135–1148.

Esser, Hartmut 1999: Soziologie. Allgemeine Grundlagen, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Esser, Hartmut 2002: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Evans, Peter B., Rueschemeyer, Dietrich and Theda Skocpol (eds.) 1985: Bringing the State Back In, Cambridge: Cambridge University Press.

Fairclough, Isabela and Norman Fairclough 2012: Political Discourse Analysis: A Method for Advanced Students, London, New York: Routledge.

Fairfield, Tasha and Andrew Charman 2020: Reliability of Inference: Analogs of Replication in Qualitative Research, in: Elman, Colin, Gerring, John and James Mahoney (eds.), The Production of Knowledge. Enhancing Progress in Social Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 301–333.

Falkenburg, Brigitte and Gregor Schiemann (eds.) 2019: Mechanistic Explanations in Physics and Beyond, Cham: Springer.

Falleti, Tulia G. 2016: Process Tracing of Extensive and Intensive Processes, in: New Political Economy 21(5), 455–462.

Falleti, Tulia G. und Julia F. Lynch 2008: From Process to Mechanism: Varieties of Disaggregation, in: Qualitative Sociology 31(4), 333–339.

Falleti, Tulia G. und Julia F. Lynch 2009: Context and Causal Mechanism in Political Analysis, in: Comparative Political Studies 42(9), 1143–1166.

Falleti, Tulia and James Mahoney Mahoney 2015: The comparative sequential method, in: Mahoney, James and Kathleen Thelen (eds.), Advances in Comparative-historical Analysis, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 211–239.

Fenno, Richard F. Jr. 1978: Home Style. House Members in Their Districts, Boston: Little Brown.

Festinger, Leon 1954: A Theory of Social Comparison Processes, in: Human Relations 7, 117–140.

Fioretos, Orfeo, Falleti, Tulia G. and Adam Sheingate (eds.) 2016: The Oxford Handbook of Historical Institutionalism. Oxford: Oxford University Press.

Flam, Helena 2002: Soziologie der Emotionen, Konstanz: UVK.

Flick, Uwe 2018: An Introduction to Qualitative Research. Sixth Edition, London et al.: SAGE.

Føllesdal, Dagfinn, Walløe, Lars and Jon Elster 1988: Rationale Argumentation. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie, Berlin, New York: Walter de Gruyter.

Forst, Rainer, Hartmann, Martin, Jaeggi, Rahel und Martin Saar (Hrsg.) 2009: Sozialphilosophie und Kritik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Franck, Georg 1998: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf, München: Hanser.

Franck, Georg 2005: Mentaler Kapitalismus. Eine Politische Ökonomie des Geistes, München: Hanser.

Freese, Jeremy and David Peterson 2017: Replication in Social Science, in: Annual Review of Sociology 43(1), 147–165.

Gabriel, Oscar W., Maier, Jürgen und Thorsten Faas 2020: Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung, in: Faas, Thorsten, Gabriel, Oscar W. und Jürgen Maier (Hrsg.), Politikwissenschaftliche Einstellungs- und Verhaltensforschung. Handbuch für Wissenschaft und Studium, Baden-Baden, 17–89.

Ganghof, Steffen 2005: Kausale Perspektiven in der vergleichenden Politikwissenschaft: X-zentrierte und Y-zentrierte Forschungsdesigns, in: Kropp, Sabine und Michael Minkenberg (Hrsg.), Vergleichen in der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 76–93.

Ganghof, Steffen und Philip Manow (Hrsg.) 2005: Mechanismen der Politik. Strategische Interaktion im deutschen Regierungssystem, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Geis, Anna und Wolfgang Wagner 2006: Vom »demokratischen Frieden« zur demokratiezentrierten Friedens-und Gewaltforschung, in: Politische Vierteljahresschrift 47(2), 276–288.

George, Alexander L. 1979a: Case Studies and Theory Development: The Method of Structured, Focused Comparison, in: Lauren, Paul Gordon (ed.), Diplomacy: New Approaches in History, Theory, and Policy, New York: Free Press, 43–68, wiederabgedruckt in: Caldwell, Dan (ed.) 2019, Alexander L. George: A Pioneer in Political and Social Sciences: With a Foreword by Dan Caldwell, Cham: Springer, 191–214.

George, Alexander L. 1979b: The Causal Nexus Between Cognitive Beliefs and Decision-Making Behavior: The ›Operational Code‹ Belief System, in: Falkowski, Lawrence S. (ed.), Psychological Models in International Politics, Boulder: Westview Press, 95–124.

George, Alexander L. and Andrew Bennett 2004: Case Studies and Theory Development in the Social Sciences, Cambridge, London: MIT Press.

George, Alexander L. and Timothy J. McKeown 1985: Case Studies and Theories of Organizational Decision Making, in: Advances in Information Processing in Organizations 2: 21–58.

Gerring, John 2007: Case Study Research. Principles and Practices, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Gerring, John 2017: Case Study Research. Principles and Practices. Second Edition, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Gerring, John, Mahoney, James and Colin Elman 2020: Proposals, in: Elman, Colin, Gerring, John and James Mahoney (eds.), The Production of Knowledge. Enhancing Progress in Social Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 459–485.

Giddens, Anthony 1995: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Zweite, durchgesehene Auflage, Frankfurt a.M., New York. Campus.

Gilovich, Thomas, Griffin, Dale and Daniel Kahneman (eds.) 2002: Heuristics and Biases. The Psychology of Intuitive Judgment, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Gintis, Herbert 2009: The Bounds of Reason. Game Theory and the Unification of the Behavioral Sciences, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Gintis, Herbert, Bowles, Samuel, Boyd, Robert and Ernst Fehr (eds.) 2005: Moral Sentiments and Material Interests. The Foundations of Cooperation in Economic Life, Cambridge, London: The MIT Press.

Gläser, Jochen und Grit Laudel 2010: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. Vierte Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Gläser, Jochen und Grit Laudel 2019: The Discovery of Causal Mechanisms: Extractive Qualitative Content Analysis as a Tool for Process Tracing, in: Forum Qualitative Sozialforschung 20(3), https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3386/4495.

Glennan, Stuart 2017: The New Mechanical Philosophy, Oxford: Oxford University Press.

Glennan, Stuart and Phyllis Illari (eds.) 2018: The Routledge Handbook of Mechanisms and Mechanical Philosophy, Milton Park, New York: Routledge.

Goertz, Gary 2006: Social Science Concepts. A User's Guide, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Goertz, Gary 2017: Multimethod Research, Causal Mechanisms, and Case Studies. An Integrated Approach, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Goertz, Gary and James Mahoney 2012: A Tale of Two Cultures. Qualitative and Quantitative Research in the Social Sciences, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Goffman, Erving 1961: Encounters. Two Studies in the Sociology of Interaction, Indianapolis: Bobbs-Merrill.

Goffman, Erving 1971: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Goffman, Erving 1974: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Goffman, Erving 1977: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Goffman, Erving 1983: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München: Piper.

Goldberg, Felix und Achim Hildebrandt 2020: Experteninterviews. Anwendung, Durchführung und Auswertung in der Politikwissenschaft, in: Wagemann, Claudius, Goerres, Achim und Markus B. Siewart (Hrsg.), Handbuch Methoden der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 267–284.

Goldie, Peter (ed.) 2010: The Oxford Handbook of Philosophy of Emotion, Oxford: Oxford University Press.

Goodin, Robert E. and Charles Tilly (eds.) 2008: The Oxford Handbook of Contextual Political Analysis, Oxford, New York: Oxford University Press.

Greimas, Algirdas Julien 1971: Strukturale Semantik. Methodologische Untersuchungen, Braunschweig: Vieweg.

Greshoff, Rainer 2015: Weites oder enges Prozessverständnis? Konzeptuelle Erörterungen auf der Basis einer kritischen Rekonstruktion des Luhmannschen Prozessbegriffs und unter Bezug auf soziale Mechanismen, in: Schützeichel, Rainer und Stefan Jordan (Hrsg.), Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden: Springer VS, 371–407.

Gschwend, Thomas und Frank Schimmelfennig 2007: Forschungsdesign in der Politikwissenschaft: Ein Dialog zwischen Theorien und Daten, in: Gschwend, Thomas und Frank Schimmelfennig (Hrsg.), Forschungsdesign in der Politikwissenschaft. Probleme – Strategien – Anwendungen, Frankfurt a.M., New York: Campus, 13–35.

Gubrium, Jaber F., Holstein, James A., Marvasti, Amir and Karyn D. McKinney (eds.) 2012: The SAGE Handbook of Interview Research. The Complexity of the Craft. Second Edition, Thousand Oaks et al.: SAGE.

Guzzini, Stefano 2017: Militarizing politics, essentializing identities: Interpretivist process tracing and the power of geopolitics, in: Cooperation and Conflict 52(3), 423–445.

Habermas, Jürgen 1968: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen 1970: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen 1981: Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen 1984: Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen 1992: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen und Niklas Luhmann 1971: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hall, Peter A. 2003: Aligning Ontology and Methodology in Comparative Politics, in: Mahoney, James and Dietrich Rueschemeyer (eds.), Comparative Historical Analysis in the Social Sciences, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 373–404.

Hall, Peter A. 2008: Systematic Process Analysis. What it is and how to use it, in: European Political Science 7(3), 304–317.

Hall, Peter A. 2009: Historical Institutionalism in Rationalist and Sociological Perspective, in: Mahoney, James and Kathleen Thelen (eds.), Explaining Institutional Change.

Ambiguity, Agency, and Power, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 204–224.
Hall, Peter A. 2013: Tracing the Progress of Process Tracing, in: European Political Science 12: 20–30.
Hall, Peter A. 2016: Politics as a process structured in space and time, in: Fioretos, Orfeo, Falleti, Tulia G. and Adam Sheingate (eds.), The Oxford Handbook of Historical Institutionalism. Oxford: Oxford University Press, 31–50.
Hall, Peter A. and Rosemary C. R. Taylor 1996: Political Science and the Three New Institutionalisms, in: Political Studies 44(5), 936–957.
Harré, Rom and Edward H. Madden 1975: Causal Powers. A Theory of Natural Necessity, Oxford: Blackwell.
Harré, Rom, Clarke, David and Nicola de Carlo 1985: Motives and Mechanisms. An Introduction to the Psychology of Action, London, New York: Routledge.
Harré, Rom and Roy Harris (eds.) 1993: Linguistics and Philosophy. The Controversial Interface, Oxford et al.: Pergamon Press.
Harrison, Anthony Kwame 2018: Ethnography. Understanding Qualitative Research, New York: Oxford University Press.
Haug Christoph 2015: What is consensus and how is it achieved in meetings? Four practices of consensus decision-making, in: Allen, Joseph A., Lehmann-Willenbrock, Nale and Steven G. Rogelberg (eds.), The Cambridge Handbook of Meeting Science, New York: Cambridge University Press, 556–584.
Haunss, Sebastian, Dietz, Matthias und Frank Nullmeier 2013: Der Ausstieg aus der Atomenergie. Diskursnetzwerkanalyse als Beitrag zur Erklärung einer radikalen Politikwende in: Zeitschrift für Diskursforschung 1(3), 288–316.
Hawking, Stephen 1991: Eine kurze Geschichte der Zeit, Reinbek: Rowohlt.
Hedström, Peter 2005: Dissecting the Social. On the Principles of Analytical Sociology, Cambridge, New York: Cambridge University Press.
Hedström, Peter 2008: Studying Mechanisms to Strenghten Causal Inferences in Quantitative Research, in: Box-Steffensmeier, Janet M., Brady, Henry E. and David Collier (eds.), The Oxford Handbook of Political Methodology, Oxford, New York: Oxford University Press, 319–335.
Hedström, Peter and Peter Bearman (eds.) 2009a: The Oxford Handbook of Analytical Sociology, Oxford, New York: Oxford University Press.
Hedström, Peter and Peter Bearman 2009b: What is Analytical Sociology All About? An Introductory Essay, in: Dies. (eds.), The Oxford Handbook of Analytical Sociology, Oxford, New York: Oxford University Press: 3–24.
Hedström, Peter and Richard Swedberg 1998a: Social Mechanisms: An Introductory Essay, in: Peter Hedström and Richard Swedberg (eds.), Social Mechanisms. An Analytical Approach to Social Theory, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 1–31.
Hedström, Peter and Richard Swedberg (eds.) 1998b: Social Mechanisms. An Analytical Approach to Social Theory, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Hedström, Peter und Lars Udehn 2009: Analytical Sociology and Theories of the Middle Range, in: Hedström, Peter and Peter Bearman (eds.), The Oxford Handbook of Analytical Sociology, Oxford, New York: Oxford University Press: 25–47.

Hedström, Peter und Petri Ylikoski 2010: Causal Mechanisms in the Social Sciences, in: Annual Review of Sociology 36: 49–67.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1986: Wissenschaft der Logik II. Georg Wilhelm Friedrich Hegel Werke in zwanzig Bänden, Band 6, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Heider, Fritz 1958: The Psychology of Interpersonal Relations, New York: Wiley.

Heinelt, Hubert 2016: Governance und politisches Entscheiden. Zur intersubjektiven Erschließung der Grundlagen politischer Entscheidungen, Baden-Baden: Nomos.

Heinelt, Hubert 2019: Challenges to Political Decision-making. Dealing with Information Overload, Ignorance and Contested Knowledge, Milton Park, New York: Routledge.

Helfferich, Cornelia 2019: Leitfaden- und Experteninterviews, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 669–686.

Helmrich, Robert und Gerd Zika 2019: Prognosen, Projektionen und Szenarien, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 1, Wiesbaden: Springer VS, 231–246.

Hempel, Carl. G. 1965: Philosophy of Natural Science, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

Hempel, Carl. G. and Paul Oppenheim 1948: Studies in the Logic of Explanation, in: Philosophy of Science 62(2), 135–175.

Hepp, Adalbert und Susanne K. Schmidt (Hrsg.) 2017: Auf der Suche nach der Problemlösungsfähigkeit der Politik. Fritz W. Scharpf im Gespräch, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Hering, Linda und Robert Jungmann 2019: Einzelfallanalyse, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 1, Wiesbaden: Springer VS, 619–632.

Hettlage, Robert und Karl Lenz (Hrsg.) 1991: Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation, Bern, Stuttgart: Verlag Paul Haupt.

Hirschman, Albert O. 1992: Denken gegen die Zukunft. Die Rhetorik der Reaktion, München: Hanser.

Hochschild, Arlie R. 1990: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Hoebel, Thomas und Wolfgang Knöbl 2019: Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie, Hamburg: Hamburger Edition.

Hoebel, Thomas, Knöbl, Wolfgang und Aaron Sahr 2020: Reputation und Randständigkeit. Andrew Abbott und die Suche nach der prozessualen Soziologie, in: Andrew Abbott, Zeit zählt. Grundzüge einer prozessualen Soziologie, Hamburg: Hamburger Edition, 7–61.

Hoffmann, Nicole 2018: Dokumentenanalyse in der Bildungs- und Sozialforschung. Überblick und Einführung, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Hogarth, Robin M. 1974: Process Tracing in Clinical Judgment, in: Behavioral Science 19(5), 298–313.

Holland, Paul W. 1986: Statistics and Causal Inference, in: Journal of the American Statistical Association 81: 945–960.

Iser, Mattias 2008: Empörung und Fortschritt. Grundlagen einer kritischen Theorie der Gesellschaft, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Jäckle, Sebastian 2020: Event-History-Analysis, in: Wagemann, Claudius, Goerres, Achim und Markus B. Siewart (Hrsg.), Handbuch Methoden der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 543–571.

Jacobs, Alan M. 2015: Process Tracing the Effects of Ideas, in: Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.), Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 41–73.

Jacobs, Alan M. 2020: Pre-registration and Results-Free Review in Observational and Qualitative Research, in: Elman, Colin, Gerring, John and James Mahoney (eds.), The Production of Knowledge. Enhancing Progress in Social Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 221–264.

Janis, Irving 1972: Victims of Groupthink. A Psychological Study of Foreign-Policy Decisions and Fiascoes, Boston: Houghton Mifflin.

Joas, Hans und Wolfgang Knöbl 2004: Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Jonas, Klaus, Stroebe, Wolfgang und Miles Hewstone (Hrsg.) 2014: Sozialpsychologie. Sechste, vollständig überarbeitete Auflage, Berlin, Heidelberg, Springer.

Jordan, Stefan 2018: Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft. Vierte, aktualisierte Auflage, Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Juslin, Peter and Henry Montgomery (eds.) 1999: Judgment and Decision Making: Neo-Brunswikian and Process-Tracing Approaches, Hillsdale: Lawrence Erlbaum.

Kahneman, Daniel 2014: Schnelles Denken, Langsames Denken, Pantheon: München.

Kahneman, Daniel and Amos Tversky (eds.) 2000: Choices, Values, and Frames, New York: Cambridge University Press and Russell Sage Foundation.

Kaiser, Marie I., Scholz, Oliver R., Plenge, Daniel and Andreas Hüttemann (eds.) 2014: Explanation in the Special Sciences. The Case of Biology and History, Dordrecht: Springer.

Kaiser, Robert 2014: Qualitative Experteninterviews: Konzeptionelle Grundlagen und praktische Durchführung, Wiesbaden: Springer VS.

Katznelson, Ira and Helen V. Milner (eds.) 2002: Political Science: The State of the Discipline, New York, London: Norton.

Keller, Reiner 2011: Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Vierte Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, Reiner 2012: Das interpretative Paradigma. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Keller, Reiner 2013: Doing Discourse Research. An Introduction for Social Scientists, London et al.: SAGE.

Kelley, Harold H. and John W. Thibaut 1978: Interpersonal Relations. A Theory of Interdependence, New York: Wiley.

Kellstedt, Paul M. and Guy D. Whitten 2018: The Fundamentals of Political Science Research. Third Edition, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Kieserling, André 1999: Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Kincaid, Herold 2012: Mechanisms, Causal Modeling, and the Limitations of Traditional Multiple Regression, in: Ders. (ed.), The Oxford Handbook of Philosophy of Science, Oxford: Oxford University Press, 46–64.

King, Gary, Keohane, Robert O. and Sidney Verba 1994: Designing Social Inquiry. Scientific Inference in Qualitative Research, Princeton: Princeton University Press.

King, Nigel, Horrocks, Christine and Joanna Brooks 2019: Interviews in Qualitative Research. Second Edition, London et al.: SAGE.

Knill, Christoph and Jale Tosun 2012: Public Policy. A New Introduction, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Knoblauch, Hubert und Theresa Vollmer 2019: Ethnographie, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 1, Wiesbaden: Springer VS, 599–617.

Knöbl, Wolfgang 2001: Spielräume der Modernisierung. Das Ende der Eindeutigkeit, Weilerswist: Velbrück.

Koopmans, Ruud 2002: Codebook for the Analysis of Political Mobilisation and Communication in European Public Spheres, http://europub.wzb.eu/codebooks.en.htm.

Koopmans, Ruud and Paul Statham 1999: Political Claims Analysis. Integrating Protest Event and Public Discourse Approaches, in: Mobilization 4(2), 203–221.

Koopmans, Ruud and Paul Statham (eds.) 2010: The Making of a European Public Sphere: Media Discourse and Political Contention, New York: Cambridge University Press.

Kreuzer, Marcus 2016: Assessing Causal Inference Problems with Bayesian Process Tracing. The Economic Effects of Proportional Representation and the Problem of Endogeneity, in: New Political Economy 21(5), 473–483.

Krickel, Beate 2018: The Mechanical World. The Metaphysical Commitments of the New Mechanistic Approach, Cham: Springer.

Kroneberg, Clemens 2011: Die Erklärung sozialen Handelns. Grundlagen und Anwendung einer integrativen Theorie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kruse, Jan 2015: Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Zweite, überarbeitete und ergänzte Auflage, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Kubicek, Herbert 2020: Informationsfreiheits- und Transparenzgesetze, in: Klenk, Tanja, Nullmeier, Frank und Göttrik Wewer (Hrsg.), Handbuch Digitalisierung in Staat und Verwaltung, Wiesbaden: Springer VS, 171–186.

Kühberger, Anton, Schulte-Mecklenbeck, Michael and Ron Ranyard 2011: Introduction: Windows for Understanding the Mind, in: Schulte-Mecklenbeck, Michael, Kühberger, Anton and Ron Ranyard (eds.), A Handbook of Process Tracing Methods for Decision Research: A Critical Review and User's Guide, New York: Psychology Press, 1–17.

Kühmstedt, Estella 2013: Klug recherchiert: für Historiker, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kühn, Thomas und Kay-Volker Koschel 2017: Gruppendiskussionen: Ein Praxis-Handbuch. Zweite Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Kühnel, Steffen und André Dingelstedt 2019: Kausalität, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1401–1413.

Kuhlmann, Johanna and Frank Nullmeier 2021a: A Mechanism-Based Approach to the Comparison of National Pension Systems in Vietnam and Sri Lanka, in: Social Policy & Administration, https://doi.org/10.1111/spol.12691.

Kuhlmann, Johanna and Frank Nullmeier 2021b: Conclusion and Outlook: Towards a Systematisation of the Mechanism-Based Approach in Social Policy Research, in: Kuhlmann, Johanna and Frank Nullmeier (eds.), Causal Mechanisms in the Global Development of Social Policies, Cham: Palgrave Macmillan, im Druck.

Kuhlmann, Johanna and Frank Nullmeier (eds.) 2021c: Causal Mechanisms in the Global Development of Social Policies, Cham: Palgrave Macmillan, im Druck.

Kunde, Wilfried 2017: Handlung und Wahrnehmung, in: Müsseler, Jochen und Martina Rieger (Hrsg.), Allgemeine Psychologie. Dritte Auflage, Wiesbaden. Springer, 821–837.

Landwehr, Achim 2018: Historische Diskursanalyse, Zweite, aktualisierte Auflage, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Landweer, Hilge und Ursula Renz (Hrsg.) 2012: Handbuch Klassische Emotionstheorien. Von Platon bis Wittgenstein, Berlin, Boston: de Gruyter.

Lange, Matthew 2013: Comparative-Historical Methods, London et al.: SAGE.

Lauth, Hans-Joachim, Kneuer, Marianne und Gert Pickel (Hrsg.) 2016: Handbuch Vergleichende Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer.

Lauth, Hans-Joachim, Pickel, Gert und Susanne Pickel 2015: Methoden der vergleichenden Politikwissenschaft. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Leendertz, Ariane und Uwe Schimank (Hrsg.) 2019: Ordnung und Fragilität des Sozialen. Renate Mayntz im Gespräch, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Lehnert, Matthias, Miller, Bernhard und Arndt Wonka 2007: Na und? Überlegungen zur theoretischen und gesellschaftlichen Relevanz in der Politikwissenschaft, in: Gschwend, Thomas und Frank Schimmelfennig (Hrsg.), Forschungsdesign in der Politikwissenschaft. Probleme – Strategien – Anwendungen, Frankfurt a.M., New York: Campus, 39–60.

Leifeld, Philip 2016: Policy Debates as Dynamic Networks: German Pension Politics and Privatization Discourse, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Levy, Jack S. 2008: Counterfactuals and Case Studies, in: Box-Steffensmeier, Janet M., Brady, Henry E. and David Collier (eds.), The Oxford Handbook of Political Methodology, Oxford, New York: Oxford University Press, 627–644.

Lijphart, Arend 1971: Comparative Politics and the Comparative Method, in: American Political Science Review 65(3), 682–693.

Lijphart, Arend 1999: Patterns of Democracy. Government Forms and Performance in Thirty-Six Countries, New Haven, London: Yale University Press.
Lindenberg, Siegwart 1990: Homo socio-oeconomicus: The emergence of a general model of man in the social sciences, in: Journal of Institutional and Theoretical Economics (JITE)/Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 146(4), 727–748.
Little, Daniel 1986: The Scientific Marx, Minneapolis: University of Minnesota Press.
Little, Daniel 1991: Varieties of Social Explanation. An Introduction to the Philosophy of Social Science, Boulder et al.: Westview Press.
Little, Daniel 2016: New Directions in the Philosophy of Social Science, London, New York: Rowman & Littlefield.
Little, Daniel 2018: Disaggregating historical explanation: the move to social mechanisms, in: Glennan, Stuart and Phyllis Illari (eds.), The Routledge Handbook of Mechanisms and Mechanical Philosophy, London: Routledge, 413–422.
Lüdemann, Susanne 2007: Körper, Organismus, in: Konersmann, Ralf (Hrsg.), Wörterbuch der philosophischen Metaphern, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 168–182.
Lueger, Manfred und Ulrike Froschauer 2018: Artefaktanalyse, in: Akremi, Leila, Baur, Nina, Knoblauch, Hubert und Bris Traue (Hrsg.) 2018: Handbuch Interpretativ forschen, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 775–801.
Luhmann, Niklas 1970: Reflexive Mechanismen, in: Ders., Soziologische Aufklärung. Ausätze zur Theorie sozialer Systeme. Band 1, Opladen: Westdeutscher Verlag, 92–112.
Luhmann, Niklas 1981: Symbiotische Mechanismen, in: Ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 228–244.
Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas 2017: Systemtheorie der Gesellschaft, Herausgegeben von Johannes F.K. Schmidt und André Kieserling unter Mitarbeit von Christoph Gesigora, Berlin: Suhrkamp.
Machamer, Peter, Darden, Lindley and Carl F. Craver 2000: Thinking about Mechanisms, in: Philosophy of Science 67(1), 1–25.
Mahoney, James 1999: Nominal, Ordinal, and Narrative Appraisal in Macrocausal Analysis, in: American Journal of Sociology 104(4): 1154–1196.
Mahoney, James 2000: Strategies of Causal Inference in Small-N Analysis, in: Sociological Methods & Research 28(4): 387–424.
Mahoney, James 2001: Beyond Correlational Analysis: Recent Innovations in Theory and Method, in: Sociological Forum 16(3), 575–593.
Mahoney, James 2004a: Comparative-Historical Methodology, in: Annual Review of Sociology 30: 81–101.
Mahoney, James 2004b: Revisiting General Theory in Historical Sociology, in: Social Forces 83(2): 459–489.
Mahoney, James 2006: On the Second Wave of Historical Sociology, 1970s-Present, in: International Journal of Comparative Sociology 47(5): 371–377.

Mahoney, James 2007: Qualitative Methodology and Comparative Politics, in: Comparative Political Studies 40(2): 122–144.

Mahoney, James 2010a: Colonialism and Postcolonial Development. Spanish America in Comparative Perspective, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Mahoney, James 2010b: After KKV. The New Methodology of Qualitative Research, in: World Politics 62(1): 120–147.

Mahoney, James 2015: Process Tracing and Historical Explanation, in: Security Studies 24(2), 200–218.

Mahoney, James, Kimball, Erin and Kendra L. Koivu 2009: The Logic of Historical Explanation in the Social Sciences, in: Comparative Political Studies 42(1): 114–146.

Mahoney, James and Dietrich Rueschemeyer (eds.) 2003: Comparative Historical Analysis in the Social Sciences, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Mahoney, James and Kathleen Thelen (eds.) 2009: Explaining Institutional Change. Ambiguity, Agency, and Power, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Mahoney, James and Kathleen Thelen (eds.) 2015: Advances in Comparative-historical Analysis, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Mahoney, James and P. Larkin Terrie 2008: Comparative-Historical Analysis in Contemporary Political Science, in: Box-Steffensmeier, Janet M., Brady, Henry E. and David Collier (eds.), The Oxford Handbook of Political Methodology, Oxford, New York: Oxford University Press, 737–755.

Mahoney, James and Rodrigo Barrenechea 2019: The Logic of Counterfactual Analysis in Case-Study Explanation, in: British Journal of Sociology 70(1), 306–338.

Mahoney, James, Goertz, Gary and Charles Ragin 2012: Causal complexity and counterfactuals, in: Morgan, Stephen L. (ed.), Handbook of Causal Analysis for Social Research, Dordrecht et al.: Springer, 75–90.

Mahoney, James, Mohamedali, Khairunnisa and Christoph Nguyen 2016: Causality and Time in Historical Institutionalism, in: Fioretos, Orfeo, Falleti, Tulia G. and Adam Sheingate (eds.), The Oxford Handbook of Historical Institutionalism. Oxford: Oxford University Press, 71–88.

Manderscheid, Katharina 2019: Text Mining, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1103–1116.

Mandeville, Bernard 1980: Die Bienenfabel. Mit einer Einleitung von Walter Euchner, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Manow, Philip und Steffen Ganghof 2005: Mechanismen deutscher Politik, in: Ganghof, Steffen und Philip Manow (Hrsg.), Mechanismen der Politik. Strategische Interaktion im deutschen Regierungssystem, Frankfurt a.M., New York: Campus, 9–33.

March, James G. and Johan P. Olsen 1984: The New Institutionalism: Organizational Factors in Political Life, in: The American Political Science Review 78(3), 734–749.

Markowitz, Jürgen 1979: Die soziale Situation. Entwurf eines Modells zur Analyse des Verhältnisses zwischen personalen Systemen und ihrer Umwelt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Matt, Peter von 2006: Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist, München: Hanser.

Mayerl, Jochen und Thorsten Faas 2019: Quantitative Analyse von Twitter und anderer usergenerierter Kommunikation, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1027–1040.

Mayntz, Renate (Hrsg.) 2002a: Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Mayntz, Renate 2002b: Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen, in: dies., Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen, Frankfurt a.M., New York: Campus, 7–43.

Mayntz, Renate 2009: Sozialwissenschaftliches Erklären. Probleme der Theoriebildung und Methodologie, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Mayntz, Renate 2016: Process Tracing, Abstraction, and Varieties of Cognitive Interest, in: Political Economy 21(5), 484–488.

Mayntz, Renate 2019a: Über den begrenzten Nutzen methodologischer Regeln in der Sozialforschung, in: Leendertz, Ariane und Uwe Schimank (Hrsg.), Ordnung und Fragilität des Sozialen. Renate Mayntz im Gespräch, Frankfurt a.M., New York: Campus, 169–184.

Mayntz, Renate 2019b: Überraschende historische Ereignisse als theoretisches Problem, in: Leendertz, Ariane und Uwe Schimank (Hrsg.), Ordnung und Fragilität des Sozialen. Renate Mayntz im Gespräch, Frankfurt a.M., New York: Campus, 297–315.

Mayntz, Renate 2020: Causal Mechanism and Explanation in Social Science. MPIfG Discussion Paper 20/7.

Mayntz, Renate, Holm, Kurt und Peter Hübner 1969: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mayntz, Renate und Birgitta Nedelmann 1987: Eigendynamische soziale Prozesse. Anmerkungen zu einem analytischen Paradigma, in: Kölner Zeitschrift für Sozologie und Sozialpsychologie 39(4), 648–668.

Mayntz, Renate und Fritz W. Scharpf 1995: Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus, in: dies. (Hrsg.), Gesellschaftliche Selbstregelung und politische Steuerung, Frankfurt a.M., New York: Campus, 39–72.

Mayring, Philipp 2015: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Zwölfte, überarbeitete Auflage, Weinheim, Basel: Beltz.

McAdam, Doug, Tarrow, Sidney and Charles Tilly 2001: Dynamics of Contention, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

McCarthy, Thomas 1980: Kritik der Verständigungsverhältnisse. Zur Theorie von Jürgen Habermas, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

McKeown, Timothy J. 1999: Case Studies and the Statistical Worldview: Review of King, Keohane, and Verba's Designing Social Inquiry: Scientific Inference in Qualitative Research, in: International Organization 53(1), 161–190.

McKeown, Timothy J. 2004: Case Studies and the Limits of the Quantitative Worldview, in: Brady, Henry E. and David Collier (eds.), Rethinking Social Inquiry: Diverse Tools, Shared Standards, Lanham: Rowman & Littlefield, 139–168.

Mead, George Herbert 1973: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mergel, Thomas 2002: Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag, Düsseldorf: Droste.

Merton, Robert K. 1959: Social Theory and Social Structure. Revised and Enlarged Edition, New York: The Free Press.

Mill, John Stuart 1973/74: A System of Logic. Ratiocinative and Inductive. Being a Connected View of the Principles of Evidence, and the Methods of Scientific Investigation. Collected Works of John Stuart Mill. Vol. VII and VIII, Toronto: The University of Toronto Press.

Misoch, Sabina 2019: Qualitative Interviews. Zweite Auflage, Berlin, Boston: Walter de Gruyter.

Morgan, Stephen L. (ed.) 2013: Handbook of Causal Analysis for Social Research, Dordrecht et al.: Springer.

Müller, Marion G. 2003: Grundlagen der visuellen Kommunikation, Konstanz UVK.

Münch, Sybille 2016: Interpretative Policy-Analyse. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Müsseler, Jochen und Martina Rieger (Hrsg.) 2017: Allgemeine Psychologie. Dritte Auflage, Wiesbaden. Springer.

Muno, Wolfgang 2016: Fallstudien und Process Tracing in der Vergleichenden Politikwissenschaft, in: Lauth, Hans-Joachim, Kneuer, Marianne und Gert Pickel (Hrsg.), Handbuch Vergleichende Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 79–90.

Nam, Sang-Hui 2019: Qualitative Analyse von Chats und anderer usergenerierter Kommunikation, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1041–1051.

Nonhoff, Martin, Herschinger, Eva, Angermuller, Johannes, Macgilchrist, Felicitas, Reisigl, Martin, Wedl, Juliette, Wrana, Daniel und Alexander Ziem (Hrsg.) 2014: Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse, Bielefeld: transcript.

Nullmeier, Frank 2000: Politische Theorie des Sozialstaats, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Nullmeier, Frank 2013: Wissenspolitologie und interpretative Politikanalyse, in: Kropp, Sabine und Susanne Kuhlmann (Hrsg.), Wissen und Expertise in Politik und Verwaltung, dms – der moderne staat Sonderheft 1, Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 21–43.

Nullmeier, Frank 2014: Intersubjektivität und Interindividualität. Anmerkungen zu den sozialtheoretischen Grundlagen der Demokratietheorie, in: Flügel-Martinsen, Oliver, Gaus, Daniel, Hitzel-Cassagnes, Tanja und Franziska Martinsen (Hrsg.), Deliberative Kritik – Kritik der Deliberation. Festschrift für Rainer Schmalz-Bruns, Wiesbaden: Springer VS, 73–101.

Nullmeier, Frank 2015a: Globale Gesellschaftstheorie. Politische Theorie und ihre gesellschaftstheoretischen Bezüge, in: Kreide, Regina und Andreas Niederberger (Hrsg.),

Internationale Politische Theorie. Eine Einführung, Stuttgart, Verlag J.B. Metzler, 3–19.
Nullmeier, Frank 2015b: Leistungsprozess und soziale Kämpfe, Kapitalismus und funktionale Differenzierung, in: Zeitschrift für Theoretische Soziologie 4 (2), 284–294.
Nullmeier, Frank 2016: Politische Theorie des Komparativs. Soziale Vergleiche und gerechte Gesellschaft, in: Mittelweg 36, Jg. 25(2), 56–73.
Nullmeier, Frank 2018a: How to explain discursive change: An actor-centred approach to interpretive explanation, in: Heinelt, Hubert und Sybille Münch, (eds.), Handbook of European Policies. Interpretive Approaches to the EU, Cheltenham, Northampton: Edward Elgar, 72–90.
Nullmeier, Frank 2018b: Verfahren und Mechanismen. Theoriebildung und Kausalitätsverständnis in der politikwissenschaftlichen Verwaltungsforschung, in: Michael W. Bauer und Edgar Grande (Hrsg.), Perspektiven der Verwaltungswissenschaft, Baden-Baden: Nomos, 279–302.
Nullmeier, Frank 2019: Interpretative Politikforschung und kausale Mechanismen, in: Zeitschrift für Politikwissenschaft 29(2): Marlon Barbehön, Sybille Münch, Gabi Schlag (Hrsg.), Was gibt es zu deuten? Politikforschung als interpretative Praxis, 153–172.
Nullmeier, Frank, Biegoń, Dominika, Gronau, Jennifer, Haunss, Sebastian, Lenke, Falk, Schmidtke, Henning und Steffen Schneider 2014: Legitimationskrise der Marktwirtschaft? Ein internationaler Vergleich, Frankfurt a.M., New York: Campus.
Nullmeier, Frank, Biegoń, Dominika, Gronau, Jennifer, Nonhoff, Martin, Schmidtke, Henning und Steffen Schneider 2011: Prekäre Legitimitäten. Rechtfertigung von Herrschaft in der postnationalen Konstellation, Frankfurt a.M., New York: Campus.
Nullmeier, Frank and Johanna Kuhlmann 2021: Introduction: The Mechanism-Based Approach in Social Policy, in: Kuhlmann, Johanna and Nullmeier, Frank (Eds.), Causal Mechanisms in the Global Development of Social Policies, Cham: Palgrave Macmillan, im Druck.
Nullmeier, Frank und Tanja Pritzlaff 2009: The implicit normativity of political practices. Analyzing the dynamics and power relations of committee decision-making, in: Critical Policy Analysis 3(3/4), 357–374.
Nullmeier, Frank und Tanja Pritzlaff 2014: Deliberative Praktiken: Zur praktikentheoretischen Fundierung deliberativer Politik, in: Claudia Landwehr und Rainer Schmalz-Bruns (Hrsg.), Deliberative Demokratie in der Diskussion. Herausforderungen, Bewährungsproben, Kritik, Baden-Baden: Nomos, 203–237.
Nullmeier, Frank, Pritzlaff, Tanja und Achim Wiesner 2003: Mikro-Policy-Analyse. Ethnographische Politikforschung am Beispiel Hochschulpolitik. Frankfurt a. M., New York: Campus.
Nullmeier, Frank, Pritzlaff, Tanja, Weihe, Anne C. und Britta Baumgarten 2008: Entscheiden in Gremien. Von der Video-Aufzeichnung zur Prozessanalyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Obinger, Herbert 2015: Funktionalismus, in: Wenzelburger, Georg und Reimut Zohlnhöfer (Hrsg.), Handbuch Policy-Forschung, Wiesbaden: Springer, 35–54.

Obinger, Herbert 2019: Sozio-ökonomische Theorie des Wohlfahrtsstaates, in: Obinger, Herbert und Manfred G. Schmidt (Hrsg.), Handbuch Sozialpolitik, Wiesbaden: Springer, 97–116.

Obinger, Herbert und Manfred G. Schmidt (Hrsg.) 2019: Handbuch Sozialpolitik, Wiesbaden: Springer.

Orban, Agnes und Christine Trampusch 2019: Fallstudien und Methoden, in: Obinger, Herbert und Manfred G. Schmidt (Hrsg.), Handbuch Sozialpolitik, Wiesbaden: Springer, 361–381.

Parkinson, Brian 2014: Soziale Wahrnehmung und Attribution, in: Jonas, Klaus, Stroebe, Wolfgang und Miles Hewstone (Hrsg.), Sozialpsychologie. Sechste, vollständig überarbeitete Auflage, Berlin, Heidelberg, Springer: 65–106.

Parkinson, John R. 2012: Democracy and Public Space: The Physical Sites of Democratic Performance, Oxford: Oxford University Press.

Parsons, Talcott 1951: The Social System, Glencoe: The Free Press.

Parsons, Talcott 1964: Social Structure and Personality, Glencoe: The Free Press.

Parsons, Talcott 1980: Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien. Herausgegeben und eingeleitet von Stefan Jensen, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Patel, Kiran Klaus und Frank M. Bischoff 2020: Sektion Quellen: Geschichtswissenschaft und Archive im digitalen Zeitalter, in: Zeithistorische Forschungen 17(1), 145–189.

Paul, Gerhard (Hrsg.) 2006: Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Paul, Gerhard 2020: Bilder einer Diktatur: Zur Visual History des Dritten Reiches, Göttingen: Wallstein.

Payne, John W. and Vinod Venkatraman 2011: Opening the Black Box: Conclusions to ›A Handbook of Process Tracing Methods for Decision Research‹ in: Schulte-Mecklenbeck, Michael, Kühberger, Anton and Ron Ranyard (eds.), A Handbook of Process Tracing Methods for Decision Research: A Critical Review and User's Guide, New York: Psychology Press, 223–250.

Peters, B. Guy 2013: Strategies for Comparative Research in Political Science, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Pfaffenberger, Fabian 2016: Twitter als Basis wissenschaftlicher Studien. Eine Bewertung gängiger Erhebungs- und Analysemethoden der Twitter-Forschung, Wiesbaden: Springer VS.

Pickel, Susanne, Pickel, Gert, Lauth, Hans-Joachim und Detlef Jahn (Hrsg.) 2003: Vergleichende politikwissenschaftliche Methoden. Neue Entwicklungen und Diskussionen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Pierson, Paul 2004: Politics in Time. History, Institutions, and Social Analysis, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Pierson, Paul and Theda Skocpol 2002: Historical Institutionalism in Contemporary Political Science, in: Katznelson, Ira and Helen V. Milner (eds.), Political Science: The State of the Discipline, New York, London: Norton, 693–721.

Plenge, Daniel 2014: Do Historians Study the Mechanisms of History? A Sketch, in: Kaiser, Marie I., Scholz, Oliver R., Plenge, Daniel and Andreas Hüttemann (eds.), Explanation in the Special Sciences. The Case of Biology and History, Dordrecht: Springer, 211–243.

Popper, Karl R. 1974: Das Elend des Historizismus. Vierte Auflage. Unveränderter Nachdruck der dritten, verbesserten Auflage, Tübingen: Mohr Siebeck.

Popper, Karl R. 1975: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Zwei Bände. Vierte Auflage, München: Francke Verlag.

Pötter, Ulrich und Gerald Prein 2019: Verlaufsdatenanalyse, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1479–1492.

Potůček, Martin 2017: Public Policy. A Comprehensive Introduction, Prag. Karolinum Press.

Pouliot, Vincent 2015: Practice Tracing, in: Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.), Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 237–259.

Pritzlaff, Tanja und Frank Nullmeier 2009: Zu einer Theorie politischer Praktiken, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 38(1), 7–22.

Pritzlaff, Tanja and Frank Nullmeier 2011: Capturing Practice, in: Evidence & Policy: A Journal of Research, Debate and Practice 7(2), 137–154.

Przeworski, Adam and Henry Teune 1970: The Logic of Comparative Social Inquiry, New York: Wiley-Interscience.

Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr 2014: Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Vierte, erweiterte Auflage, München: Oldenbourg.

Ragin, Charles C. 1987: The Comparative Method. Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies, Berkeley et al.: University of California Press.

Ragin, Charles C. 1992: »Casing« and the Process of Social Inquiry, in: Ragin, Charles C. and Howard S. Becker (eds.), What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry, Cambridge: Cambridge University Press, 217–226.

Ragin, Charles C. 2000: Fuzzy-Set Social Science, Chicago, London: The University of Chicago Press.

Ragin, Charles C. 2008: Redesigning Social Inquiry, Chicago, London: The University of Chicago Press.

Ragin, Charles C. and Howard S. Becker (eds.) 1992: What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry, Cambridge: Cambridge University Press.

Ramirez, Rafael and Angela Wilkinson 2016: Strategic Reframing: The Oxford Scenario Planning Approach, Oxford: Oxford University Press.

Raschke, Joachim 1985: Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Rawls, John 1971: A Theory of Justice. Cambridge, London: The Belknap Press of Harvard University Press.

Reichertz, Jo 2018: Die Methode der wissenssoziologischen Videointerpretation, in: Scheu, Andreas M. (Hrsg.), Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und

Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft, Wiesbaden: Springer VS: 163–176.

Reichertz, Jo und Carina Englert 2011: Einführung in die qualitative Videoanalyse: Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse, Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Reiter, Dan 2020: Measurement Replication in Qualitative and Quantitative Studies, in: Elman, Colin, Gerring, John and James Mahoney (eds.), The Production of Knowledge. Enhancing Progress in Social Science, Cambridge, New York: Cambridge University Press: 284–300.

Remmele, Bernd 2007: Maschine, in: Konersmann, Ralf (Hrsg.), Wörterbuch der philosophischen Metaphern, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 224–236.

Richardson, John E. 2007: Analysing Newspapers. An Approach from Critical Discourse Analysis, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Rihoux, Benoît and Charles C. Ragin (eds.) 2009: Configurational Comparative Methods. Qualitative Comparative Analysis (QCA) and Related Techniques, Thousand Oaks et al.: SAGE.

Ritchie, Donald A. 2014: Doing Oral History. Third Edition, Oxford, New York: Oxford University Press.

Roberts, Clayton 1996: The Logic of Historical Explanation, University Park: The Pennsylvania State University Press.

Roberts, Marcus 1996: Analytical Marxism. A Critique, London, New York: Verso.

Roemer, John 1986: ›Rational Choice‹ Marxism: some issues of method and substance, in: ders. (ed.), Analytical Marxism, Cambridge, New York: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme, 191–201.

Roemer, John (ed.)1986: Analytical Marxism, Cambridge, New York: Cambridge University Press; Paris: Editions de la Maison des Sciences de L'Homme.

Rohlfing, Ingo 2012: Case Studies and Causal Inference: An Integrative Framework, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Rohlfing, Ingo 2019: »Context« is important, but (almost) useless if used as a causal category, posted on September 8, 2019, https://ingorohlfing.wordpress.com/2019/09/08/context-is-important-but-almost-useless-if-used-as-a-causal-category/.

Rohlfing, Ingo and Isabel Zuber 2019: Check Your Truth Conditions! Clarifying the Relationship between Theories of Causation and Social Science Methods for Causal Inference, in: Sociological Methods & Research, online first: https://doi.org/10.1177/0049124119826156.

Rohlfing, Ingo, and Carsten Q. Schneider 2018: A Unifying Framework for Causal Analysis in Set-Theoretic Multimethod Research, in: Sociological Methods & Research 47(1), 37–63.

Rokkan, Stein 2000: Staat, Nation und Demokratie in Europa. Die Theorie Stein Rokkans aus seinen gesammelten Werken rekonstruiert und eingeleitet von Peter Flora, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Rose, Gillian 2016: Visual Methodologies. An Introduction to Researching with Visual Materials. Fourth Edition, London et al.: SAGE.

Rueschemeyer. Dietrich 2009: Usable Theory. Analytic Tools for Social and Political Research, Princeton, Oxford: Princeton University Press.
Rueschemeyer, Dietrich, Huber Stephens, Evelyne and John D. Stephens 1992: Capitalist Development and Democracy, Chicago: The University of Chicago Press.
Sachs-Hombach, Klaus (Hrsg.) 2005: Bildwissenschaft. Disziplinen, Themen, Methoden, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Salevouris, Michael J. with Conal Furay 2015: The Methods and Skills of History. A Practical Guide, Malden, Oxford: Wiley Blackwell.
Salheiser, Axel 2019: Natürliche Daten: Dokumente, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1119–1134.
Salmon, Wesley C.1984: Scientific Explanation and the Causal Structure of the World, Princeton: Princeton University Press.
Salmon, Wesley C. 1990: Four Decades of Scientific Explanation, Pittsburgh: University of Pittsburgh Press.
Sartori, Giovanni 1970: Concept Misformation in Comparative Politics, in: American Political Science Review 64(4), 1033–1053.
Sawyer, R. Keith 2005: Social Emergence. Societies as Complex Systems, New York: Cambridge University Press.
Scharpf, Fritz W. 1987: Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa, Frankfurt a.M., New York: Campus.
Scharpf, Fritz W. 2000: Interaktionsformen. Akteurzentrierter Institutionalismus in der Politikforschung, Opladen: Leske+Budrich.
Schatzki, Theodore R. 1996: Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge, New York: Cambridge University Press.
Schatzki, Theodore R., Knorr Cetina, Karin and Eike von Savigny (eds.) 2001: The Practice Turn in Contemporary Theory, London, New York: Routledge.
Schelling, Thomas C. 1978: Micromotives and Macrobehavior, New York, London: Norton.
Schelling, Thomas C. 1980: The Strategy of Conflict. With a new Preface by the author, Cambridge, London: Harvard University Press.
Schelling, Thomas C. 1984: Choice and Consequence. Perspectives of an errant economist, Cambridge, London: Harvard University Press.
Schelling, Thomas C. 2006: Strategies and Commitment and Other Essays, Cambridge, London: Harvard University Press.
Scheu, Andreas M. (Hrsg.) 2018: Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft, Wiesbaden: Springer VS.
Scheu, Andreas M., Vogelgesang, Jens und Michael Scharkow 2018: Qualitative Textanalyse. Blaupause und Potenziale (teil-)automatisierter Verfahren, in: Scheu, Andreas M. (Hrsg.), Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft, Wiesbaden: Springer VS: 309–322.

Schimank, Uwe 2012: Elementare Mechanismen, in: Benz, Arthur, Lütz, Susanne, Schimank, Uwe und Georg Simonis (Hrsg.) 2012, Handbuch Governance: Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 29–45.

Schimank, Uwe 2016: Handeln und Strukturen. Einführung in eine akteurtheoretische Soziologie, Fünfte Aufl., Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Schimmelfennig, Frank 2006: Prozessanalyse, in: Behnke, Joachim, Gschwend, Thomas, Schindler, Delia und Kai-Uwe Schnapp (Hrsg.), Methoden der Politikwissenschaft. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren, Baden-Baden: Nomos, 263–271.

Schimmelfennig, Frank 2015: Efficient Process Tracing. Analyzing the Causal Mechanisms of European Integration, in: Bennett, Andrew and Jeffrey T. Checkel (eds.), Process Tracing. From Metaphor to Analytic Tool, Cambridge: Cambridge University Press, 98–125.

Schmidt, Robert 2012: Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin: Suhrkamp.

Schmidt, Vivien A. 2008: Discursive Institutionalism: The Explanatory Power of Ideas and Discourse, in: Annual Review of Political Science 11, 303–326.

Schmidtke, Henning and Frank Nullmeier 2011: Political valuation analysis and the legitimacy of international organizations, in: German Policy Studies 7(3), 117–153.

Schmitt, Marco, Florian, Michael und Frank Hillebrandt (Hrsg.) 2006: Reflexive soziale Mechanismen. Von soziologischen Erklärungen zu sozionischen Modellen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schneider, Carsten C. and Claudius Wagemann 2012: Set-Theoretic Methods for the Social Sciences. A Guide to Qualitative Comparative Analysis, Cambridge: Cambridge University Press.

Schnell, Rainer, Hill, Paul B. und Elke Esser 2018: Methoden der empirischen Sozialforschung. Elfte Auflage, Berlin: De Gruyter.

Schöne, Helmar 2009: Teilnehmende Beobachtung in: Schnapp, Kai-Uwe, Behnke, Nathalie und Joachim Behnke (Hrsg.), Datenwelten. Datenerhebung und Datenbestände in der Politikwissenschaft, Baden-Baden: Nomos: 22–48.

Schors, Arvid 2020: Historische Quellenanalyse, in: Wagemann, Claudius, Goerres, Achim und Markus B. Siewart (Hrsg.), Handbuch Methoden der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer, 861–880.

Schrape, Jan-Felix und Jasmin Siri 2019: Facebook und andere soziale Medien, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1053–1064.

Schubert, Cornelius 2019: Gebrauchsgegenstände und technische Artefakte, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1215–1222.

Schulte-Mecklenbeck, Michael, Kühberger, Anton and Joseph G. Johnson (eds.) 2019: A Handbook of Process Tracing Methods. Second Edition, New York, Milton Park: Routledge.

Schulte-Mecklenbeck, Michael, Kühberger, Anton and Ron Ranyard (eds.) 2011: A Handbook of Process Tracing Methods for Decision Research: A Critical Review and User's Guide, New York: Psychology Press.

Schütze, Fritz 2016: Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung, herausgegeben von Werner Fiedler und Heinz-Hermann Krüger, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Schützeichel, Rainer 2015: Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur gegenwärtigen Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse, in: Schützeichel, Rainer und Stefan Jordan (Hrsg.), Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden: Springer VS, 87–147.

Schützeichel, Rainer und Stefan Jordan (Hrsg.) 2015: Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden: Springer VS.

Schwartzman, Helen B. 1989: The Meeting. Gatherings in Organizations and Communities, New York et al.: Plenum Press.

Seawright, Jason 2016: Multi-Method Social Science. Combining Qualitative and Quantitative Tools, Cambridge: Cambridge University Press.

Seha, Esther and Ferdinand Müller-Rommel 2016: Case Study Analysis, in: Keman, Hans and Jaap J. Woldendorp (eds.), Handbook of Research Methods and Applications in Political Science, Cheltenham, Northampton: Edward Elgar, 419–429.

Sewell, William H. Jr. 1996: Three Temporalities: Toward an Eventful Sociology, in: McDonald, Terrence J. (ed.), The Historic Turn in the Human Sciences. Ann Arbor: University of Michigan Press, 245–280.

Siewert, Markus B. 2017: Process Tracing, in: Jäckle, Sebastian (Hrsg.), Neue Trends in den Sozialwissenschaften. Innovative Techniken für qualitative und quantitative Forschung, Wiesbaden: Springer VS, 239–271.

Simmel, Georg 1992: Soziologie. Georg-Simmel-Gesamtausgabe Band 11, herausgegeben von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Skocpol, Theda 1979: States and Social Revolutions. A Comparative Analysis of France, Russia, and China, Cambridge: Cambridge University Press.

Skocpol, Theda (ed.) 1984: Vision and Method in Historical Sociology, Cambridge: Cambridge University Press.

Sloan, Luke and Anabel Quan-Haase 2017: The SAGE Handbook of Social Media Research Methods, London et al.: SAGE.

Smith, Adam 1999: Der Wohlstand der Nationen: Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. Übersetzung durch Horst Claus Recktenwald, München: dtv.

Sommer, Moritz, Haunss, Sebastian, Gardner, Beth Gharrity, Neuber, Michael und Dieter Rucht 2020: Wer demonstriert da? Ergebnisse von Befragungen bei Großprotesten von Fridays for Future in Deutschland im März und November 2019, in: Haunss, Sebastian und Moritz Sommer (Hrsg.), Fridays for Future – Die Jugend gegen den Klimawandel. Konturen der weltweiten Protestbewegung, Bielefeld: transcript, 15–66.

Spohn, Willfried 2005: Neue Historische Soziologie: Charles Tilly, Theda Skocpol, Michael Mann, in: Kaesler, Dirk (Hrsg.), Aktuelle Theorien der Soziologie. Von Shmuel N. Eisenstadt bis zur Postmoderne, München: Beck, 196–230.

Starke, Peter 2015: Prozessanalyse, in: Wenzelburger, Georg und Reimut Zohlnhöfer (Hrsg.), Handbuch Policy-Forschung, Wiesbaden: Springer VS, 453–482.

Steinmo, Sven, Thelen, Kathleen and Frank Longstreth (eds.) 1992: Structuring Politics: Historical Institutionalism in Comparative Analysis, Cambridge: Cambridge University Press.

Stinchcombe, Arthur L. 1968: Constructing Social Theories, New York: Harcourt, Brace & World.

Stinchcombe, Arthur L. 1978: Theoretical Methods in Social History, New York, London: Academic Press.

Stone, Deborah 2012: Policy Paradox. The Art of Political Decision Making. Third Edition, New York, London: Norton.

Streeck, Wolfgang and Kathleen Thelen (eds.) 2005: Beyond Continuity: Institutional Change in Advanced Political Economies, Oxford: Oxford University Press.

Taddicken, Monika 2019: Analyse von Zeitungsartikeln und Online-Nachrichten, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1157–1164.

Tannenwald, Nina 1999: The Nuclear Taboo: The United States and the Normative Basis of Nuclear Non-Use, in: International Organizations 53(3): 433–468.

Tannenwald, Nina 2007: The Nuclear Taboo. The United States and the Nonuse of Nuclear Weapons Since 1945, Cambridge: Cambridge University Press.

Tannenwald, Nina 2015: Process Tracing and Security Studies, in: Security Studies 24(2): 219–227.

Tausendpfund, Markus 2018: Quantitative Methoden in der Politikwissenschaft. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS.

Thaler, Richard H. 1994: Quasi Rational Economics, New York: Russell Sage Foundation.

Thaler, Richard H. 2015: Misbehaving. The Making of Behavioral Economics, New York, London: Norton.

Thaler, Richard H. and Cass R. Sunstein 2008: Nudge. Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness, New Haven, London: Yale University Press.

Thelen, Kathleen and James Mahoney 2015: Comparative-historical analysis in contemporary political science, in: Mahoney, James and Kathleen Thelen (eds.), Advances in Comparative-historical Analysis, Cambridge, New York: Cambridge University Press, 3–36.

Thierbach, Cornelia und Grit Petschick 2019: Beobachtung, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 1165–1182.

Thimm, Caja und Patrick Nehls 2019: Digitale Methoden im Überblick, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite,

vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 973–990.

Tilly, Charles 1984: Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons, New York: Russell Sage Foundation.

Tilly, Charles 1990: Coercion, Capital, and European State, AD 990–1992, Revised paperback edition, Cambridge, Oxford: Blackwell.

Tilly, Charles 2002: Stories, Identities, and Political Change, Lanham: Rowman & Littlefield.

Tilly, Charles 2003: The Politics of Collective Violence, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Tilly, Charles 2007: Democracy, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Tilly, Charles 2008a: Explaining Social Processes, Boulder, London: Paradigm Publishers.

Tilly, Charles 2008b: Contentious Performances, Cambridge, New York: Cambridge University Press.

Tilly, Charles and Sidney Tarrow 2007: Contentious Politics, Oxford, New York: Oxford University Press.

Titscher, Stefan, Wodak, Ruth, Meyer, Michael und Eva Vetter 1998: Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Trachtenberg, Marc 2006: The Craft of International History. A Guide to Method, Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Trampusch, Christine and Bruno Palier 2016: Between X and Y. How Process Tracing Contributes to Opening the Black Box of Causality, in: New Political Economy 21(5), 437–454.

Tsebelis, George 2002: Veto Players: How Political Institutions Work, Princeton: Princeton University Press.

Tuma, René, Schnettler, Bernt und Hubert Knoblauch 2013: Videographie: Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen, Wiesbaden: Springer VS.

Udehn, Lars 2001: Methodological Individualism. Background, History and Meaning, London, New York: Routledge.

Ullrich, Carsten G. 2020: Das Diskursive Interview. Methodische und methodologische Grundlagen. Zweite Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Van Evera, Stephen 1997: Guide to methods for students of political science, Ithaca, London: Cornell University Press.

Van Parijs, Philippe 1993: Marxism Recycled, Cambridge: Cambridge University Press.

Veneti, Anastasia, Jackson, Daniel and Darren G. Lilleker (eds.) 2019: Visual Political Communication, Cham: Palgrave Macmillan.

Veyne, Paul 1984: Writing History. Essay on Epistemology, Middletown: Wesleyan University Press.

Veyne, Paul 1990: Geschichtsschreibung. Und was sie nicht ist, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Vismann, Cornelia 2000: Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt a. M.: Fischer.

Vogl, Susanne 2019: Gruppendiskussion, in: Baur, Nina und Jörg Blasius (Hrsg.), Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Band 2, Wiesbaden: Springer VS, 695–700.

Vogl, Joseph 2021: Kapital und Ressentiment. Eine kurze Theorie der Gegenwart, München: Beck.

Wagemann, Claudius 2015: Qualitative Comparative Analysis, in: Wenzelburger, Georg und Reimut Zohlnhöfer (Hrsg.), Handbuch Policy-Forschung, Wiesbaden: Springer VS, 429–452.

Wagemann, Claudius, Goerres, Achim und Markus B. Siewart (Hrsg.) 2020: Handbuch Methoden der Politikwissenschaft, Wiesbaden: Springer.

Wagenaar, Hendrik 2011: Meaning in Action. Interpretation and Dialogue in Policy Analysis, Armonk, London: M.E. Sharpe.

Wagner, Aiko 2013: Die Mikrofundierung von Duvergers Gesetz. Strategisches Wahlverhalten als Wirkungsweise politischer Institutionen, Baden-Baden: Nomos.

Waldner, David 2012: Process Tracing and Causal Mechanisms, in: Kincaid, Herold (ed.), The Oxford Handbook of Philosophy of Science, Oxford: Oxford University Press, 65–84.

Weber, Max 1988: Gesammelte Schriften zur Wissenschaftslehre. Herausgegeben von Johannes Winckelmann. Siebte Auflage, Tübingen: Mohr.

Weber, Max 2014: Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie. Unvollendet 1919–1920. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe Band I/23. Herausgegeben von Knut Borchardt, Edith Hanke und Wolfgang Schluchter, Tübingen: Mohr.

Weller, Nicholas and Jeb Barnes 2014: Finding Pathways. Mixed Method Research for Studying Causal Mechanisms, Cambridge: Cambridge University Press.

Wendt, Alexander 1999: Social Theory of International Politics, Cambrige et al.: Cambridge University Press.

Westle, Bettina (Hrsg.) 2018: Methoden der Politikwissenschaft. Zweite Auflage, Baden-Baden: Nomos.

White, Hayden 1990: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung, Frankfurt a.M.: Fischer.

White, Hayden 1994: Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa, Frankfurt a.M.: Fischer.

Wiener, Norbert 1961: Cybernetics or, Control and Communication in the Animal and the Machine. Second Edition, Cambridge: The MIT Press.

Wiesing, Lambert 2009: Das Mich der Wahrnehmung. Eine Autopsie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Wiesner, Achim 2003: Ethnographische Politikforschung, in: Maier, Matthias Leonhard, Hurrelmann, Achim, Nullmeier, Frank, Pritzlaff, Tanja und Achim Wiesner (Hrsg.), Politik als Lernprozess? Wissenszentrierte Ansätze in der Politikanalyse, Opladen: Leske+Budrich, 141–166.

Wilensky, Harold L. 1975: The Welfare State and Equality. Structural and Ideological Roots of Public Expenditures, Berkeley: University of California Press.

Willems, Herbert 1997: Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Williamson, Oliver E. 1985: The Economic Institutions of Capitalism, New York: Free Press.

Williamson, Oliver E. 1996: The Mechanisms of Governance, Oxford, New York: Oxford University Press.

Wilson, Thomas P. 1973: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek: Rowohlt, 54–79.

Wittgenstein, Ludwig 1971: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Wodak, Ruth and Michael Meyer (eds.) 2016: Methods of Critical Discourse Studies. Third Edition, London et al.: SAGE.

Wodak, Ruth and Michał Krzyżanowski (eds.) 2008: Qualitative Discourse Analysis in the Social Sciences, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Wrana, Daniel, Ziem, Alexander, Reisigl, Martin, Nonhoff, Martin und Johannes Angermuller (Hrsg.) 2014: DiskursNetz: Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung, Berlin: Suhrkamp.

Wright, Erik Olin 2010: Envisioning Real Utopias. London, New York: Verso.

Yanow, Dvora 1996: How Does a Policy Mean? Interpreting Policy and Organizational Actions, Washington D.C.: Georgetown University Press.

Yanow, Dvora 2000: Conducting Interpretive Policy Analysis, Thousand Oaks et al.: SAGE.

Yanow, Dvora, Schwartz-Shea, Peregrine and Marie Josée Freitas 2010: Case Study Research in Political Science, in: Mills, Albert J., Durepos, Gabrielle and Elden Wiebe (eds.), Encyclopedia of Case Study Research, Thousand Oaks et al.: SAGE, 109–115.

Ylikoski, Petri 2012: Micro, Macro, and Mechanisms, in: Kincaid, Herold (ed.), The Oxford Handbook of Philosophy of Science, Oxford: Oxford University Press, 21–45.

Ylikoski, Petri 2018: Social Mechanisms, in: Glennan, Stuart and Phyllis Illari (eds.), The Routledge Handbook of Mechanisms and Mechanical Philosophy, Milton Park, New York: Routledge: 401–412.

Zaks, Sherry 2016: The Logic of Process Tracing: Contributions, Pitfalls and Future Directions, in: Keman, Hans and Jaap J. Woldendorp (eds.) 2016: Handbook of Research Methods and Applications in Political Science, Cheltenham, Northampton, Edward Elgar, 452–466.

Zaynel, Nadja 2018: Prozessorientierte Auswertung von qualitativen Interviews mit Atlas.ti und der Grounded Theory, in: Scheu, Andreas M. (Hrsg.), Auswertung qualitativer Daten. Strategien, Verfahren und Methoden der Interpretation nicht-standardisierter Daten in der Kommunikationswissenschaft, Wiesbaden: Springer VS: 59–68.